Biogr.
953 k.
Reinthaler

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bilder

aus

preußischen Gymnasialstädten.

Von

Prof. Dr. **Paul Reinthaler**
in Weimar.

Berlin 1899.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Das hat der Alte voraus vor dem Jungen,
Daß er im Heut zugleich das Gestern lebt,
Und daß ein Festkranz von Erinnerungen
Sich ihm um jede gute Stunde webt.

E. Geibel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn Geheimen Sanitätsrat

Professor Dr. Heinrich Lähr

in Zehlendorf

dem ältesten und ehrwürdigsten Schüler des Sorauer Gymnasiums

und

Herrn Professor Dr. **August Teuber**

in Eberswalde

meinem lieben Cösliner Schüler

gewidmet

dem einen in herzlicher Verehrung

dem andern in treuer Freundschaft.

Vorwort.

In dem vorliegenden Werkchen habe ich den Versuch gemacht, persönliche Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen sowie pädagogische und didaktische Exkurse mit der Chronik der Gymnasien in Köslin und in Sorau, an denen ich von 1867—1894 gearbeitet habe, und mit dem Bilde des geistigen und des sozialen Lebens der beiden Städte in dem genannten Zeitabschnitt zu einem einheitlichen Ganzen zu verknüpfen. Namentlich habe ich danach gestrebt, den kulturgeschichtlich interessanten Gegensatz zwischen der Beamtenstadt und der Fabrikstadt im Spiegel der Schule zur klaren Anschauung zu bringen. Freilich ist es bei einem so ganz individuellen Thema nicht leicht, den richtigen Stoff auszuwählen und überall den treffenden Ausdruck zu finden. Freundliche Leser, die dem Gegenstande nahe stehen, werden mir, wie ich vertraue, das Zeugnis nicht versagen, daß ich bemüht gewesen bin, Personen und Verhältnisse so treu und lebendig zu schildern, wie sie mir vor der Seele standen. Und darum bin ich zufrieden, wenn sie auch hinsichtlich der Form der Darstellung mir zugestehen wollen, was Karl Gerok seiner schwäbischen Freundin Ottilie Wildermuth gesagt hat:

Deiner Muse leichter Stachel, er verletzte tiefer nicht,
Als der Dorn der wilden Rose, die ein Kind vom Hage bricht.

Das sind die bescheidenen Wünsche, die ich dem Büchlein mitgeben und insbesondere auch Freunden und lieben alten Schülern ans Herz legen möchte.

Weimar, den 28. April 1899.

Dr. Paul Reinthaler.

Vorwort

[illegible]

Inhalt.

		Seite
1.	Nach Köslin	1
2.	Das ältere Lehrerkollegium	7
3.	Frühlingszeiten in Schule und Haus	22
4.	Wachsende Erfahrungen und neue Freunde	42
5.	Aus der Kösliner Beamtenwelt	53
6.	Geistiges und soziales Leben	62
7.	Spätere Schulerlebnisse	69
8.	Auf ein neues Arbeitsfeld	94
9.	Sorau N.-L.	99
10.	Die Einwohner Soraus	106
11.	Kirche und Volksschule	123
12.	Aus dem alten Gymnasium	131
13.	Der Neubau des Gymnasiums	152
14.	Ernstes und Heiteres aus dem Schulleben	158
15.	Der Abschied	181

1. Nach Köslin.

Als ich im Herbste des bedeutungsvollen Jahres 1866 die Berufung erhielt, am 1. April 1867 als dritter ordentlicher Lehrer am Königlichen und Stadtgymnasium in Köslin einzutreten, wußte ich von der Stadt nicht mehr, als was man in jeder Elementarschule lernt, daß sie die Hauptstadt des Regierungsbezirkes ist, der das eigentliche Hinterpommern umfaßt, den am schwächsten bevölkerten Verwaltungskreis des preußischen Staates. Ansehnlich freilich und eindrucksvoll präsentierte sich dem Sohne des Binnenlandes auf der Durchreise die pommersche Hauptstadt: das prächtige Königsthor, die starken Festungswerke, die von zahlreichen Schiffen und Kähnen belebte Oder. Auch Stargard, nur flüchtig vom Bahnhofe aus betrachtet, stellte sich mit dem Rathause, der Marienkirche und der gotischen Mauer stattlich genug dar. Dann aber folgte eine dreistündige Fahrt durch das ganz flache Land. Kein Bergrücken begrenzte den Horizont, kein freundlicher Fluß durchströmte die Ebene, keine bedeutsame geschichtliche Erinnerung knüpfte sich an die Namen der kleinen Städte, die der Bahnzug berührte. Nur in größeren Entfernungen, als sie der Thüringer gewohnt ist, tauchte der Turm einer Dorfkirche auf, Köslin aber bezeichnete auf dieser Strecke das Ende der Schienenverbindung, die erst acht Jahre früher erreicht worden war. An dieses Ereignis erinnert die im Schützengarten aufgestellte Büste des Prinzregenten, der die Stadt damals mit seinem Besuche beehrt hatte. Die nächste größere Stadt nach Westen, Stargard, war achtzehn, die nach Osten, Stolp, war zwölf Meilen weit entfernt. Mit einer nicht genauen Wiedergabe der geographischen Verhältnisse heißt es in einem alten Verschen:

Wo kommen denn die Kassuben her?
'S gibt ihrer so viel wie Sand am Meer;
Von Stolp, von Stolp, von Stolp.

Ein regerer Verkehr mit Kolberg, der nächsten aus der Geschichte bekannten Stadt, fand nicht statt, eine kleine Seitenbahn brachte sie von Belgard aus mit dem großen Verkehrswege nach Stettin in Verbindung, und auch ihre Bedeutung als Badeort war vor dreißig Jahren noch weit geringer als heute. So war man denn in einer Oase, aber schon der erste Anblick zeigte, daß es eine recht freundliche war. Trottoir, Gasbeleuchtung und Droschken bewiesen den Anschluß an die Einrichtungen größerer Städte; die letzte von diesen hat selbst Weimar heute noch nicht erreicht, so wenig wie das noch unter Karl dem Großen als Bischofsstadt gegründete Hildesheim. Von West nach Ost führt vom Bahnhofe aus die Neuethorstraße auf den Marktplatz. Das Rathaus, in dessen Erdgeschoß die Hauptwache ihren Sitz hatte, liegt an der Ecke, von der eine Seitenstraße zur Hauptkirche von St. Marien führt. Es ist ein in den vierziger Jahren würdig restauriertes Gotteshaus in gotischem Stil, bietet aber nichts Eigentümliches, es wäre denn der Turm, der zu dem architektonischen Charakter des Ganzen gar nicht paßt. Dagegen ziert den Marktplatz das Standbild König Friedrich Wilhelms I., seltsamer Weise in der Tracht eines römischen Imperators. Der rauhe Soldatenkönig hat dieses Denkmal wohl verdient, denn er hat die durch Feuer fast ganz zerstörte Stadt wieder aufgebaut, erweitert, verschönert. Das besagen die Bilder des Sockels und die Inschrift, leider in lateinischer Sprache. Nördlich vom Markte führt die Mühlenstraße zum Mühlenthor, das erst gegen 1870 abgebrochen worden ist, weiter hinaus zum Friedhofe. Die Hohethorstraße führt in südlicher Richtung zum Holzmarkte. Die Fortsetzung der Neuenthorstraße vom Markte aus ist die Bergstraße. Vor der Friedrich-Wilhelmsvorstadt bietet die Überbrückung eines breiten Thaleinschnittes einen überraschend schönen Umblick. Am Ende der Bergstraße schließt sich die prächtige Rogzower Allee an; links davon geht die Danziger Chaussee zum Gollenberge ab. Auf der Höhe der Straßenerhebung zeigt sich, wenige Schritte links auf einem Hügel im Walde gelegen, das Kreuz, das zum Gedächtnis der in den Befreiungskriegen Gefallenen errichtet worden ist. Diese Verbindung von Berg und Wald, die an mehreren Stellen den Ausblick auf die ferne See gestattet, ist einer der Hauptreize Köslins. Architektonisch bemerkenswerte Häuser besitzt die Stadt nicht; die kleine Schloßkirche macht sogar einen dürftigen Eindruck. Unser Wohnort war eben bis 1815 eine kleine Ackerstadt, aber für den Verkehr lange nicht so bedeutend als Körlin an der Persante, das auf dem Wege von Stettin nach Danzig eine Hauptstation bildete.

Erst nachdem Kolberg die Ehre, eine Regierungshauptstadt zu werden, unter dem Einflusse des greisen Nettelbeck abgelehnt hatte, wurde Köslin hierzu bestimmt; bald folgte auch das Appellationsgericht und die Oberpostdirektion. Das machte natürlich bedeutende Bauten erforderlich, das ansehnliche zweite Gebäude für die Regierung ist aber erst später errichtet worden. Im Nordwesten führt die Buchwaldstraße zum Buchwalde. Freilich ist er stellenweise recht feucht, aber an warmen Sommertagen bietet er einen prächtigen Aufenthalt. Hier wie am Fuße des Gollenberges gewährt ein Forsthaus dem Wanderer freundliche Rast. Folgt man der Straße weiter bis Groß-Möllen, so kommt man an den Strand der Ostsee. Wie mancher aus der Fremde heimgekehrte Pommer mag mit Emanuel Geibel bei ihrem Anblick ausgerufen haben:

Über die wogende Tiefe
Vom Aufgang her brauset der Wind wie Blütenschnee,
Flocken des Schaum's ausspülend am Strand;
Und durstigen Zug's saug' ich den meerkühlen Hauch
Heimatfroh.

Was für Menschen aber bewohnten nun unsere Stadt, soweit sie aus Pommern selbst stammten? Es war ein festes und kerniges Geschlecht, wenn auch langsam und etwas schwerfällig. Allmählich nur traten sie dem Fremden näher, aber mit Treue bewahrten sie das einmal geschenkte Vertrauen. Mühsam muß der Landmann dem kargen Boden die Frucht abgewinnen, täglich kämpft der Fischer mit den Gefahren der See. Man begreift, daß die zähe Tapferkeit dieses Volksstammes wesentlich mit zu dem siegreichen Ausgange des siebenjährigen Krieges beigetragen hat. Wohl mochte man manchmal auch im Verkehr mit dem gebildeten Pommern seufzen:

Es haben alle Musen sich vereinigt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben —

aber er hängte auch gewiß weit seltener den Mantel nach dem Winde, als leichter bewegliche Naturen. Auch der schlichteste Mann verstand und sprach neben dem heimatlichen Platt das Hochdeutsche, und eben weil ihm das in Kirche und Schule anerzogen war, korrekt. Einmal brachte mir ein junger vermögender Bauer eine Fuhre Torf. Als ich sein reines Deutsch anerkannte, fragte er lächelnd: Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Doktor? Ich habe ja bei Ihnen in Untersekunda Stunde gehabt. Er besaß das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Für uns Mitteldeutsche war das

1*

mitunter schwierig. Ich habe das Schwäbische leicht und schnell gelernt, niemals aber das Platt. Unsre liebenswürdige Freundin aus Wolgast, deren vorpommersche Eigenart in dem heimischen Platt am lebendigsten hervortrat, sagte mir selbst einmal: Ach geben Sie sich doch gar keine Mühe, Sie können ja nicht einmal Karl aussprechen. Schlimm dagegen war es, wenn ein in Pommern angestellter Geistlicher oder Lehrer noch nicht die Schwächen der sächsischen oder schlesischen Mundart abgelegt hatte. Als ich einen solchen einmal hatte predigen hören, hätte ich mit den Hörern der ersten Pfingstpredigt sagen können: Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. Apostelgesch. 2, 11. Gegen die Verwechslung von n und m, b und p, d und t, die in Thüringen unausrottbar ist, waren die Pommern unerbittlich. Selbst ein aus Sachsen stammender Schuldirektor sagte mir, darunter habe er schwer zu leiden gehabt.

Auch an die pommersche Küche mußte sich der Thüringer erst gewöhnen. Reichlich und gut waren Fische, Fleisch und Kartoffeln. Worin aber der Reiz von Kartoffeln mit Aufguß liege, habe ich niemals ergründen können, und rohe Kartoffelklöße, dieses Leibgericht der Thüringer, gab es ebenso wenig, wie Kartoffelsalat. Nicht bloß Würste, mit Rosinen gespickt, waren für mich ungenießbar, sondern auch Graupensuppe mit Backpflaumen. Als ein Kollege zur Begleitung eines reichen Pensionärs nach Paris gereist war, fand er den jungen Freund bei der Besichtigung des Louvre auf einem Divan eingeschlafen. Er weckte ihn erst zum Nachhausegehen und hörte nun die schmerzliche Klage: Ach ich träumte eben so schön von Kartoffeln mit Aufguß. Das Wappentier Pommerns ist bekanntlich der Greif, es hätte aber vielleicht noch mit größerem Rechte die Gans sein können. Ihrem Kultus liegt jedermann zwischen der mecklenburgischen und der westpreußischen Grenze mit andächtigem Eifer ob. Vom November an wird der Versand nach außen kaufmännisch betrieben, aber auch jede Familie hat ihre Opferfeste. Bei einem solchen wurden einmal neun verschiedene Gerichte aufgetragen, jedes aus dem Fleisch und Fett des Martinsvogels bereitet. Dazu die pommersche Maibowle, ein guter Grog, nicht zu stark von Wasser. An Markttagen, etwa bei einem Spaziergange auf der Bublitzer Chaussee, konnte man freilich auch erfahren, warum Goethes Zueignung des Faust mit den Worten beginnt:

> Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
> Die früh sich schon dem trüben Blick gezeigt.

Eine Bäuerin fuhr da einmal den schlafenden Mann auf dem Schubkarren fest und sicher nach Hause. Als wiederum der Kronprinz unerwartet im Felde ein Lazarett besuchte, fand er den jungen Assistenzarzt, den Bruder des Kösliner Seminardirektors, wie er zum Frühstück eine Gänsebrust verzehrte. Er sagte darauf lächelnd: Nun brauche ich nicht zu fragen, was Sie für ein Landsmann sind. Man kann auch im Felde von den Pommern alles verlangen, nur hungrig dürfen sie nicht sein. Ein andermal sagte er einem höheren Beamten, der ihm in Köslin vorgestellt wurde, leise ins Ohr: Nicht wahr, Schinkenstulle? Zu Befehl, Königliche Hoheit. Die beiden Herren hatten in Bonn zusammen studiert, und Schinkenstulle war der Spitzname des Gefragten. Die Frühstücksbrote der Schüler waren doppelt so groß als in Sachsen und in der Lausitz. In der Schule sagte mir einmal ein Quintaner die Stelle aus dem Liede Befiehl du deine Wege in der Fassung auf: Gott giebt dir selbst die Pameln in deine rechte Hand. Denn so hieß das beliebteste Frühstücksgebäck, und der zuerst zum Standesbeamten ernannte Stadtrat, ein früherer Bäcker, wurde daher der Pamelnpastor genannt. Dem Quintaner aber erschien es offenbar als der Gipfel der Seligkeit, daß ihm der liebe Gott selbst das Frühstück in die Hand drücke. Warum nicht? Sagt doch auch der würdige Küster in Immermanns Münchhausen, Gott der Herr wisse, was seinen Menschenkindern gut sei, darum habe er das Himmelreich nicht mit einer Predigt, sondern mit einem Gastmahle verglichen. Als ich bei dem Direktor Pitann einmal die Frage anregte, ob es nicht zweckmäßig sein möchte, im Sommer den Unterricht um 7 Uhr anzufangen, sagte er verwundert: Wo denken Sie hin? Da ist doch noch kein pommerscher Christenmensch mit seinem Frühstück fertig. Ebenso trat dem Fremden eine andere Eigentümlichkeit der pommerschen Jugend entgegen. Auf der Straße zogen gelegentlich zwei Knaben den einen Holzpantoffel ab und schlugen damit aufeinander los, ohne ein Wort zu wechseln, Kraft hauchend wie die homerischen Achäer. Auch die strafende Hand des Lehrers ertrugen sie ohne Murren. Als ich einmal einen Quintaner, der im Verdacht einer Missethat stand, hart gestäupt hatte, rieb er sich den schmerzerfüllten Körperteil mit beiden Händen und sagte mit lächelnder Miene: Ich bin es aber doch nicht gewesen.

Gab es nun in Köslin auch zahlreiche und schöne Spaziergänge, zu denen wir auch die freundlichen Promenaden auf dem früheren Wallgraben rechnen dürfen, so erwies sich doch der Verkehr mit ländlichen Pfarrhäusern der weiten Entfernungen wegen als unmöglich.

Verhältnismäßig leicht zu erreichen war das an dem gleichnamigen See belegene Jamund. Es ist bemerkenswert durch die eigentümliche Tracht seiner Bewohner, die dortigen Jungfrauen aber tragen heute noch an ihrem Ehrentage mit Stolz die Brautkrone, die die jugendliche Prinzessin Charlotte von Preußen der Gemeinde geschenkt hat, als sie auf ihrer Brautfahrt nach Petersburg in dem Dorfe rastete.

2. Das ältere Lehrerkollegium.

Schon Aristoteles hat bekanntlich den Menschen ein Wesen genannt, das zur Gemeinschaft mit andern berufen ist. Dieses Wort ist vielleicht für keinen Stand so wichtig, wie für den des Lehrers. Der Erfolg seiner ganzen Wirksamkeit, ja die Arbeit jedes einzelnen Tages ist wesentlich dadurch bedingt, daß er mit seinen Berufsgenossen einträchtig zusammensteht, sich willig unterordnet und friedlich verträgt. Auch für ihn ist zugleich das Wort des alten Försters gesagt:

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Dies darum, weil der Lehrer mit der Vergangenheit und mit der Zukunft in lebendiger Wechselbeziehung steht. Es ist daher notwendig, daß ich an der Spitze dieses Abschnittes die früheren Lehrer des Gymnasiums nenne, die ich zwar nicht mehr persönlich gekannt habe, deren Wirken aber, als ich dort eintrat, noch in lebendigem Andenken stand. Das Kösliner Gymnasium, hervorgegangen aus der städtischen Lateinschule und deshalb Königliches und Stadtgymnasium genannt, war im Jahre 1820 gegründet worden. Die Verwaltung führte das Scholarchat, eine aus königlichen und städtischen Beamten zusammengesetzte Behörde, zu der auch der Direktor gehörte. Die innere Leitung der Schule unterstand allerdings dem Schulkollegium, doch hatte das Scholarchat die Lehrer zu berufen; nur der Direktor wurde unmittelbar von der Staatsbehörde ernannt. Der erste war Dr. Moritz Müller,

der mehr als dreißig Jahre lang an der Spitze der Schule gestanden hat. Die Dankbarkeit seiner Schüler hat ihm auf seinem Grabe in Rügenwalde ein würdiges Denkmal errichtet, und namentlich seine Horazstunden waren vielen von ihnen unvergeßlich geblieben. Aber in den letzten Jahren seines Wirkens war die Schule doch merklich zurückgegangen, obgleich ihm tüchtige Lehrer zur Seite standen. Der Prorektor Grieben war zugleich Geistlicher an der Stadtkirche, sein Sohn ist der spätere langjährige Redakteur der Kölnischen Zeitung. Noch berühmter hat den Namen seines Vaters Lothar Bucher gemacht, der aus einem entschiedenen Demokraten der arbeitsfreudige und geschickte Helfer des Fürsten Bismarck geworden ist, nachdem die Weisheit des Ministers Lippe dem aus dem Exil Heimgekehrten den Eintritt in den Justizdienst versagt hatte. Der Mathematiker Prof. Bensemann wirkte namentlich auch in städtischen Angelegenheiten. Sein Verdienst ist es, daß die Aufhebung des Schulgeldes für die Volksschule, die in der Erregung des Jahres 1848 beschlossen worden war, gegen den Willen der nächsten Aufsichtsbehörde von der freilich sehr wohlhabenden Kommune beibehalten wurde. Das eigentliche Original aber unter den alten Herren war Dr. Kienert, ein Junggeselle, hart gegen die Schüler und eigenwillig gegen Kollegen und Vorgesetzte. Als einmal der Schulrat Koch in die Quarta trat, nahm er auf dessen Anwesenheit gar keine Rücksicht und gab auf die Erklärung: ich bin der Schulrat Koch und inspiziere — die Antwort: und ich bin der Dr. Kienert und doziere. Seine Sparsamkeit ging bis zum Geiz. Als ich mich darüber wunderte, ihm noch niemals begegnet zu sein, sagte mir ein Kollege: Begegnet sind Sie ihm gewiß schon wiederholt, aber Sie können sich nicht denken, daß er ein Lehrer ist. Er trug stets einen Kutschermantel mit Doppelkragen und eine Mütze. War für diese doch gelegentlich ein Ersatz nötig, so bestellte er den bei dem Mützenmacher mit den Worten: Machen Sie mir eine neue wie die da, grobes Tuch, breiter Schirm, billig. Sein Mittagbrot, die Portion zu 30 Pfennig, bezog er aus einer Ausspannung. Sein Abgang wurde schließlich dadurch herbeigeführt, daß er einem Schüler mit dem Metallbeschlage der hebräischen Bibel ein Loch in den Kopf geworfen hatte. Als er im Jahre 1870 oder 71 gestorben war, gab ihm natürlich das Kollegium das letzte Geleit. Aber es war erschütternd, in einem fast kahlen Zimmer, denn der ganze Nachlaß war gerichtlich versiegelt, den Sarg vor Augen zu sehen, und der Geistliche sagte mir nachher, keine Grabrede sei ihm so schwer geworden als diese. Den Vorteil hatten natürlich lachende Erben, um die der sehr

wohlhabende Mann sich niemals gekümmert hatte. Griebens Nachfolger als Prorektor war Prof. Hennicke, dessen auch sein berühmtester Schüler, Rudolf Virchow, dankbar gedenkt. Er war ebenfalls unverheiratet und trat in Folge seiner schwachen Gesundheit verhältnismäßig früh in den Ruhestand. Da aber machte er mit dem Horazischen

Glückselig wer des Staates strengem Dienste fern
Das väterliche Feld mit seinen Stieren pflügt —

vollen Ernst. Er zog zu seinem Bruder, einem Pastor in der Nähe von Schlawe, der zugleich Landwirtschaft hatte. Und nun waren denn doch einmal durchreisende Gymnasiasten aus Köslin sehr erstaunt, als sie auf dem Markte in Schlawe ein schlichter Bauersmann mit einer Horazischen Ode anredete. Es war der Prorektor Hennicke; er hatte für seinen Bruder das Korn eigenhändig zu Markte gefahren.

Nach Müllers Pensionierung trat im Jahre 1853 der spätere Direktor der Franckeschen Stiftungen, Dr. Franz Theodor Adler, an die Spitze unseres Gymnasiums. Mit herzlicher Frömmigkeit verband er eine tüchtige Kenntnis der lateinischen Philologie, Freundlichkeit im persönlichen Verkehr und eine unermüdliche Arbeitskraft. Es gelang ihm bald, die erschütterte Schulzucht wieder herzustellen, und als er später einmal mit seiner durch Herzensgüte ausgezeichneten Gattin, einer Verwandten des Historikers Giesebrecht, Köslin besuchte, sagten mir die älteren Kollegen, die Zeit unter Adler sei auch für sie als Lehrer die glücklichste gewesen. Er selbst erzählte mir erst bei einem Besuche in Halle, daß er auf eine Anfrage des Schulrats Wehrmann mich an diesen empfohlen und somit meine Berufung nach Köslin veranlaßt hatte. Darum bewahre auch ich dem trefflichen Manne ein treues und dankbares Andenken. Im Jahre 1861 wurde er zunächst an das Friedrichskollegium in Königsberg versetzt.

Ihm folgte als Direktor in Köslin Dr. Friedrich Röder. Er war am 28. Dezember 1808 in Nordhausen geboren, ein Landsmann des berühmten Orientalisten Gesenius, denn auch der stammte aus der Stadt, „wo die Viehmast blühet, Branntweinduft hin durch die Lüfte ziehet." Seine ausgezeichnete Fertigkeit im lateinischen Ausdruck verdankte er dem Philologen Reißig in Halle. Direktor war Dr. Röder zuerst in Neustettin gewesen. Wie er im Jahre 1844 in der kleinen, damals weltentlegenen Stadt einzog, hatte seine erste Bitte gelautet: Herr, laß mich hier nicht sterben. Natürliche Begabung und Gewandtheit in den Formen des gesellschaftlichen Lebens verband er mit einem feinen litterarischen Geschmack und mit einer gründlichen

ästhetischen Bildung. So war er denn kaum vierzig Jahre alt zum Abgeordneten in das deutsche Parlament nach Frankfurt gewählt worden. Seine Redegabe trat auch in der Schule hervor. Er hatte den Primanern, unter denen doch auch viele Adlige waren, einmal eine Rede über das Thema gehalten, daß die Liebe zu dem angestammten Landesvater keineswegs das Kennzeichen einer wahren Liebe zum Vaterlande sei. Als er natürlich daraufhin in lauter verwunderte Gesichter blickte, hatte er erklärt: Sie dürfen mir das aufs Wort glauben, denn mein angestammter Landesvater ist der König Jerôme von Westfalen. Bei den Primanern legte er besonderen Wert auf höfische Zucht, wie der mittelhochdeutsche Ausdruck lauten würde. Viele von den Söhnen unserer angesehenen Beamten brachten darin ja eine gute Vorschule von Hause her mit, aber selbst diese erkannten an, was sie in dieser Beziehung dem Direktor verdankten. Über ein unhöfliches Betragen von seiten eines Schülers hat sich daher unter seiner Direktion kein Lehrer der oberen Klassen zu beklagen gehabt, und in einem Falle hat er dem sonst sehr wohlerzogenen Sohne eines höheren Beamten die erforderliche Korrektur mit der Hand auf die Backe geschrieben, obgleich er schon in Sekunda saß. Als ich mir selbst einmal in Prima einen bedauerlichen pädagogischen Mißgriff hatte zu schulden kommen lassen, sagte er mir: Ich werde Ihre nächste Stunde in der Klasse halten. Nachdem dies geschehen war, erklärte er mir: Sie dürfen jetzt unbesorgt in die Prima gehen; ich habe den Schülern das Wort erläutert: Quo quis est ingeniosior eo docet iracundius — je geistvoller einer ist, desto leichter ist er beim Unterrichte zum Zorne geneigt. Aber beherrschen Sie den nun auch recht sorgfältig! Wie manchmal habe ich später an diese freundliche Mahnung denken müssen! Sie war nur zu wohl begründet und ist mir niemals in dieser milden Form wiederholt worden. Dr. Röder verstand es überhaupt, auch einen ernsten Tadel in die anmutigsten Worte zu kleiden. Lehrer, die dafür keinen Sinn hatten, empfanden das manchmal mit Unwillen. Als ich nach längerem Bekanntsein einmal wagte, meine abweichende Meinung in ähnlicher Form zum Ausdruck zu bringen, hörte er mich aufmerksam an und sagte lächelnd, indem er mir die Hand gab: Lieber Landsmann, ich sehe, wir haben einander verstanden. Ich möchte Ihnen aber empfehlen, dieses genus dicendi etwa meinem Nachfolger gegenüber doch recht vorsichtig anzuwenden. Der prophetische Charakter dieser Mahnung konnte mir erst später klar werden. Ebenso verdanke ich ihm eine psychologisch interessante Belehrung über das Wesen der Phantasielüge. Er war überzeugt, daß bei manchen Kindern eine

objektiv unwahre Aussage nicht auf subjektiver Unwahrhaftigkeit, sondern auf einem Überwiegen der noch nicht geschulten Einbildungskraft beruhe. Meine Lehrstunden hat er nur einigemale besucht, wohl aber beriet er mich höchst sachkundig bei der Korrektur der deutschen Aufsätze und bei der Wahl der Prüfungsaufgaben. Das war besonders dankenswert. Als ich mich im Frühling 1869 anschickte, in Halle das Doktorexamen zu machen, bat er mich, mit mir die Dissertation durchgehen zu dürfen. Sie war, eine der ersten, in deutscher Sprache geschrieben und handelte über Christian Fürchtegott Gellert. Unter dem von dem Direktor sogleich schärfer gefaßten Titel: Ch. F. G. als Moralphilosoph und geistlicher Liederdichter ist sie im Osterprogramm von 1870 veröffentlicht worden. Das Privatissimum, das einen ganzen Nachmittag in Anspruch nahm, war für mich höchst lehrreich, und ich konnte nur bedauern, daß die Reinschrift bereits abgeschickt war. Das für die Meldung erforderliche Zeugnis über meine Lehrthätigkeit übergab mir der Direktor mit den Worten: Nehmen Sie das zum Andenken an mich, vielleicht ist es Ihnen auch später noch einmal nützlich. Ich konnte es nicht ohne die dankbarste Bewegung des Herzens lesen, es ist eine Zierde meiner Personalakten.

Und doch lag auf dem so vielseitig begabten Manne ein sehr schweres Kreuz: seine Ehe war durchaus unglücklich. Die Frau war eine Tochter des Philologen Erfurt in Halle, und die Ehegatten hatten schon in Neustettin fast vollständig getrennt von einander gelebt. Nachher war die Frau an Händen und Füßen gelähmt worden, so daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Ich habe sie nur einmal auf ihrem Schmerzenslager gesehen. Die Pflege leitete die schon ältere Tochter, der einzige Sohn stand als Artillerieoffizier in Koblenz. Nur in der Liebe zu ihm, der dem Vater doch auch manche schwere Sorge machte, waren die Herzen der Eltern einig geblieben. Als einmal während des Abiturientenexamens eine Depesche aus Koblenz eintraf, sagte der Direktor auf die teilnehmende Frage des Schulrats: Was soll darin stehen? Geliebte Eltern, ich melde, daß es mir wieder fehlet an Gelde. Vor meiner Abreise zur Hochzeit, im Juli 1867, erkundigte sich Dr. Röder teilnehmend nach der Familie meiner Braut. Als er hörte, sie sei die Tochter des Pastors Rudolph in Trotha bei Halle, aber noch dort geboren, wo ihr Vater früher Inspector adjunctus am Pädagogium gewesen war, erzählte er mir: Ich habe dann auch noch die Mutter Ihrer lieben Braut gekannt, die älteste Tochter des Superintendenten Tiemann in Halle. Sie war die holdeste Mädchenknospe, und ich sehe noch, wie sie der Prinzessin Auguste auf

deren Hochzeitsreise einen Strauß überreichte; ich stand als Deputierter der Studentenschaft dicht neben dem fürstlichen Wagen. Einige Jahre später empfing sie mich, als ich zu ihrem Vater kam, um mein Aufgebot zu bestellen. Da war die Knospe zur lieblichsten Jungfrau erblüht, und wie fesselnd wußte sie mich zu unterhalten! Der Großvater Ihrer Braut hat mich auch in der Glauchaischen Kirche getraut, aber die Stunde des Segens wurde eine Stunde des Fluches. Möge Ihnen ein freundlicheres Geschick beschieden sein! Nach unsrer Ankunft in Köslin begegnete uns der Direktor zuerst auf der Straße. Er begrüßte meine junge Frau sogleich mit den Worten: Sie sind ja ganz das Ebenbild Ihrer seligen Mutter! Welche Erinnerungen werden in mir lebendig! Im Jahre 1869 konnte Dr. Röder noch sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Direktor feiern, was sich auf seinen Wunsch auf die von einer Ehrengabe begleitete Gratulation des Kollegiums beschränkte. Nach einiger Zeit bat er mich, ihm einmal in der Dämmerstunde Gesellschaft zu leisten. Er war recht bewegt; beim Abschiede sagte er mit einem Hinweis auf seine geschwollenen Beine: Das sind die Stiefel zur Reise ins Elysium. Am 28. Januar 1870 ist er von seinen Leiden erlöst worden; die gelähmte Frau, die nun in warmen Worten die reiche Begabung ihres Gatten anerkannte, hat ihn noch um mehrere Jahre überlebt.

Röders Nachfolger wurde der bisherige Prorektor Prof. Ludwig Pitann. Die älteren Lehrer waren in Zweifel, ob diese Wahl gerade für unsere Schule glücklich sei, jedenfalls stand er in vollstem Gegensatze zu seinem Vorgänger, was einigemale doch auch in den Konferenzen deutlich hervorgetreten war. Er stammte aus Neustettin und war dort nicht bloß Adlers Schüler, sondern auch noch unter Röder Probekandidat gewesen. Er war eine echt pommersche Natur, langsam und gründlich in der Arbeit, fest und treu in seiner Gesinnung, aber ohne jeden Schwung des Geistes und ohne Röders Urbanität. Sein Hauptfach war das Griechische. Selbst in der mehr als halbjährigen Übergangszeit übernahm er in Prima im Lateinischen nur die Prosa und die Exercitien. Da konnte er auf der soliden Grundlage fortbauen, die er als Ordinarius der Sekunda gelegt hatte. Und doch war er damals der einzige Lehrer an unsrer Anstalt, der für das Lateinische auf der Oberstufe des Gymnasiums eine längere Unterrichtserfahrung besaß. Gleichwohl, nachdem nun zwei Philologen neu eingetreten waren, wäre vielleicht alles gut gegangen, wenn nicht bald kund geworden wäre, daß sich Röders Hauskreuz in einer noch schwereren Form auf ihn vererbt hatte. Frau Pitann, die Tochter eines Kollegen

in Neustettin, war geistig gut veranlagt und hatte in einem Berliner Pensionat ihre Ausbildung vollendet. Namentlich war sie eine treffliche Klavierspielerin. Aber sie war in hohem Grade leidenschaftlich und ehrgeizig, und allmählich verfiel sie in ein wachsendes Gemütsleiden. Die Form, in der ihre Wahnvorstellungen sich äußerten, war für den Ehemann die denkbar schwerste. Ob zur Entstehung des Übels der Umstand mit beigetragen hat, daß sie vor ihrer Verheiratung vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten war, weiß ich nicht, von ihrem Manne habe ich nur gehört, daß sie von ihrem Religionslehrer, dem späteren Bischof v. Ketteler, immer mit Hochachtung gesprochen habe. Wie weit ihr der evangelische Glaube innerlich zu eigen geworden war, wage ich nicht zu beurteilen. Das erste Zeichen, das uns nachdenklich machte, lag darin, daß ein Kollege von dem Direktor eine Rüge erhielt, weil seine Frau die Einladung zu einer Kaffeegesellschaft bei Frau Pitann ausgeschlagen hatte. Ihr Leiden hatte schon einen hohen Grad erreicht, ehe es öffentlich bekannt wurde; wo es ihr notwendig erschien, wußte sie sich lange Zeit völlig zu beherrschen. Als die Unterbringung der Kranken in einer Irrenheilanstalt unvermeidlich geworden war, wurde ich ihr gerichtlich bestellter Kurator. Der Direktor hatte mich selbst vorgeschlagen und sagte mir nun: Sie werden aus dem Studium der Akten ersehen, wie Furchtbares ich seit Jahren erlebt habe. Ich habe mit heißem Bitten vor Gott gerungen, aber urteilen Sie mild über mich, wenn ich unterliege. Wen er geschlagen hat, den richtet niemand auf. Wie schwere Aufgaben daraus dem Lehrerkollegium erwuchsen, wie verhängnisvoll die Folgen für das Gymnasium selbst werden sollten, werden wir noch erfahren.

Oberlehrer Dr. Hüser, geboren 1807, war an dem einen Beine gelähmt, und auch ohnedies langsam und schwer beweglich. Seine an sich nur bescheidene Lehrgabe wurde noch dadurch gehemmt, daß ihm nicht immer gelang, für seine Gedanken den rechten Ausdruck zu finden. So las ich in einem älteren Klassenbuche über eine in der Stunde vorgekommene Unordnung: „Einer gab ein Getön, obgleich er sich auf meine Anfrage selbst meldete.“ Auch seine Anreden an einzelne Schüler waren anschaulich, aber doch ungewöhnlich. Zu einem, der wohlgepflegte Manschetten trug, sagte er: Du Kulturdame, zu einem besonders beweglichen: Du wackliges Kirchturmfenster. Gleichwohl besaß er eine sehr gründliche Gelehrsamkeit und eine hervorragende Pflichttreue. Sonst ein ernster Christ befolgte er doch den antiken Grundsatz, den Freund zu lieben und den Feind zu hassen.

Regelmäßig besuchte er uns in den Weihnachtsferien. Da ging dem alten Herrn das Herz auf, und in rührenden Worten erzählte er von den Weihnachtsabenden in seiner Kindheit in Hornburg am Harz. Eine gute Tasse Kaffee war neben der geliebten Pfeife seine Haupterquickung. Darum erhielt er stets eine kostbare Tasse größten Formats, noch ein Erbstück des großväterlichen Haushalts. Ehe er die aber in die ihm mundgerechte Stellung brachte, verging gewiß eine Minute. Durch den Kaffee war er auch zu seiner Frau gekommen. Er hatte wiederholt einen ihm befreundeten Geistlichen besucht und dabei eines Tages zu der Tochter gesagt: Liebes Sophiechen, möchten Sie mir nicht alle Tage Kaffee kochen? Das hielt ihn freilich nicht ab, ein andermal zu erzählen: Als Bräutigam, auf unseren Spaziergängen, pflückte ich hier und da eine Blume. Wenn ich aber dann fragte: Liebes Sophiechen, kennst Du diese, oder diese, oder diese? erhielt ich immer die Antwort: Nein, mein Herzensschatz. Sie glauben nicht, Frau Kollegin, was die Pommern in der Natur für Ochsen sind. Wie bei dieser Brautwerbung eine doch ungewöhnliche Kürze des sprachlichen Ausdrucks, so hatte er in einer anderen eben so ernsten Frage ein ungewöhnliches Maß von Schlauheit bekundet. Er war viele Jahre in Köslin Hilfslehrer gewesen ohne die Aussicht, definitiv angestellt zu werden. Da erbat er sich von dem Direktor Müller ein Zeugnis, weil er sich um eine Stelle bewerben wolle. Es fiel durchaus empfehlend aus. Wie erstaunte der Direktor aber, als er bei der bald darauf eintretenden Vakanz Hüsers Meldung fand! Nun mußte er selbst zu der Bewerbung seine Zustimmung geben. Als mich dagegen der durch seine scharfe Zunge bekannte Philologe Bernhardy in Halle bei Gelegenheit meines Doktorexamens fragte: Ist denn Ihr Kollege Hüser in Köslin noch immer so ledern wie vor dreißig Jahren? antwortete ich ihm: Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Geheimer Rat, ich werde in diesem Herbst selbst erst dreißig Jahre. Neben dem Hebräischen erteilte Dr. Hüser zu meiner Zeit nur noch Griechisch in der Quarta und Untertertia und verwaltete die Bibliothek. Die Mängel seines Unterrichts waren kein Geheimnis, von den Lehrern der folgenden Klassen aber, wenn auch mit Seufzen, doch immer in Geduld getragen worden. Da lief unmittelbar nach Röders Tode bei dem Schulkollegium eine Beschwerde ein, die, so begründet sie an sich sein mochte, doch nicht bloß aus der Sorge für die Schule hervorgegangen war. Der Verfasser war ein Mitglied des Scholarchats. Die von dem Schulrat Wehrmann alsbald vorgenommene außerordentliche Revision seines Unterrichts stellte nun freilich fest, daß

Dr. Hüsers Pensionierung wünschenswert sei. Sie erfolgte unter seiner bereitwilligen Zustimmung, da die Pension nicht nur reichlich bemessen, sondern bald darauf auch noch um 100 Thlr. erhöht wurde. Aber dem Beschwerdeführer widmete er seitdem einen rechtschaffenen Haß. Seinen Namen sprach er niemals wieder aus, sondern nannte ihn seitdem nur noch „die Kreuzspinne im Nordwesten". Die Stelle aus Goethes Egmont (IV, 1): „Seht, der lange Herzog hat euch so ein rein Ansehen von einer Kreuzspinne; nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto festere" — die ich ihm einmal vorlas, gereichte ihm deshalb zu hoher Erquickung. Bis zu seiner letzten Erkrankung war er täglicher Gast in unserm kleinen Konferenzzimmer. Das Kollegium schenkte ihm zum Abschiede eine Hexapla, und nach seinem Tode widmete ihm auch Prof. Hennicke in der Kösliner Zeitung noch einen besonderen ehrenvollen Nachruf. Ich will dem charakterfesten Manne nur wünschen, daß er im Himmel nicht einmal mit seinem Widersacher zusammentrifft. Denn auch der ist inzwischen, wie ich vertraue, zu einem friedlichen Einmarsch bei St. Peter gelangt.

Der dritte Oberlehrer, Dr. Julius Zelle, war ein echtes Berliner Kind. Er besaß von uns allen ohne Zweifel die vielseitigsten Kenntnisse. Mit Ausnahme des Hebräischen und der Naturwissenschaften konnte er in allen Fächern einer höheren Lehranstalt unterrichten, wie er denn neben dem fakultativ eingeführten Englischen auch den Gesangunterricht in den oberen Klassen erteilte. Sein Hauptfach war zu meiner Zeit das Französische, daneben gab er Deutsch und Geschichte bis nach Sekunda. Es fehlten ihm aber zwei wesentliche Eigenschaften des Lehrers: die Konzentration und die Sorge um seine wissenschaftliche Fortbildung. Zu der ersten ging sein Wissen doch zu sehr ins Breite, und zur andern fehlte ihm die Gelegenheit. Er entbehrte daheim nicht bloß eine eigene Studierstube, sondern durch ein niemals aufgeklärtes Naturereignis waren ihm auch seine gelehrten Bücher schon vor Jahren auf den Boden verschlagen worden. Dort harrten sie einer fröhlichen Auferstehung bei der Wiederbringung aller Dinge. Die unentbehrlichen Schulbücher verwahrte er im Konferenzzimmer. Bei seinem nach Umfang und Sicherheit staunenswerten Gedächtnis reichte dieses so beschränkte Maß wissenschaftlicher Hilfsmittel für den Betrieb des täglichen Handwerks aus. Aber ein Aufsatzthema, auf das er sich doch erst hätte besinnen müssen, habe ich ihm manchmal in der Zwischenstunde um eine Prise verkauft. Zu

Hause traf man ihn gelegentlich am großen Familientische, vor sich zwei dicke Stöße Hefte. Neben ihm fertigten die Kinder die Schularbeiten an. Am anderen Tische aber war große Schneiderei, und der Herr Doktor unterhielt sich höchst vergnüglich mit den Schneiderinnen, ohne beim Korrigieren einen Fehler zu übersehen. Da deklamierte er wohl:

Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die neuen Kleider runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Jules hat das so am liebsten, meinte seine Frau wohl nicht mit Unrecht. Sie war aus altem Adel, ihr Bruder Kommandeur eines Garderegiments. Mit der ihr eigenen sich stets gleichbleibenden ruhigen und freundlichen Haltung sagte sie mir selbst einmal: Die Brüder von Jules haben alle Glück gehabt. Der eine ist Syndikus von Berlin, der andere — so nannte ihn der Bruder stets — ein kleingehauener Holzhändler in sehr guten Verhältnissen, der dritte — es ist auch geschehen — wird jedenfalls in Berlin Direktor. Jules hat das alles nicht, aber wir sind doch glücklich zusammen. Die silberne Hochzeit der Eltern war denn auch das schönste Familienfest, das ich in Köslin erlebt habe. Die Finanzen des bescheidenen kinderreichen Haushaltes leitete Frau Emilie mit so klugem Sinn und mit so fester Hand, daß sie mancher Finanzminister darum hätte beneiden können. Die schwere Tugend des Wirtschaftens lernten daher auch die Kinder ganz von selbst. Kam der Silvesterball oder ein Schwesternfest auf der Loge, so spendete der Vater zwei Flaschen Wein für zusammen 2,50 M., das Gedeck und kleinere Garderobebedürfnisse hatte jedes Familienglied selbst zu bezahlen; wer es nicht konnte, blieb sonder Furcht und Zweifel zu Hause. In seiner Thätigkeit als Privatlehrer entwickelte Dr. Zelle eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Er hatte stets einige Preßköpfe zu unterrichten, junge Leute, die sich auf die Freiwilligenprüfung vorbereiteten. Manchmal wohnten sie auch als Pensionäre im Hause. Sobald die durchweg wohlgeratenen und begabten Kinder dazu fähig waren, trat Arbeitsteilung ein. Dann leitete der Vater z. B. im Französischen die stilistischen Übungen, einer der beiden älteren Söhne die Grammatik, die zweite Tochter die Lektüre. Als ich Fräulein Elisabeth einmal fragte, ob ihr die jungen Leute nicht auch Schwierigkeiten machten, antwortete sie lachend: Ach wenn mein Vater nur in der Schule eine so gute Disziplin hätte! Soll ich Ihnen mein Viergespann von Füchsen, in Freiheit dressiert, einmal

vorführen? Sie war eine anmutige, frische Erscheinung, auch nicht ohne den Humor des Vaters, und sagte mir selbst einmal: Ich weiß wirklich nicht, wo mein Zukünftiger sich so lange herumtreibt. Wenn Sie ihn kennen, schicken Sie ihn mir doch her. Es ist ihr nicht beschieden gewesen, das höchste Glück des Weibes zu erleben. Der Tod des reichbegabten jungen Mädchens hat auch diese Hoffnung zerstört. Daß nun dem so begabten und bei den Schülern sehr beliebten Lehrer, den sie alle Onkel nannten, die Disziplin doch schwer wurde, hatte neben einer Schwäche des Gehörs noch einen besonderen Grund. Er konnte es nicht lassen, beim Unterrichten Scherze zu machen, eine für den Lehrer sehr gefährliche Gabe. Schon im gewöhnlichen Leben nannte er keinen Menschen bei seinem richtigen Namen. Ich erfreute mich zum Beispiel der Bezeichnung M. M.; es sollte heißen Minnas Mann. In seinen jüngeren Dienstjahren hatte ihm einmal der Primus der Quinta das Schülerverzeichnis überreicht und darin bei jedem einzelnen den von dem Herrn Ordinarius gewählten Beinamen angemerkt. Die sauber ausgeführte Titelvignette aber zeigte den Herrn Doktor am Schreibtisch, vor sich die geliebte Schnupftabaksdose, neben sich den Papierkorb, aus dem ein Stoß von Blättern mit der Aufschrift: „Ferienarbeiten" hervorsah. Freilich vertrug er auch einen Scherz, namentlich von seinem gleichgerichteten Freunde, dem Konditor Antonio Fopp, der zu den besten Humoristen Köslins gehörte. Einmal spielte er mit dem und mit einem als sehr säumig bekannten Regierungsassessor Skat. Da sagte Antonio: Was sind wir doch für ein nettes Kleeblatt! Ich bin dumm, Sie, Herr Assessor, sind faul, und Sie, Onkel, sind eßfreudig. Natürlich war das nur des Gegensatzes wegen so ausgedrückt. Wohl aber verstand der Kollege die Kunst, auch das, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, ganz im Sinne der alten Philosophen, zum Gegenstande der Betrachtung zu machen und damit aus den Schranken der Sinne in das Reich des Ideals zu erheben. Einmal traf ich ihn vertieft in die ausführliche Geschäftsanzeige einer großen Berliner Delikatessenhandlung. Auf meine Frage, was er damit bezwecke, erwiderte er mit dem Ausdruck des Bedauerns: Man sieht, M. M., daß der musikalische Genius Ihres Bruders Sie mit keinem Hauche berührt hat. Ich habe in jüngeren Jahren alle diese guten Dinge in den feinen Gesellschaften Berlins nicht bloß gegessen, sondern weiß auch etwas von ihren Quellen und von ihrer Zubereitung. Wenn ich nun eine solche Anzeige nicht lese, sondern studiere, so habe ich davon denselben Genuß, den der Komponist empfindet, wenn er eine Partitur Richard Wagners

studiert. Aber merken Sie sich, der Bauer ißt keinen Kaviar. Wenn unserem Freunde eine neue Erfüllung des alten Schöpfungssegens beschieert war, so ging er zu Antonio und genehmigte ein Schnäpschen. War es ein Mädchen, so bezahlte er zehn Pfennige, war es ein Junge, so hatte er es umsonst. Ein Wort wurde darüber nicht gewechselt. Für geistig wenig begabte Menschen hatte er nur das Gefühl des Mitleids, wer sich aber etwa an ihm reiben wollte, mochte sich doch vorsehen. Eine ihm verwandte Dame, die wie er selbst mit Spreewasser getauft war, begegnete ihm nicht immer mit der gebührenden Hochachtung. Als sie sich einmal mit der Rede entschuldigte: Ich kann nur gegen feine Leute fein sein, antwortete ihr der Kollege sofort mit einer tiefen Verbeugung: Ich auch gegen grobe. Nachdem der älteste Sohn, der jetzt Regierungsrat ist, die Reifeprüfung gut bestanden hatte, übertrug der Direktor dem Vater die Entlassungsrede. Da sprach er ganz ernsthaft und aus bewegtem Herzen über das Wort: Einem jeglichen dünken seine Wege rein zu sein; aber allein der Herr macht das Herz gewiß. Sprüche 16, 2. Als auch der zweite Sohn, ein ebenso begabter als schmucker Jüngling, die Schule verließ, entstand dagegen zwischen beiden Gatten eine ernste Meinungsverschiedenheit. Die Mutter erklärte es durch die Rücksicht auf den alten Adel ihres Hauses für geboten, daß er Offizier werde, der Vater aber meinte, zum Leutnant sei gerade dieser Sohn viel zu schade, er solle seinem eigenen Wunsche entsprechend Medizin studieren. Ein glücklicher Ausweg wurde dadurch gefunden, daß der Sohn sich entschloß, Militärarzt zu werden. Nun hatte der Vater den Studenten und die Mutter den Offizier. Was aber der kenntnisreiche Mann doch auch in der Schule zu leisten vermochte, wenn es sein mußte, das zeigte er nach Röders Tode, als er sogleich auf länger als ein halbes Jahr hinaus in Prima den Horaz und den lateinischen Aufsatz übernahm, obgleich er beides niemals traktiert hatte. Nach der Prüfung dankte ihm auch der Schulrat herzlich. Dann aber folgte die rasche Wechselrede:

Wo haben Sie diese eingehende Kenntnis und diese klare Darstellung der Metrik her?

Von August Boeckh.

Und das haben Sie alles behalten, ohne jede Übung in der Praxis?

Wie kann denn einer vergessen, was er bei Boeckh gelernt hat?

Die Reihe der ordentlichen Lehrer eröffnete Dr. K., nächst Hüser am längsten im Dienste unsrer Schule. Mit Ausnahme des Hebräischen,

das er nach Hüsers Abgang übernahm, unterrichtete er nur in Obertertia. Hier aber war er Säule und Mauer zugleich. Er war ein ernst christlich gesinnter Mann und lange Jahre hindurch auch der glücklichste Familienvater. Erst nach meinem Abgange von Köslin ist diese auch uns besonders nahe stehende Familie in die tiefste Leidensnacht geführt worden. Die Eltern sind jetzt bis in den Staub darniedergebeugt, ich aber hoffe, daß wenigstens in der Ewigkeit das Licht des göttlichen Erbarmens von neuem über ihnen und über ihren Kindern leuchten werde. Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. 1. Kor. 15, 19.

Der Mathematiker Dr. T. war nicht nur ein Mann von gründlichem Fachwissen, sondern besaß auch eine gediegene klassische Bildung. Wie viele Mathematiker vermögen denn Thucydides und Tacitus als Privatlektüre zu treiben? In beiden wußte er gut Bescheid. Als er einmal eine Programmabhandlung mit dem Wunsche geschlossen hatte, daß jüngere Kräfte das behandelte Problem glücklich fortführen möchten, sagte Zelle: Christian — natürlich war auch das nicht der richtige Vorname — den Schluß verstehe ich nicht. Die Antwort lautete: So, das übrige also hast du verstanden. Natürlich, erwiderte Zelle, es ist ja nichts als eine neue Sauce zu dem alten Braten Cosinus A = Asinus Co. T. hatte, kurz ehe ich nach Köslin kam, seine zweite Ehe geschlossen. Zur Nachfeier fand am Tage meiner Ankunft, dem Vorabend des Geburtstages der jungen Frau, in seinem Hause eine größere Gesellschaft statt, zu der mir ein gemeinsamer in Köslin gerade anwesender Freund die Einladung überbrachte. So lernte ich denn gleich das ganze Kollegium und einige andere Familien kennen, freilich auch die pommersche Eigenart. Ich wurde freundlich, aber reserviert aufgenommen, ein längeres Gespräch suchte ich wiederholt vergebens anzuknüpfen. Da wandte ich mich ins andere Zimmer, wo die jungen Mädchen in schönem Kranze saßen, und erzählte ihnen allerhand hübsche Geschichten. Dafür waren sie empfänglich, denn so, sagt Gottfried von Straßburg,

So sind alle Evenkind,
Die nach der Even geevet sind.

Im Jahre 1875 wurde Dr. T. zum Direktor eines Realgymnasiums ernannt. Er allein von den hier geschilderten älteren Lehrern ist heute noch im Amte.

Ludwig Lamprecht endlich, der vierte ordentliche Lehrer, hatte

einen eigenartigen Entwicklungsgang durchgemacht. In Folge eines unerwartet eintretenden Umsturzes in den Vermögensverhältnissen seiner Eltern hatte er als Oberprimaner das Gymnasium verlassen. Die Mittel zum Studieren hatte er sich als Hauslehrer erwerben müssen, sogar mit wiederholter Unterbrechung, und war darüber zu keinem regelrechten Abschluß seiner Universitätsbildung gekommen. In Köslin hatte er das Rektorexamen gemacht und war in diesem, wenigstens in der Physik, von dem jungen Dr. Zelle unsanft gestreichelt worden. Das leugnete dieser natürlich ebenso beharrlich, als Lamprecht es behauptete. Dann war er Hilfslehrer am Seminar gewesen und auf besondere Befürwortung des Direktors Adler an das Gymnasium berufen worden, um Religionslehrer für die mittleren Klassen und zunächst Ordinarius von Sexta zu werden. Für diese Aufgabe war er wie geschaffen. Denn mit einer gründlichen Elementarbildung verband er ein wahrhaft frommes und liebreiches Herz und eine seltene Lauterkeit der Gesinnung. Von ihm galt, was der Herr von Nathanael sagt: Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Joh. 1, 47. Wohl aber besaß er eine anmutige Schalkheit, wie einmal auch sein früherer Examinator erfahren sollte. Die Quarta war in den Jahren 1867 und 1868 in der Herberge zur Heimat untergebracht, die auch eine kleine Restauration besaß. Nun sollte Zelle in dieser Klasse, in der er sonst keinen Unterricht erteilte, eine Vertretungsstunde geben. Da sah er bald nach dem Anfange den Ordinarius Lamprecht die Papenstraße herunterkommen. Aber auch der hatte ihn am Fenster stehend bemerkt, und da er nun seine Klasse versorgt wußte, so ging er zunächst in die Restauration, wo er mit allem Behagen frühstückte. Das aber war dem Onkel, der selbst gern gefrühstückt hätte, denn doch zu arg. Er sagte mir nachher: Ich habe mit dem Magister Ludwig nun länger zusammengearbeitet, als Jakob um Rahel geworben hat, aber niemals hätte ich dieser girrenden Taube vom Libanon eine solche Galle zugetraut. In seinem Hause leitete Lamprecht zugleich ein größeres Pensionat. In seiner Johanna hatte er die treueste und gerade für ihn geeignete Lebensgefährtin gefunden. War er erfüllt vom Mariensinn, so war sie unermüdlich im Marthendienst, war er still, so war sie lebendig, in manchen Fällen von einer Beredsamkeit, die auch durch schlagende Gründe zu überzeugen wußte. Nicht bloß die Pensionäre, sondern auch zwei junge Lehrer, die in früheren Jahren im Hause wohnten und am Tische teilnahmen, beugte sie unter ihr sanftes Joch. Sie sind beide auch Direktoren geworden, ohne Zweifel, weil sie das

Dirigieren bei Frau Johanna gelernt hatten. Ihre Lebhaftigkeit wurde nur durch die Ruhe des Gatten entwaffnet. Eines Tages, als dieser gerade die Censuren ins Reine schrieb, stürzte sie in sein Zimmer mit dem Schreckensrufe: Ludwig, unsere Ferkel sind toll geworden, der Tierarzt sagt, sie müssen erstochen werden! Da wandte er die seelenvollen braunen Augen in die Höhe und antwortete, ohne die Feder aus der Hand zu legen: Liebe Johanna, sage mir das morgen. Unser Verhältnis, das auch die Familien umschloß, gestaltete sich bald zu einer innigen Freundschaft, und ich habe noch nach meinem Scheiden aus Köslin in trüber Zeit bei ihm gefunden

Trost, der in der Not besteht,
Hilfe, die von Herzen geht.

Das waren die Männer, die mir und meiner Frau näher traten, und mit denen ich daher in einem niemals getrübten kollegialischen Verhältnis gestanden habe. Leuchteten mir nicht freundliche Sterne, als ich, 27 Jahre alt, in ihren Kreis eintrat, um namentlich in den oberen Klassen den Unterricht in der Religion und im Deutschen zu übernehmen?

3. Frühlingszeiten in Schule und Haus.

Man sagt wohl: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, aber das Wort ist doch nur mit Einschränkung richtig. Denn jede Gabe ist zugleich eine Aufgabe, der Verstand will geschult, die Kenntnisse wollen erworben sein. Wie stand es nun in dieser Hinsicht um den jungen Gymnasiallehrer? Meine theologischen Prüfungszeugnisse freilich waren gut, und auch in dem Zeugnis pro facultate docendi war manches Erfreuliche zu lesen. Anderes, was doch auch gut und nützlich gewesen wäre, fehlte. So hatte die Prüfung im Deutschen selbst einen wesentlichen Mangel gehabt. Kenntnis des Alt- und Mittelhochdeutschen brauchte man damals in Halle so wenig nachzuweisen wie die Bekanntschaft mit der historischen Entwicklung der Grammatik, weil diese Disziplinen noch gar nicht regelmäßig gelehrt wurden. Fing doch auch der junge Privatdozent Rudolf Haym damals erst an, Vorlesungen über Lessing, Schiller und Goethe zu halten. Eine methodische Anleitung aber in der Kunst des Unterrichtens hatte mir wie allen meinen Altersgenossen ganz gefehlt. Man mochte meinen: es geht auch so, wie der humoristische Landrat v. Meyer dem Abgeordneten Windthorst auf die Frage antwortete, wie er denn nun in der Praxis mit einem Gesetze auskomme, das er bei seiner Beratung im Landtage auf das heftigste bekämpft hatte. Auch ein älterer Lehrer in Halle hatte mir gesagt: Unterrichten? Das lernen Sie am besten von den Kindern selbst. Da erinnerte ich mich der Regeln, die mir mein seliger Vater gegeben hatte, als ich unmittelbar nach dem ersten theologischen Examen im Frühling 1862 als ordentlicher Lehrer an der höheren Mädchenschule in den Franckischen Stiftungen angestellt worden war. Er hatte mir gesagt:

1. Bemächtige dich mit allem Fleiße der Sachen. Nur die dem Himmelreiche Gewalt thun, die reißen es an sich. Matth. 11, 12.

2. Lerne klar, kurz und bestimmt fragen. Die Kinder müssen durchaus wissen, was sie antworten sollen. Wichtiger noch war ein anderer Gesichtspunkt, den er mir nicht mit Worten expliziert, aber durch sein lebendiges Vorbild vor Augen gestellt hat. Er sah in der Pädagogik durchaus nicht bloß eine Unterrichtskunde, sondern die Kunst, Seelen zu gewinnen und Seelen zu bilden. Ihr Schwerpunkt lag für ihn in dem Worte des Herrn: Ich will euch zu Menschenfischern machen. Matth. 4, 19 *). Um in dieser schweren Kunst über die Anfangsgründe hinauszukommen, ist es vor allem erforderlich, daß der Lehrer auch in seinem Berufe danach ringe, daß er die erste Liebe gewinne, und wenn er sie verloren hat, von neuem suche. Mein Vater hat sie in seiner dreiundvierzigjährigen Liebesthätigkeit mit unvergleichlicher Treue geübt. Und doch hat er seinen Kindern wiederholt gesagt, er könne den Spruch: Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke, wovon du gefallen bist, und thu Buße, und thu die ersten Werke, Offbg. 2, 4. 5 niemals ohne tiefe und schmerzliche Bewegung des Herzens lesen. Ich bin weit hinter dem hohen Vorbilde meines seligen Vaters zurückgeblieben, aber seinen Segen habe ich doch immer wieder erfahren, so oft ich mich, zum Teil nach sehr trüben und bittern Erfahrungen, ernstlich darauf besann.

Verhältnismäßig leicht wurde mir das Ordinariat der Quinta, obgleich die Klasse 59 Schüler zählte. Ich habe in dieser immer besonders gern unterrichtet, weil die Schüler die Schwierigkeiten des ersten Anfangs schon hinter sich haben, während die Flegeljahre bereits in Quarta beginnen, ihre Maienblüte in Tertia erreichen und in Untersekunda langsam abwelken. Ich hatte den Unterricht in der Religion, im Deutschen und im Lateinischen zu erteilen. Für die Religion brachte ich vom Vaterhause die beste Vorbildung mit, bald aber machte ich die Wahrnehmung, daß eine gute Stunde im Deutschen oft schwerer zu erreichen war als im Lateinischen. Jetzt ist mir das gar nicht mehr befremdend.

Die Schwierigkeiten des Religionsunterrichts in Sekunda und Prima dagegen machten sich mir bald und ernstlich fühlbar. Das weit verbreitete Hilfsbuch von Hollenberg ist nach meiner Ansicht wenig brauchbar, weil es, in lauter kurzen, oft nur andeutenden Sätzen

---

*) Vgl. darüber Karl Reinthaler, Königl. Rektor des Martinsstiftes in Erfurt und seine Familie. Nach dessen Aufzeichnungen und aus eigener Erinnerung dargestellt von Prof. Dr. Paul Reinthaler in Weimar. Mit Porträt. Hamburg 1897. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses. 1,60, geb. 2 M. Für Haus und Schule geschrieben.

geschrieben, den ergänzenden Vortrag des Lehrers überall voraussetzt. Wird der aber, wie es gerade hier der Fall sein muß, frei aus dem Geiste und dem Herzen des Lehrers geboren, dann kann er sich gar nicht darauf beschränken, eine Erläuterung des Leitfadens zu sein. Dazu war es für die Schüler nahezu unmöglich, sich einen Teil des Pensums, den sie versäumt hatten, aus diesem Hilfsbuche selbständig anzueignen. Mein erstes Pensum in Sekunda war die Einführung der Schüler in das Alte Testament. An guten Hilfsmitteln fehlte es mir. Die heilige Geschichte von Kurtz legte ich bald unbefriedigt aus der Hand. Sie konnte dem Schüler der Hallischen Theologie gar nichts nützen, ich mußte mir selbst helfen. Die erste wirksame Unterstützung fand ich durch das Hilfsbuch von Hagenbach, das dem Lehrer eine Fülle anregender Gesichtspunkte bietet. Noch förderlicher aber wurde mir das Studium der theologischen Schriften Herders. Sie sind heute noch ein nicht völlig gehobener Schatz. Da ich wahrnahm, welchen Eindruck die Mitteilung der schönsten Stellen auf die Schüler machte, so suchte ich solche bald auch aus andern guten Büchern und arbeitete mir zugleich meinen eigenen kleinen Leitfaden aus. Jetzt ist für diesen Teil des Religionsunterrichts durch die Übersetzung des A. T. von Kautzsch, durch die bahnbrechenden Arbeiten von Reuß und durch den Leitfaden von Köstlin in mustergültiger Weise gesorgt. Allmählich ergaben sich mir für die Einführung der Schüler in die heilige Schrift, dieses A und O des Religionsunterrichts, zwei leitende Gesichtspunkte:

1. Man soll nicht über die Sachen reden, sondern vor allem ihre Kenntnis und ihr Verständnis den Schülern vermitteln. Deshalb muß die Lektüre durchaus im Vordergrunde stehen. Die Erklärung ausgewählter Psalmen und prophetischer Abschnitte ist dabei nicht leicht, aber eine der anregendsten Aufgaben.

2. Die gesicherten Ergebnisse der historischen Kritik dürfen den Schülern der oberen Klassen nicht verschwiegen werden. Sonst kommen sie in die Gefahr, mit dem Glauben an die Wahrheit der kirchlichen Tradition das Vertrauen zu der heiligen Schrift selbst zu verlieren.

Wie aber gestaltet sich nun die Ausführung namentlich des zweiten Gesichtspunktes? Wo die Ergebnisse der Kritik, und das ist ja oft genug der Fall, noch unsicher sind, oder wo der Lehrer noch kein sicheres Resultat für sich selbst gefunden hat, da hat er mit dem pädagogischen Takte, der freilich dazu gehört, das non liquet offen auszusprechen. Thut er das nicht, so setzt er sich der Gefahr aus, von den begabteren und strebsameren Schülern für unwissend oder

unaufrichtig gehalten zu werden. Sodann darf er niemals zerstören, wo er nicht aufbauen kann. Das Verfahren des Paulus in dem Briefe an seine unverständigen und doch geliebten Galater wird ihm den Weg zeigen. Schwierige und inhaltreiche Bibelstellen sind in einer kurzen Disposition zusammenzufassen. Z. B. Psalm 2. 4 Strophen von je 3 Versen. 1. Die Empörung auf der Erde. Ihr Zweck, V. 3. 2. Ihr Eindruck im Himmel, zusammengefaßt in V. 6. 3. Das Zeugnis des Königs. 4. Die Mahnung des Dichters. Parallele zum Ganzen: Rückerts Adventslied Dein König kommt in niedren Hüllen. Der so wichtige Gegensatz zwischen der grammatisch-historischen Basis Alttestamentlicher Weissagungen und ihrer idealen oder christlichen Erfüllung wird am einleuchtendsten durch die Auslegung von 2. Sam. 7, 12—16 dargestellt. Gal. 4, 1—5. Die Erlösung durch Christum. 1. Ihre Vorbereitung durch das Gesetz; 2. ihre geschichtliche Verwirklichung in der Sendung Jesu; ihr höchstes Ziel in der Kindschaft Gottes. Oder ähnlich 2. Kor. 5, 19—21. Das Wort von der Versöhnung. 1. Sein ewiger Grund; 2. seine historische Erfüllung; 3. seine fortschreitende Ausrichtung. Endlich aber muß der Lehrer danach streben, worauf ihn ja gerade die angeführten Stellen hinweisen, auch die christliche Wahrheit den Schülern nicht als eine fertige, sondern als eine werdende aufzuzeigen, wie Homer den Schild des Achilleus vor unsern Augen entstehen läßt. Es gibt bekanntlich keinen größeren Meister in dieser Kunst als Lessing, der auch für den Theologen in mehr als einer Beziehung ein unerreichter Führer bleibt. So gilt denn auch hier, wenn schon in einem andern als dem ursprünglichen Sinne, das Epigramm Schillers:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Auch sonst wird die deutsche Litteratur dem Religionslehrer gute Dienste leisten. So knüpfte ich an die Charakteristik hervorragender biblischer Persönlichkeiten gern eines der tief empfundenen und formvollendeten Gedichte Geroks an, wie Nebo, Daniels Fenster, Paulus auf dem Areopag oder Kinkels Simon Petrus. Es gibt auch nichts Fruchtbringenderes als z. B. auf die Besprechung der biblischen Erzählung vom Sündenfall die Erklärung des Schillerschen Gedichts „Das verschleierte Bild zu Sais“ folgen zu lassen. Die gerade unter den denkenden Schülern vielfach verbreitete Meinung, daß der Zweifel an sich schon die notwendige Vorstufe für die Erkenntnis der Wahrheit sei, wird am besten durch den Hinweis widerlegt, daß die heilige Schrift ausdrücklich einen dreifachen Zweifel unterscheidet: den der sündlichen Begierde, den der

Gleichgültigkeit, den der Wahrheitsliebe. Der erste hat seinen Repräsentanten in der Mutter des Menschengeschlechts, 1. Mose 3, 6; der zweite in Pilatus, Joh. 18, 38; der dritte in Thomas, Joh. 20, 25. Im Anschlusse daran ist das berühmte Bekenntnis Lessings zu besprechen (Duplik): „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit ansteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Ebenso sehr muß aber betont werden, daß auch die christliche Wahrheit kein Mensch aus sich allein heraus zu finden vermag, sondern daß er dazu der großen ethischen Lebensgemeinschaften der Familie, der Schule, der Kirche bedarf. Mit der Mahnung Schillers:

> Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
> Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
> Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
> Sich des Marmors sprödes Korn —

ist daher die Goethes zu verbinden:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Das höchste Ziel seines Unterrichts aber wird der Religionslehrer dann erreicht haben, wenn ihm beim Abgange von der Schule oder auch später wenigstens einige Schüler sagen: Wir glauben nun hinfort nicht um deiner Rede willen, wir haben selber gehöret und erkennet, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland. Joh. 4, 42.

In der Kirchengeschichte waren Hase und Hagenbach treffliche Führer. Indessen gilt gerade hier für den Lehrer die Mahnung: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Luk. 24, 5. Nur was in der Geschichte der Kirche wahrhaft lebendig und dem Verständnis der Schüler zugänglich ist, darf er bieten. Sein Leitstern sollen die beiden Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig sein. Matth. 13, 31—33. Für die Reformationsgeschichte, die am zweckmäßigsten in Prima behandelt wird, kann dem Lehrer das gründ-

liche Studium Rankes in keiner Weise erspart werden. Mehr noch als meinen theologischen Lehrern verdanke ich diesem wirklichen Doktor der heiligen Schrift die Einsicht in den historischen Gegensatz zwischen Luther und Zwingli und die klare Erkenntnis, daß die deutsche und die schweizerische Reformation gleichberechtigte Ausprägungen des Protestantismus sind. Das zeigte mir auch den Weg, wie die Besprechung der konfessionellen Differenzen in der Abendmahlslehre am zweckmäßigsten einzurichten ist — nach meiner Erfahrung wegen des nicht selten eintretenden Gegensatzes zu dem herkömmlichen Konfirmandenunterricht ein besonders wichtiger Punkt. Es ist zunächst festzustellen, was die neutestamentlichen Berichte bei den Synoptikern und bei Paulus, 1. Kor. 11, über die Einsetzung des heiligen Mahles sagen. Dem schlichten Verstande der Jugend leuchtet von selbst ein, daß keine christliche Abendmahlsfeier etwas anderes sein soll und sein kann, als eine möglichst getreue Wiederholung der ersten, die der Herr gehalten hat in der Nacht, da er verraten ward. Man kann dabei von der Disposition ausgehen: ein Gedächtnismahl, ein Versöhnungsmahl, ein Liebesmahl. Wichtiger aber noch ist es, gerade im Anschluß an den lutherischen Katechismus zu zeigen, daß in der Beantwortung der Fragen: Was nützt denn solch Essen und Trinken? Wie kann leiblich Essen und Trinken solche große Dinge thun? Wer empfähet denn solch Sakrament würdiglich? alle christlichen Konfessionen einig sind. Denn selbst der fromme Katholik, wenn man davon absieht, daß sich für ihn mit der Feier des Abendmahls in der Regel die des Meßopfers verbindet, kann in der Kommunion nichts Herrlicheres und Größeres empfangen, als in der Antwort auf jene Fragen von Luther gelehrt wird. Sodann hat der Lehrer zu begründen, daß die katholische Lehre vom Sakramente des Altars wegen der Kelchentziehung und wegen des Meßopfers für den Protestanten unannehmbar ist. Das katholische Prinzip, das Göttliche dem Menschen möglichst sinnlich nahe zu bringen, hat hier zu einem Extrem geführt, dem für jedes geläuterte christliche Gefühl etwas Heidnisches anhaftet. Ein weiterer schwerer Mißbrauch, die Erhebung des Priesterstandes über die Sphäre des rein Menschlichen und Evangelischen, hat sich angeschlossen. Die Differenzen dagegen zwischen Lutheranern und Reformierten beziehen sich lediglich auf die erste Frage des Katechismus: Was ist das Sakrament des Altars, die man auch in die Form der Nikodemusfrage fassen kann: Wie mag solches zugehen? Joh. 3, 9. Diese Unterschiede nun in der Auffassung des heiligen Mahles erklären sich aus der ganz verschiedenen Individualität Luthers, Zwinglis und Calvins,

aus der ganz verschiedenen geistigen Atmosphäre und aus den ganz verschiedenen Zeitverhältnissen, in denen jeder von ihnen gelebt hat. So fand die auch sonst entgegengesetzte Art und Weise, wie jeder von ihnen die ihm auf die Seele gelegte Kirchenreform auffaßte und zu verwirklichen suchte, gerade hier ihren schärfsten Ausdruck. Einig waren sie doch in den beiden Grundanschauungen, die Rom auch heute noch nicht zugeben kann, in der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift. Von ihnen gilt: das Wort sie sollen lassen stan und: das Reich muß uns doch bleiben. Daraus aber folgt, daß der Geist des Herrn, der die Gemeinde in alle Wahrheit leitet, auf einer späteren Erkenntnisstufe die Einsicht gezeitigt hat, daß über jene Differenzen hinausgegangen werden müsse, und daß eben hierin das Wesen und das göttliche Recht der evangelischen Union liegt. Diese, die freilich zugleich eine Lebensbedingung ihres Staates war, in ihrer Notwendigkeit klar erkannt und verwirklicht zu haben, ist seit den Tagen des großen Kurfürsten das geschichtliche Verdienst der Hohenzollern. Auch die beklagenswerten Irrungen und Mißgriffe, die sich an die Einführung der Union angeheftet haben, können dieses Verdienst nicht schmälern. Diese Ansicht ist auch von Treitschke in der Einleitung zu seiner deutschen Geschichte eben so überzeugend als lichtvoll begründet worden. Dogmengeschichtlich hat es neuerdings in meisterhafter Weise Harnack gethan.

Ein weiterer wichtiger Gegenstand in Prima war die Erklärung des Römerbriefes, für die der Grundtext gar nicht entbehrt werden kann. Nach wiederholten Versuchen bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß hier nur eine Auswahl möglich ist, und zwar sowohl aus dem dogmatischen Teile, Kap. 1—8, wie aus dem religionsgeschichtlichen, Kap. 9—11, und aus dem praktischen, Kap. 12—15. Es ist ein großer Fehler, wenn der zweite überschlagen oder der dritte weggelassen wird. Es handelt sich vor allem darum, die leitenden Grundgedanken und die Hauptbegriffe den Schülern zur klaren Anschauung zu bringen. Luther sagt bekanntlich, der Römerbrief sei das allerlauterste und herrlichste Evangelium und das rechte Hauptstück des Neuen Testaments. Er sei würdig und wert, nicht allein, daß ihn ein Christenmensch Wort für Wort auswendig wisse, sondern daß er auch damit umgehe als mit täglichem Brote der Seelen. Denn er werde immer köstlicher und schmecke immer besser, je mehr er gehandelt und getrieben werde. Davon mag der Lehrer in der Einleitung ausgehen. Wird sodann mit der Erklärung eine lebendige

Charakteristik des großen Apostels verbunden, die sich auf alle seine Briefe gründet, so ist das gewiß eine Aufgabe, die des Schweißes der Edlen wert ist und die darum auch ihren Lohn in sich selbst trägt. Ich habe darüber Ostern 1882 ein Programm geschrieben.

Die Mahnung: Klare Disposition und zweckmäßige Auswahl gilt fast mehr noch bei dem Johannisevangelium. Es ist vielleicht das schwerste Pensum für den Religionslehrer der Prima, und wenige Lehrer mögen in seiner Lösung dem begnadigten Professor Daniel in Halle gleichkommen († 1871). Mit einer eingehenden Erörterung der Untersuchungen über Echtheit oder Unechtheit habe ich die Schüler niemals behelligt. Der Lehrer hat sich in solchen Fragen auf das knappste Maß zu beschränken, weil die Schüler historisch-kritischen Untersuchungen noch nicht selbständig folgen können. Für sie genügt die Erinnerung von Reuß: „Sonst aber wird der Geist des Buches von der Frage nach dem Verfasser nicht berührt, und diesen sich zu Gemüte zu führen, was ihr überall freisteht, wird für die Gemeinde wichtiger sein, als das Geheimnis seiner Geburt zu enthüllen.“ Wir wissen ja auch nicht, wer den originellen und geistvollen Brief an die Hebräer geschrieben hat, der im Zusammenhange auf der Schule gar nicht gelesen werden kann. In ähnlicher Weise ist die Erklärung Goethes zu verwenden, daß er in gewissem Sinne die Evangelien alle für echt halte. Es liege über ihnen der Abglanz einer wahrhaft göttlichen Herrlichkeit, und über die Stufe der religiösen und sittlichen Kultur, die sich in ihnen darstelle, werde die Menschheit niemals hinauskommen.

Die Darstellung der Glaubenslehre endlich, die in Verbindung mit den Grundzügen der Ethik ein ganzes Jahr erfordert, muß durchaus der freie und lebenswarme Ausdruck davon sein, wie der evangelische Glaube in der Persönlichkeit des Lehrers selbst Gestalt gewonnen hat. Gal. 4, 14. Wird das richtig erkannt, so ist die daraus sich ergebende Mannigfaltigkeit eben die Folge der evangelischen Grundanschauung. Es stehet geschrieben: Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte. 2. Kor. 3, 17—18. Wie verschieden aber stellt sich doch diese Spiegelung schon bei den Schriftstellern des Neuen Testaments dar! Eine besondere Behandlung der Ethik sodann wird nicht nur durch das Bedürfnis der Schüler gefordert, die auf der Vorstufe zur Universität stehen, sondern hat bei den sozialen Kämpfen und Gegensätzen unsrer Zeit eine noch um vieles erhöhte Bedeutung. Nur darf

sie nicht in abstrakt systematischer Weise gegeben werden, sondern muß sich überall an die Ausführungen der heiligen Schrift und an die großen in ihr gegebenen Vorbilder anschließen. Die Briefe des Paulus bieten dafür ein reiches Material. Daß jetzt Glaubens- und Sittenlehre zusammen auf ein halbes Jahr beschränkt sind, und daß die erforderliche Freiheit der Bewegung dem Lehrer genommen ist, das ist m. E. eine der Schädigungen, die die Unterrichtsordnung von 1892 den höheren Lehranstalten Preußens eingebracht hat. Es mag vielleicht Jahre lang dauern, ehe man den mit dieser Festlegung gemachten Mißgriff an entscheidender Stelle einsieht, und vielleicht eben so lange, ehe man sich entschließt, ihn wieder gut zu machen.

Für die Leitung des deutschen Unterrichts in Prima war die mir mangelnde Kenntnis des Mittel- und Althochdeutschen und der historischen Entwicklung der Grammatik, wofür mir weder das Gymnasium noch die Universität eine Anregung geboten hatte, kein unmittelbarer Nachteil. Das Wörterbuch von Weigand und die Grammatiken von Koch und Engelien mußten freilich fleißig zur Hand genommen werden, doch leiteten diese von selbst zur Erkenntnis der älteren sprachlichen Formen. Dagegen verdanke ich meinem verehrten Lehrer Julius Schaller eine tüchtige Grundlage der philosophischen und der ästhetischen Bildung, auf die ich auch der späteren Bearbeitung deutscher Dramen von Frick gegenüber zurückgegangen bin. Sie war durch das Studium der Ästhetik von Carriere noch mehr befestigt worden. Freytags Technik des Dramas, die 1867 erschien, brachte mir wesentlichen Gewinn, ebenso die im folgenden Jahre erscheinende erste Auflage des Buches: Der deutsche Aufsatz in Prima von Ernst Laas. Die von ihm gebotenen Aufsatzthemen sind freilich nicht selten zu hoch gegriffen, aber der junge Lehrer erfuhr doch nun in klarem, wohlbegründetem Zusammenhange, wie er die Vorbereitung der Arbeiten, ihre Korrektur und die Besprechung bei der Rückgabe fruchtbringend einzurichten habe. Die Darstellung der Poetik des Aristoteles, wie sie Laas gibt, vertiefte zugleich die Einsicht in das Wesen der Tragödie. Seitdem wurde die Behandlung dieses wichtigen Lehrstücks, die sich an Lessings hamburgische Dramaturgie anschloß, eine meiner Lieblingsaufgaben.

Mit Lessing, Schiller und Goethe hatte ich mich nach Anleitung der Litteraturgeschichte von Hillebrand eingehend beschäftigt. Besaß ich nach dieser Seite hin also wohl eine ausreichende Vorbereitung, so fehlte sie mir dagegen ganz für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Pauken Sie nur den Schülern den kleinen

Rumpel ein, sagte mir der bisherige Lehrer des Deutschen in Prima, das genügt vollständig. Es war doch nur ein Notbehelf, hatte aber das Gute, daß ich zu den philosophischen Studien zurückgeführt wurde, für die mir schon in jungen Jahren die damals zuerst erscheinenden Vorlesungen von Kuno Fischer die erste Anregung gegeben hatten. Eine Darstellung der Hauptbegriffe aus der Disziplin der Logik, so einfach sie gehalten sein mag, ist für die Primaner ganz unerläßlich, und ich freue mich, daß dieses Stiefkind des deutschen Unterrichts, das alle zwanzig Jahre angenommen und wieder verstoßen zu werden pflegt, an dem sachkundigen Direktor Leuchtenberger in Posen auch nach 1892 einen so warmen Beschützer gefunden hat. Freilich mag er mit dem Propheten seufzen: Aber wer glaubt unsrer Predigt? Jesaia 53, 1.

Dem Michaelis 1867 stattfindenden Abiturientenexamen habe ich wohl mit derselben Spannung entgegengesehen wie die Examinanden. Freilich war es schon mein zweites, denn ich hatte in Stendal bald nach Pfingsten 1866 als Hilfslehrer in der Religion und im Hebräischen die Vertretung des erkrankten Lehrers übernehmen und also auch die Prüfung halten müssen, und ihr guter Ausfall, den der treffliche Direktor Krahner in sichere Aussicht stellte, hatte meine Wahl in Köslin mit entschieden. Gewiß eine freundliche Prolepsis. Aber das war doch nur ein Kommissorium und zwar in Kriegsläuften gewesen, und bei der Prüfung hatte nicht der Schulrat sondern der Bürgermeister den Vorsitz geführt. Jetzt hatte ich das Ganze allein zu verantworten. Da nun kein Vogel anders pfeifen kann als wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so befolgte ich schon das erste Mal fast instinktiv die Prüfungsmethode, die ich nachher nur fester zu begründen brauchte. Ich suchte, so wenig das auch für den ferner Stehenden erkennbar sein mochte, in der einzelnen Prüfung doch immer ein Ganzes zu bieten und verknüpfte daher die exegetischen, historischen und dogmatischen Fragen. Ein begrenztes aber festes Maß positiver Kenntnisse, Verstandenes und nicht bloß auswendig Gelerntes, genaue Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen — das waren die Ziele, nach denen ich strebte. Nach einigen Jahren sagte mir der Schulrat Wehrmann: Sie machen es ganz anders, als der Lehrer an einem benachbarten Gymnasium. Ihr Unterricht ist in erster Linie biblisch, der seinige streng dogmatisch und symbolisch. Da Sie es aber beide gut machen, so mag jeder bei seiner Weise bleiben. Ein andermal fragte er mich: Wo haben Sie diese Darstellung des Gegensatzes zwischen Augustin und Pelagius her, einfach aufgebaut auf die drei

Begriffe: Freiheit, Sünde, Gnade? Es ist ebenso klar als überzeugend; ich habe das noch bei keiner Prüfung gehört. — Von F. Ch. Baur in Tübingen. — Ist das Ihr Lehrer gewesen? — Ja, und zugleich die größte wissenschaftliche Persönlichkeit, die ich kennen gelernt habe. Ich habe auch heute nur das Gold des Meisters in Scheidemünze umgesetzt. — Nun, schloß er, dann muß man Ihnen doppelt gratulieren, daß Sie sich zu einem so positiven biblischen Standpunkte hindurchgearbeitet haben. Einem Schüler Baurs wäre das freilich gar nicht wunderbar erschienen. Das vielverkannte Haupt der Tübinger Schule war ein tiefernster und innerlicher Theologe, weniger glänzend veranlagt als sein berühmter Schüler D. F. Strauß, aber eine durchaus positive Natur. Hielt er auch das vierte Evangelium für ein Erzeugnis des zweiten Jahrhunderts und von den Briefen des Paulus nur die an die Römer, Korinther und Galater für völlig beglaubigt, so war doch seine Erklärung des Johannisevangeliums und seine Charakteristik des Apostels bei der größten Schlichtheit der Darstellung von überwältigender Anziehungskraft. Das Wort: Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle, 1. Kor. 15, 10, das Motto seiner Monographie über Paulus, hätte man auf ihn selbst anwenden können.

In eigentümlicher Weise dagegen verlief im Jahre 1871 die Revision des Religionsunterrichts in Obertertia durch den Generalsuperintendenten Jaspis. Das Pensum war: Erklärung der Apostelgeschichte und zusammenfassende Wiederholung des Katechismus. Gegen den Schluß der Stunde richtete er selbst einige Fragen an die Klasse. Die erste Frage war: Wenn Sie auf Ihrem Gute einen Knecht hätten, der nicht an die göttliche Dreieinigkeit glaubte, was würden Sie ihm zu seiner Belehrung sagen? Zu meinem geheimen Schrecken erhob unter lautlosem Schweigen der Klasse ein besonders geriebener Junge den Finger, der Sohn unseres Seminardirektors. Nun, mein Lieber? Herr Generalsuperintendent, ich würde den Knecht zu unserm Herrn Pastor schicken. Eine andere Frage: Wie viele Katechismen gibt es? Antwort von demselben Schüler: Drei, Jaspis A, B, C. Als ich dem Vater davon erzählte, meinte er: Nun, mein Walther ist freilich noch mehr wie die Jugend sonst schnell fertig mit dem Wort, aber die Antworten waren doch ebenso angemessen als die Fragen. Vor der Klasse erkannte nun auch der geistliche Revisor meine Leistungen in sehr freundlichen Worten an, indem er zugleich meines seligen Vaters gedachte, den er noch gekannt hatte. In der Konferenz dagegen beklagte er, daß ich von dem eingeführten Katechismus gar keinen Gebrauch gemacht hätte. Da es sein eigener war, so konnte

ich nur schweigen. Er that desgleichen, einen Revisionsbescheid habe ich nicht erhalten. Bei der zweiten im Jahre 1878 abgehaltenen Revision fiel namentlich den Primanern die unverfälschte sächsische Mundart des geistlichen Würdenträgers auf. Als er das selbst merkte, redete er die Klasse sofort in fließendem Latein an; da hörte das Lächeln auf. Ja, sagte ich nachher zu den Schülern, das können die Sachsen alle. Dort wachsen auch die schönen Mädchen auf den Bäumen, sie heiraten aber keinen, der nicht ein ebenso formgewandtes Latein spricht wie der Herr Generalsuperintendent.

Bei der Erinnerung an die Anfänge meines Wirkens in Köslin muß ich dankbar anerkennen, daß ich in den Jahren der ersten männlichen Reife genötigt wurde, meine ganze bescheidene Kraft an die Lösung von Aufgaben zu setzen, deren Schwierigkeiten ich zum Teil erst allmählich erkennen lernte. Was mir an Erfahrung abging, ersetzte ich durch den Eifer der Jugend. Nach zwanzig Jahren sagte mir ein Kollege, der unser Gymnasium in Sekunda verlassen hatte, wie lieb ihm mein Religionsunterricht gewesen sei, und wie lebhaft er sich noch einer Vertretungsstunde erinnere, die ich im Deutschen gegeben hätte. Diese Erzählung fiel in eine für mich als Lehrer sehr trübe Zeit. Da tröstete ich mich des Wortes: Etliches fiel an den Weg; etliches auf den Fels; etliches mitten unter die Dornen; etliches fiel auf ein gut Land; und es ging auf, und trug hundertfältige Frucht. Luc. 8, 5—8.

Nehme ich nun dazu, wie freundlich sich unser häusliches Leben gestaltete, so muß ich die Jahre von 1867—1871 als die glücklichsten meines ganzen Lebens bezeichnen. Ich zahlte zuerst für eine freundliche Wohnung von vier Zimmern mit Zubehör 80 Thaler Miete und gab meiner jungen Frau monatlich 20 Thaler Wirtschaftsgeld. Die Sommerferien des Jahres 1868 brachten uns den ersten Aufenthalt am Strande. Der gehörte zu den charakteristischen Kennzeichen des Kösliner Lebens. Man mietete sich für 20 bis 25 Thaler ein ganzes Bauernhaus, das konnte man dann für die Dauer der Badezeit bewohnen. Betten und Kochgeräte mußte man mitbringen, ebenso die etwa noch wünschenswerten Möbel. Sie wurden von einem Leiterwagen abgeholt, den einzelne Familien auch zur Hinausfahrt benutzten; größere gebrauchten deren zwei. Die Badegesellschaft, die sich meist aus den Kreisen der Beamten Köslins zusammensetzte — auswärtige Strandgäste kamen damals nur ganz ausnahmsweise — verteilte sich auf vier Dörfer. Nest hatte landschaftlich die schönste Lage. Ein Binnensee wurde von Liebhabern der Entenjagd gern aufgesucht,

während die hohe Düne den weitesten Ausblick auf die See gewährte. Beim ersten Besuche mochte man an die Strophe Grüns denken:

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Bei längerem Aufenthalte erlebte man aber auch die Meeresstille, wie sie Goethe geschildert hat:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Hatte man einen Fischer auf den Fang begleitet, so gewährte die Heimkehr wohl zuweilen ein Bild der glücklichen Fahrt:

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band,
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne:
Schon seh ich das Land!

Nicht selten aber kehrte auch eine kleine Gesellschaft von einem solchen Ausfluge nur mit Beschwerden heim. Dann hingen die Damen, seekrank und bis auf die Haut durchnäßt, am Halse der Schiffer, die sie ans Land trugen, aber doch, wie die Königin in Uhlands Ballade, zerflossen in Wehmut und in Lust. Als ich aber einmal bei einem solchen Anlaß einer dem Schaume des Meeres entstiegenen Aphrodite zurief:

O glücklich, wenn dann auch sich eine Thür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

erklärte sie diese Auffassung auffallender Weise für ganz unbegründet. Gewiß erlebte man jährlich den Sturm, der den göttlichen Dulder Odysseus an das Land der Phäaken geworfen hatte. Der erste Band

der Odyssee begleitete mich deshalb immer an den Strand. Familien, denen die tägliche Omnibusverbindung mit der Stadt erwünscht war, zogen nach Groß-Möllen, andere nach Sorenbohm, der beliebteste Badeort aber war Bauerhufen. In diesen Wochen wurden auch die Rücksichten auf Rang und Stand, die in der Stadt ziemlich streng beobachtet wurden, weniger fest gehalten. Es konnte sogar das Unerhörte geschehen, daß ein Appellationsgerichtsdirektor sich zum Morgenbesuche in dem Zelte eines, wie er zu seiner Überraschung erfuhr, noch nicht einmal promovierten Gymnasiallehrers einfand. Allgemein anerkannter Vergnügungsdirektor war Dr. Zelle. Wir haben unter seiner Leitung in dem kleinen und dumpfen Saale der Dorfschenke manchen heiteren Abend verlebt. Als er daher in dieser Würde das 25jährige Jubiläum feierte, wurde ihm als Ehrengeschenk eine rote Badehose überreicht, auf deren Rückseite die Zahl 25 eingestickt war, ein Wunder dem Anblick. Welche zarten Hände aber dieses Kunstwerk geschaffen haben, ist niemals erforscht worden.

In Sorenbohm, wo wir 1870 wohnten, erlebten wir auch den Ausbruch des französischen Krieges. Eine Extrapost, die mit lautem Schalle des Horns ins Dorf einfuhr, brachte die erste sichere Kunde. Wie freudig begrüßten wir darum in den folgenden Tagen den dichten Nebel, der längere Zeit anhielt! Er befreite uns von der Sorge um eine Landung der französischen Flotte. Eines Tages hörten wir doch von Kolberg her heftigen Kanonendonner. Er rührte von den Strandbatterien her, die sich auf die im Meere markierten Entfernungen einschossen. Nach der Rückkehr in die Stadt wurden wir aber bald einmal aus dem tiefsten Schlafe geweckt. Es hieß, die Franzosen seien gelandet, die Regierungshauptkasse werde bereits verpackt, um in Sicherheit gebracht zu werden. Das letztere war richtig. Bald darauf ertönte denn auch der Generalmarsch der Schützengilde. Sie zog aus, um mit dem kleinen Landwehrstamm den Strand abzusuchen. Gegen Mittag kam sie zurück, sie hatte nichts vom Feinde gefunden. Aber noch längere Jahre hindurch feierte die Gilde „die Schlacht bei Deep“. Als ich am 13. August für den Sieg bei Wörth eine Dankesandacht hielt, hörten wir zu den offenen Fenstern herauf Pferdegetrappel, und zahlreiche Männerstimmen fielen alsbald in den Gesang ein: Ein feste Burg ist unser Gott. Es war die gerade einrückende Ulanenschwadron, die die Regierung zum Ersatz für unsre im Felde stehende Garnison gesandt hatte. Gleichzeitig wurde auf der Höhe des Gollenberges ein Gerüst errichtet, auf dem beständig einige Marinesoldaten Ausschau hielten. Der Strand wurde von

Mecklenburg bis zur russischen Grenze hinauf mit Fanalen besetzt, das Feuer der Leuchttürme gelöscht und die Zeichen der Einfahrt an den Küstenflüssen und Häfen wurden eingezogen. Der über die an das Meer angrenzenden Landesteile verhängte Belagerungszustand, der noch mehrere Monate nach dem Friedensschlusse andauerte, war aber nur für die empfindlich, die durch bestimmte Vergehen mit dem Strafgesetz in Widerspruch gerieten. Die großen Siege wurden natürlich auch in Köslin festlich begangen, zum Teil durch Dankfeiern auf dem Markte oder in der Kirche, und durch allgemeine Illumination. Der Spätherbst brachte uns über hundert gefangene französische Offiziere, die nun unter dem besonders strengen nordischen Winter schwer zu leiden hatten. Aber für den Kollegen Zelle war es eine gesegnete Zeit. Er hätte wie der erste Kürassier in Wallensteins Lager zu dem ersten Arkebusier sagen können:

Wo du nur die Not siehst und die Plag,
Da scheint mir des Lebens heller Tag.

Er hatte als gerichtlich vereidigter Dolmetscher und als privater Korrespondent für die Gefangenen alle Hände voll zu thun und darum reiche Nebeneinnahmen. Noch nach Jahren sagte er, wenn er von dieser Zeit sprach: Es war einmal. Lebhaft entzündet waren natürlich auch die Gemüter der Jugend. Die bald als Legende erkannte Erzählung, daß Moltke am Abend von Gravelotte das zweite Armeekorps persönlich gegen den Feind geführt habe, hätten sie sich um keinen Preis nehmen lassen. War doch der Kronprinz zwischen 1866 und 1870 kommandierender General der Pommern gewesen. Wenn er da zur Besichtigung der Garnison nach Köslin kam, fiel immer der Unterricht aus. Einmal war bei diesem Anlaß am Gymnasium die Inschrift angebracht: Salve princeps juventutis, salve nostrae spes salutis — Heil dir, du Fürst der Jugend, Heil dir, du Hoffnung unsres Heils. Er soll sie doch, als sie das nächste Mal fehlte, vermißt haben.

Auch außerhalb des Kollegiums boten sich uns schon im ersten Jahre recht freundliche Anknüpfungspunkte. Zunächst mit Archidiakonus St. Da er mein Amtsvorgänger am Gymnasium war, so verdanke ich ihm für die Einführung in die mir neuen Schulaufgaben manche förderliche Anregung. Wir waren beide von gleichem Alter und Bildungsgange, beide auch leicht erregt und zu einem kleinen Wortkampfe geneigt. Der ist aber doch immer friedlich geschlichtet worden, einmal auch durch eine von dem jungen Pfarrherrn sehr sachkundig gebraute Bowle. Auch seine Gattin trat uns bald recht nahe. Sie war meist still, trat sie aber aus ihrer Zurückhaltung heraus,

dann traf sie auch mit dem Wort immer den Nagel auf den Kopf. Das erfuhr ich selbst einmal, als ich kurz vor meiner Verheiratung in der Nachmittagspredigt ihres Gatten sanft entschlummert war. Sie sagte mir: Es ist die höchste Zeit, daß Sie unter die Zucht einer ordentlichen Frau kommen. Unsre persönlichen Beziehungen waren freilich nur von kurzer Dauer, da St. nach etwa zwei Jahren als Oberprediger in eine andere Provinz berufen wurde. Zwanzig Jahre später besuchte er uns in Sorau, um uns eine Gustav-Adolfs-Predigt zu halten. Da haben wir die alten lieben Erinnerungen an Köslin ausgetauscht und dann auch gemeinsam das Hauptfest des Gustav-Adolf-Vereins in Görlitz besucht. Es waren erquickende Tage. Durch St. wurden wir sodann mit dem Kreisgerichtsrat Schmeißer und seiner ebenso geistvollen als liebenswürdigen Frau bekannt. Durch sie gewannen wir den Eintritt in die außerhalb der Kirche und der Schule liegenden Kreise der Kösliner Gesellschaft. Sie sind uns auch nach ihrem Scheiden aus Köslin treue Freunde geblieben, bis der leicht erregbare Geist der glücklichen Gattin und Mutter sich leider umnachtete. An Lamprechts dagegen schlossen sich zwei weitere freundliche Familien an, der Rektor F. von der Stadtschule und der Musikdirektor Schubert vom Seminar mit ihren Frauen. Schubert war ein unermüdlicher Schulmann, noch bis zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum von großer geistiger Frische und Arbeitskraft. Nachdem sie im Januar 1869 durch den Brand des Seminars ihre Dienstwohnung verloren hatten, wurden uns Schuberts auf einige Jahre treue Hausgenossen, Frau Auguste aber, eine ältere Schwester von Frau Lamprecht, für meine Frau zu einer wahrhaft mütterlichen Freundin. Dem eifrigen Lehrer verdanke ich es, daß ich noch einen Choral ordentlich spielen gelernt habe. Da ich an der Redaktion seines Choralbuches für die Provinz Pommern lebhaften Anteil nahm, sagte er mir eines Tages: Lieber Reinthaler, es ist wirklich eine Schande, daß Sie bei Ihrer natürlichen musikalischen Anlage, bei Ihrer reichen und sicheren Melodieenkenntnis, und bei der hohen Anerkennung, die sich nicht bloß Ihr Vater als Hymnologe, sondern ebenso Ihr Bruder als Organist und als Komponist auch auf dem Gebiete der kirchlichen Musik errungen hat, nicht einmal einen Choral spielen können. Es ist einfach eine Ehrenpflicht für Sie, diese Versäumnis Ihrer Jugend gut zu machen. Fangen Sie damit gleich heute an, und Sie sollen der erste sein, dem ich mein Choralbuch schenke. Die nachdrückliche Mahnung fand einen willigen Hörer, und noch heute, wenn ich, wie es fast täglich geschieht, in der Dämmerstunde einen Choral spiele, tritt mir das Bild dieses wahrhaften

schlesischen Kantors vor die Seele. Er ist schon lange aufgestiegen zu dem höheren Chor,

Da die lieben Engelein
Selber Musikanten sein.

Das gesellige Leben in unserem Kollegium erhielt seit dem Jahre 1869 eine wertvolle und dauernde Ausgestaltung durch das Kränzchen, zu dem sich die oben genannten Familien mit Ausnahme von Pitanns und Hüsers vereinigten. Wir kamen im Winter Sonnabends alle 14 Tage zusammen. Von 6—8 Uhr trieben wir Männer klassische Lektüre, nach einander kamen Tacitus, Herodot, Homer an die Reihe. Einmal haben wir auch ein Drama von Sophokles gelesen, wobei Kollege Zelle sein metrisches Licht auf den Leuchter stellte. Natürlich lasen wir diese Schriftsteller nicht als Philologen, sondern auf Grund unsrer Gymnasialbildung. Um 8 Uhr wurden die Damen, die sich inzwischen an Thee und freundlicher Unterhaltung gelabt hatten, zu Tisch geführt. Es gab stiftungsmäßig nur einen stattlichen Braten, Kartoffeln und Kompot; als Getränk, wie schon bei unsrer Lektüre, Bier. Die Wahl des Kompots war dem Vermögen und dem Geschmack der Hausfrau freigestellt, ebenso in der Weihnachtszeit ein Nachtisch vom Festgebäck. Stimmung und Appetit waren meist vortrefflich. Gelegentlich wurde nach Tische auch musiziert. Dieses Kränzchen hat sich fast 14 Jahre lang erhalten, für ein Kollegium von Gymnasiallehrern gewiß ein ebenso seltenes als ehrenvolles Zeugnis.

Willkommene Mitglieder des Kränzchens wurden nun auch die beiden jüngeren Lehrer, die 1869 und 1870 in das Kollegium eintraten. Es begann, wie Dr. Hüser sagte, die neue Mischung. Zuerst, als zweiter Mathematiker, kam Kollege M. Er war ein echter Pommer, aber auch für praktische Beschäftigungen gut veranlagt; namentlich war er ein großer Imker vor dem Herrn. Frau Ottilie veranschaulichte in anmutiger Weise das Dichterwort:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Szepter der Sitte.

Wenn sie sagte: Heinrich, versprich mir, so war die Diskussion zu Ende. Ging es unter den Pensionären einmal zu lebhaft zu, so wußte sie wie der homerische Zeus mit einem Aufschlage der Augen den ganzen Olymp zum Schweigen zu bringen. Ihre Gewandtheit im deutschen Ausdruck hätte ich manchem meiner Abiturienten wünschen mögen. Aber auch ein warm empfundenes Gedicht stand ihr zu Gebote; und wenn einmal ein Brief von ihr eintrifft, so habe ich als

alter Schreiblehrer auch immer wieder die Freude über ihre schöne Handschrift. Ihr Gatte, jetzt Professor, wirkt seit längeren Jahren an einer anderen höheren Lehranstalt.

Der wichtigste Erwerb aber für mich sollte die Freundschaft des Kollegen Dr. Friedrich Schaper werden. Er war von uns allen gewiß die geistig am reichsten angelegte Persönlichkeit. Etwas davon merkte ich schon, als er mir den ersten Besuch machte, um sich in Pitanns Auftrage nähere Auskunft über die ihm gestellte Lehraufgabe zu erbitten. Er kam seitdem fast täglich zu uns. Als geborener Braunschweiger, ein echter Niedersachse, hatte er vorzugsweise in Göttingen studiert und war bisher in Wolgast Lehrer gewesen. Hervorragend war seine philosophische Schulung und seine dialektische Gewandtheit. Im April 1871 brachte er uns dann auch seine junge Frau, die Tochter eines Wolgaster Patrizierhauses. Sie trat in unsern Kreis, geschmückt mit dem höchsten Reize weiblicher Anmut und mit dem reinsten Glanze jungen Eheglücks. Frieding und Laura wurden die Lieblinge aller, denen sie näher traten. Das waren freilich nicht viele, denn das junge Paar lebte am liebsten für sich, wenn es auch täglich im Forsthause am Gollenberge einkehrte, wo immer einige befreundete Familien zusammentrafen. Zu Haus erfreuten sie sich an gemeinsamer Lektüre und am Klavierspiel. Ganz nahe kamen wir uns erst, als wir 1874 ein Haus in der Bublitzer Straße zusammen bezogen. Seitdem wurde unsre Freundschaft immer fester, und niemals ist sie einen Tag lang getrübt worden. Sie hatte auch Gelegenheit, sich in schwerer Zeit zu bewähren. Infolge der früheren Dienstverhältnisse mußte es sich der wissenschaftlich so tüchtig gebildete Mann wiederholt gefallen lassen, daß jüngere Lehrer über ihm eingeschoben wurden. Er fand sich damit ab, indem er mich selbst auf das Wort des griechischen Philosophen hinwies:

Nicht was die Dinge sind erregt der Menschen Streit,
Wohl aber, was ihr eigner Sinn von ihnen meint.

Aber auch über das häusliche Glück des jungen Paares zogen trübe Wolken herauf. Dr. Schaper, äußerlich ein Bild der Kraft und Gesundheit, erkrankte an einem Hals- und Lungenleiden, dessen Schwere uns gerade durch das tägliche Zusammenleben im Hause klar wurde. Erst der wiederholte Gebrauch der Görbersdorfer Heilkur brachte ihm merkliche und anhaltende Besserung. Mit seiner reichen wissenschaftlichen Bildung verband der Freund den zuverlässigsten Charakter und ein tief frommes Gemüt. Gerade auf diesem Gebiete aber trat ein ernstlicher Unterschied zwischen uns hervor. Früh verwaist hatte der

Knabe in einem rationalistischen Pfarrhause wohl freundliche Aufnahme und Pflege gefunden, aber keine Nahrung für sein religiöses Gemüt. Er sehnte sich nach grüner Aue und frischem Wasser und fand nur dürres Stroh. Erst in Berlin empfing er in der zweiten Hälfte der Studienjahre von katholischer Seite her tiefgehende Eindrücke, die er nun mit der ganzen Innigkeit seines Gemüts und mit dem ganzen Schwunge seiner Phantasie in sich aufnahm. Er hat sie niemals vergessen, obgleich er der Kirche seiner Väter nicht bloß äußerlich, sondern als Mann auch mit innerer Teilnahme treu blieb. Ehe ich diesen inneren Zusammenhang kannte, mußte mir, der ich in Luthers Kloster geboren und mit den großen Erinnerungen der Reformation von Jugend auf genährt bin, diese Richtung des Freundes ganz unverständlich erscheinen. Da platzten denn namentlich in den Jahren des Kulturkampfes die Geister manchmal heftig aufeinander. Besonders erinnere ich mich einer Diskussion, in der er den alten Johann Heinrich Voß wegen seiner Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? ebenso lebhaft angriff, wie ich ihn verteidigte. Unter den Philosophen, die er alle gründlich kannte, war sein Liebling Schelling, und dessen Philosophie der Offenbarung war für ihn der Gegenstand eines immer erneuten Studiums. Im Jahre 1881 wurde Dr. Schaper als Rektor des Progymnasiums nach Nauen berufen. Im April 1890 sahen wir uns zuerst mit unseren Frauen einen Abend lang in Berlin wieder. Da sagte er: Kommen Sie, Reinthaler, heute wollen wir einmal das deutsche Sekthaus besuchen und ordentlich etwas draufgehen lassen. Das thaten wir denn auch, denn wir ahnten beide nicht, daß dieses erste Wiedersehen zugleich das letzte sein würde. Noch am 3. März 1896 erhielt ich von ihm einen längeren Brief, in dem er mich bat, der Freundschaft, die man als reiferer Mann so selten genieße, treu zu bleiben. Ehe ich ihm antworten konnte, traf mich die jähe Kunde seines Todes. Er war nach kurzem Krankenlager der Lungenentzündung erlegen, fast 56 Jahre alt, vier Wochen vor der silbernen Hochzeit, am 13. März 1896. Noch auf dem Sterbebette hat er seiner treuen Helferin einen Bericht an das Schulkollegium diktiert und die letzte Unterschrift vollzogen. Nach der ersten Betäubung, in die mich der furchtbare Schlag versetzt hatte, gedachte ich der nun vereinsamten uns so teuren Frau mit der Bitte, daß an ihr die Verheißung sich erfüllen möge: Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen. Jesaia 42, 3. Mit diesem einen bitte ich auch heute noch für sie um alles. Das Gedächtnis des unvergeßlichen Freundes aber

werde ich bis an mein Ende im Sinne der Worte bewahren, die Goethe dem Andenken Winckelmanns gewidmet hat:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen“.

4. Wachsende Erfahrungen und neue Freunde.

Mit dem Schuljahre 1871/72 trat in meiner Lehrthätigkeit ein Wendepunkt ein. Ich sollte jetzt erfahren, daß es für den Lehrer Schwierigkeiten gibt, an die er in den Jahren des ersten hoffnungsfreudigen Wirkens nicht gedacht hat, und die er auch bei redlichem Wollen nicht völlig zu überwinden vermag. Ich verlor das Ordinariat der Quinta und übernahm statt dessen das Griechische in Quarta, Deutsch in Obertertia, Ovid in Untertertia und den Religionsunterricht in beiden Tertien. Der Direktor erklärte, diese Veränderung sei im Interesse der Schule notwendig. Ich empfand davon doch bald einen doppelten Nachteil. Ich hatte nun mit Ausnahme von Prima auf keiner Stufe einen für die Erreichung des Klassenzieles maßgebenden Einfluß, wohl aber war meine Thätigkeit nach mehr als einer Seite hin zerstückelt. Für das Deutsche fehlte mir zwischen IIIa und I jeder Zusammenhang, und mit den Nebenstunden in IIIb stand ich ganz auf einem Außenposten. Selbst im Interesse der Schüler hätte es gelegen, das Deutsche in IIIa in der Hand des Ordinarius zu belassen und den Ovid in IIIb einem geschulten Philologen zu übertragen. Daß der Religionsunterricht in I, II, IIIa und IIIb nun in meiner Hand vereinigt war, konnte mir dafür keinen Ersatz bieten. Ich hatte die Schüler auch bisher aus Lamprechts und K.s Händen gut vorbereitet erhalten, und gerade in diesem Fache bildet der Unterricht in den oberen Klassen, zu denen damals auch noch IIb gerechnet wurde, ohnehin ein geschlossenes Ganzes. Soll aber der Religionsunterricht am Gymnasium seine gewiß nicht leichte Aufgabe erfüllen, so muß der Lehrer für jede einzelne Stunde die ganze Kraft des Geistes und des Gemütes einsetzen. Das geschieht am besten, wenn die Religionsstunde nicht bloß die erste am Tage ist, sondern für ihn zugleich die einzige bleibt, ein Ideal, das ich allerdings niemals habe erreichen können.

Neu und anregend war mir das Griechische in Quarta. Aber ich hatte mit zwei schweren Übelständen zu kämpfen. Es waren drei Lehrbücher eingeführt, von denen keines auf das andere Bezug nahm. Zwei davon, die kleine Sprachlehre von Krüger und das Lesebuch von Jacobs, hatten freilich sehr berühmte Verfasser. Aber in der kleinen Sprachlehre waren nicht einmal die Paradigmen vollständig abgedruckt. Man mußte wiederholt die Formen mit Kreide an die Tafel schreiben. Machte der Schüler dabei in seiner Nachschrift einen Fehler, so war der oft kaum auszurotten. Erst nach zwei oder drei Jahren, als ich den Direktor von neuem auf diesen Mangel aufmerksam machte, dessen Folgen er selbst schwer empfunden hatte, wurde die Formenlehre von Franke-Bamberg eingeführt. Das Lesebuch von Jacobs sodann war im Anfange des Jahrhunderts gewiß eine verdienstliche Leistung gewesen. Es widersprach aber schon darin den Forderungen einer vernünftigen Lehrmethode, daß es dem Schüler zumutete, gleich auf den ersten Seiten nicht wenige unregelmäßige Formen, die er noch gar nicht verstehen konnte, als Vokabeln auswendig zu lernen. Das Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Griechische endlich, dessen Namen ich nicht mehr genau angeben kann, brachte wieder ganz neue Vokabeln. Wenn ich aber dem Direktor vorstellte, daß wir doch schon in den fünfziger Jahren auf dem Erfurter Gymnasium das Elementarbuch von Kühner gehabt hätten, das in sehr zweckmäßiger Weise alle diese Übelstände vermeidet, so erhielt ich immer wieder die Antwort: Kühner kann sich als Gräcist weder mit Jacobs noch mit Krüger messen. Daß man als wissenschaftlicher Forscher ein Mann ersten Ranges und dabei doch außer Stande sein kann, ein gutes Elementarbuch zu schreiben, kann doch aber auch einer einsehen, der zwischen seinem philologischen Wissen und dem eines Gymnasialdirektors eine so große Kluft befestigt sieht, wie die zwischen dem armen Lazarus und dem reichen Manne war. Luk. 16, 19 f. Wobei es sich von selbst versteht, daß bei dieser Anwendung des Gleichnisses der reiche Mann im Himmel und der arme in der Hölle sitzt. Noch heute, wo ich aus diesem Orte der Qual längst erlöst bin, empfinde ich jene Kluft ganz in meines Nichts durchbohrendem Gefühle. Indessen wer ins Wasser geworfen wird, muß schwimmen lernen, und so mußte ich mir helfen, so gut ich konnte, denn kein wohlwollender Schwimmlehrer hielt mich an der Leine. Unüberwindlich dagegen war die zweite Schwierigkeit. Die Klasse zählte stets mehr als 60 Schüler, gleich im ersten Semester, der Jahreszahl entsprechend, 71. Die Schüler saßen so eng, wie bei einer großen Ab-

fütterung in einer unsrer höheren Beamtenfamilien einmal wenigstens die Tischgäste. Als bei dieser der liebenswürdige Präsident Maes meine Frau zu Tisch führte, sagte er ihr gleich: Wir wollen jedes Gericht abwechselnd essen, Sie gehen nach der ersten Deklination und ich nach der zweiten. Dann stoßen wir uns nicht, und wir Westfalen stoßen immer noch etwas kräftiger als andere Leute. Eine solche Auskunft war natürlich in der Schule nicht möglich. Bei den Extemporalien war das Abschreiben gar nicht zu verhindern; selbst ein Wechsel der Plätze, den ich zu diesem Zwecke versuchte, erwies sich bei der Überfüllung der Klasse als nicht durchführbar. Die Schulrat sagte mir, als ich ihm bei der Revision — und ich that es absichtlich — zehn Schüler vorstellte, die absolut nichts konnten: Dafür sind Sie nicht verantwortlich. Ich gestehe, daß mir dadurch die mir gespendete freundliche Anerkennung verbittert wurde. Hatte denn nicht die Schule eine Verantwortung gegen die Eltern, die doch alle das gleiche Schulgeld bezahlten, also auch fordern durften, daß ihren Kindern wenigstens die Möglichkeit geboten werde, etwas Ordentliches zu lernen? Freilich wurde dies einige Jahre lang schon dadurch erschwert, daß der Kursus halbjährig war, das ganze Pensum also auch in dem kürzeren Sommersemester durchgearbeitet werden mußte. Aber auch später blieb es unmöglich, weil schlechterdings nicht jeder einzelne Schüler in jeder einzelnen Stunde gefragt, geschweige denn wiederholt gefragt werden konnte. Es fehlte also nicht weniger als die erste Bedingung für den guten Erfolg eines Elementarunterrichts. Solche Zustände wären natürlich an einem Kadettencorps unmöglich gewesen; an dem Gymnasium einer Regierungshauptstadt sind sie viele Jahre lang von den Lehrern schweigend ertragen, von der Aufsichtsbehörde geduldet, von den Eltern beseufzt worden.

Und doch ging ich immer noch leichteren Herzens in eine griechische Lektion nach Quarta als in eine Ovidstunde nach Untertertia. Den Ovid als Dichter freilich konnte ich erklären, für mich selbst las ich ihn auch sehr gern, aber für die Schüler blieb der Ertrag gering. Ich konnte nicht aus dem Vollen schöpfen, und das muß jeder Lehrer können, der etwas Rechtschaffenes leisten soll, mag er in Sexta oder in Prima stehen. Mehr als ein junger Philologe hat mir geklagt, daß der biblische Geschichtsunterricht in Sexta, diese Erquickung für jeden tüchtigen Religionslehrer, ihm die größten Schwierigkeiten bereite.

Lag also schon in didaktischer Beziehung eine nicht leichte Last auf mir, so wurde diese dadurch noch schwerer gemacht, daß mir in III b nun auch disziplinarische Schwierigkeiten entgegentraten. Wer

auf dieser Stufe fest stehen will, der muß, und wenn er sonst der sanftmütigste Mensch ist, doch auch Korporal sein, und ich war weder das eine noch das andere. Ein Kreuz freilich mußte ich mit allen Lehrern des Gymnasiums gemeinsam tragen. Der früher erwähnte Beamte, der durch seine Eingabe an das Schulkollegium die Pensionierung Hüsers veranlaßt hatte, nahm natürlich auch an dem Schulleben seiner fünf Söhne den regsten Anteil. Leider geschah dies nur in einer Weise, die allmählich zu einem förmlichen Kriegszustande führte. Seine Hand war wider alle, und jedermanns Hand war wider ihn. Das Kollegium sah sich zuletzt, um eine schwere Gefährdung der Schuldisziplin abzuwenden, genötigt, in einer ausführlichen, von sämtlichen Lehrern unterzeichneten Vorstellung die Angelegenheit zur Kenntnis des Ministers Dr. Falk zu bringen. Das hatte zur Folge, daß unser Gegner seiner Stellung als Mitglied des Scholarchats enthoben und diese einem anderen Regierungsrate übertragen wurde.

Neben diesen schweren amtlichen Sorgen traf mich nun zum erstenmale in jenen Jahren auch eine recht ernstliche Erkrankung. Ein typhöses Fieber fesselte mich Ostern 1874 Wochen lang ans Bett, und auch nachdem die Gefahr vorüber war, kehrten die Kräfte nur langsam wieder. Wohl habe ich in diesen schweren Tagen die ebenso sachkundige als aufopfernde Pflege meiner Frau, die auch unser bewährter Hausarzt warm anerkannte, dankbar empfunden. Leider aber folgte ich aus übel angebrachten finanziellen Bedenken dem Rate des ärztlichen Freundes nicht, gleich in demselben Sommer nach Karlsbad zu gehen. Zwei Jahre später war es doch dringend notwendig, und erst der 1877 wiederholte Gebrauch der berühmten Heilquellen brachte mir wirksame und dauernde Hilfe.

Aber wir durften in jener Zeit doch auch die Erfahrung machen, daß auf Regen Sonnenschein folgt. Zuerst, wie alle unsere Berufsgenossen, erfreute uns eine wesentliche Gehaltserhöhung. Bei der ersten freilich, gleich nach dem ruhmvollen Kriege, war der ganze höhere Lehrerstand einfach vergessen worden. Der Kirchenhistoriker Hase sagt: „Der mehr sinnige als häuslich selbständige Kultusminister v. Mühler that, was Gott und der Evangelischen Kirchenzeitung wohlgefiel.“ Damals konnte eine im Kladderadatsch veröffentlichte Umdichtung der „Teilung der Erde“ so schließen:

> Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
> Ich war, sprach der Poet, bei dir.
>
> Mein Auge hing an eurem Siegerkranze,
> Begeistrung sprach zu meiner Schüler Ohr.

Verzeiht dem Schwärmer, der von Deutschlands Glanze
Berauscht, das Irdische verlor.

Was thun? spricht Zeus. Was jedem ward bescheeret,
Behalt' er, unverkürzt und unberaubt.
Doch eine Gnade sei auch dir gewähret:
Begeisterung sei ferner dir erlaubt.

Gleichwohl haben an der nun planmäßig, wenn auch immer noch mit schmerzlichen Unterbrechungen, erfolgenden Hebung ihrer gesamten Standesinteressen die Lehrer selbst einen wesentlichen Anteil. Sie schlossen sich in Provinzialvereinen zusammen, die nun auf Grundlage eines umfassenden und mit philologischer Akribie zusammengestellten Materials dem Ministerium selbst erst für die in unserem Stande vorhandenen finanziellen und sozialen Notstände die Augen öffneten. „Die Kritik des einzelnen", um mit leiser Änderung des Ausdrucks ein Gleichnis von Strauß anzuwenden, „gleicht einem Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann, die Kritik des ganzen Standes gleicht einem brausenden Waldstrom, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen". Den Anstalten seines eigenen Patronates freilich konnte der Staat bald helfen, dem finanziellen Unvermögen der kleineren Kommunen gegenüber war er auf den Weg langwieriger Verhandlungen angewiesen, und der Widerstand gerade reicher Stadtgemeinden — es wurden Greifswald, Stralsund, Görlitz genannt — mußte erst durch seine starke Hand gebrochen werden. Auch der damalige Oberbürgermeister von Magdeburg erfuhr wegen der von ihm im Herrenhause abgegebenen mißfälligen Kritik des höheren Lehrerstandes in einer von dem Centralvorstand unserer Vereine veröffentlichten Erklärung eine scharfe Zurechtweisung. Das Jahr 1875 brachte mir noch zwei persönliche Anerkennungen. Ein von mir für die Direktorenkonferenz ausgearbeitetes Gutachten über das Thema: „Der Unterricht in der biblischen Geschichte nach Umfang, Methode und Lehrmitteln" fand nicht nur die volle Zustimmung des Schulkollegiums, sondern auch den warmen Beifall des Hauptreferenten Direktor Zinzow in Pyritz. Der Schulrat Wehrmann sagte mir, damit könne ich um so mehr zufrieden sein, da der genannte Referent auf einem ganz anderen theologischen Standpunkte stehe als ich. Michaelis 1875 wurde ich nun auch zum etatsmäßigen Oberlehrer befördert. Ich bezog damit, einschließlich des Wohnungsgeldzuschusses, einen Gehalt von 1380 Thalern, eine Summe, die uns noch vier Jahre früher als märchenhaft erschienen wäre.

Wie die Wurzeln eines Baumes, wenn sie in das ihnen zusagende Erdreich eingesenkt sind, sich weiter ausbreiten, so wurden auch unsere Beziehungen zu Köslin immer fester und tiefer. Der Kreis von Familien, die uns näher traten, erweiterte sich in sehr erfreulicher Weise. Im Jahre 1874 wurde der Diakonus R. nach Köslin berufen. Sein jüngerer Bruder hatte einige Jahre früher zu unsern besten Abiturienten gehört; er ist jetzt Regierungs- und Medizinalrat. An dem reichbegabten und vielseitig gebildeten jungen Geistlichen gewann ich einen Freund, für den ich Gott noch heute danke. Ich fand in allen mich berührenden geistigen Interessen, namentlich natürlich in den theologischen, die wärmste Teilnahme und das gründlichste Verständnis. Er selbst besaß als Prediger die Gabe, besonders gebildete Hörer anzuziehen, und den Auftrag des Herrn: Nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde, Luk. 14, 23, an die auszurichten, die noch draußen stehen. Es ist durchaus in seinem Sinne, was E. Geibel sagt:

Wollt ihr in der Kirche Chor
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Machet weit der Kirche Thor,
Statt es enger zu verrammeln.

Das Glück, das er in der Gemeinschaft mit seiner geistig geweckten, humorvollen Frau gefunden hatte, ist ihm leider nur wenige Jahre erhalten geblieben.

Neben diesen evangelischen Geistlichen stelle ich in derselben dankbaren Liebe den katholischen Kreisgerichtsdirektor, späteren Präsidenten des Landgerichts Maes. Ganz erfüllt von dem mächtigen Hauche protestantischer Geistesbildung hatte er sich schon vor längeren Jahren aus seiner westfälischen Heimat nach Pommern versetzen lassen. A Padera rivo ad mare Balticum degresso — ingenii acumine juris utriusque scientia morum integritate maximopere insigni-cum ad suscipienda gravioris muneris officia via ei patefacta sit aditusque paratus-ex animo congratulatur*) schrieb ich ihm nach seiner Ernennung zum Präsidenten. Durch seine umfassende allgemeine Bildung nahm er im Kreise unsrer höheren Beamten die erste Stelle ein. Er war nicht nur ein tüchtiger Kenner Shakespeares, sondern studierte

*) Dem von dem Bache der Pader zum baltischen Meere hinabgeschrittenen, durch Scharfsinn, Kenntnis beider Rechte und Makellosigkeit des Charakters hoch ausgezeichneten Manne, dem nunmehr zur Übernahme der Pflichten eines wichtigen und ehrenvollen Amtes der Weg aufgethan und der Zugang bereitet ist, herzlichen Glückwunsch.

mit demselben Eifer Werke wie Hausraths Neutestamentliche Zeitgeschichte. Seine protestantische Gattin hatte er in der Stadt gefunden,

Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief,
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme schief.

Stellte man sich ein Familienbild aus einem der hansischen Patrizierhäuser des sechzehnten Jahrhunderts vor Augen, so fand man gewiß darin eine Figur, der Frau Emma sprechend ähnlich sah. Beide Gatten verbanden die höchste Gediegenheit mit den feinsten Formen des gesellschaftlichen Lebens und mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit. Dadurch erhielten selbst ihre größeren Gesellschaften ein eigenartiges Gepräge. Noch mehr trat dies in dem kleineren Kreise der näheren Freunde zu Tage und wenn wir uns einmal allein gegenseitig besuchten. Die prachtvolle Altstimme der Hausfrau, die ich da zuweilen neben dem Sopran meiner Gattin zu hören bekam, erinnerte mich immer an die Shakespeareschen Verse:

Die Weise noch einmal! — sie starb so hin;
O sie beschlich mein Ohr, dem Weste gleich,
Der auf ein Veilchenbette lieblich haucht
Und Düfte stiehlt und gibt.

Bald nach seiner Pensionierung ist der treffliche Mann in Berlin gestorben. In unsrer Erinnerung aber schlingt sich um die Bilder der beiden Ehegatten immer ein Kranz aus pommerschen Eichenblättern.

Schon vorher waren wir mit dem Baurat Sch. und seiner Frau in Beziehungen getreten, nachdem ich mit dieser am Neujahrstage 1868 die jüngste Tochter unsres Freundes Lamprecht aus der Taufe gehoben hatte. Neben seinen sonstigen tüchtigen Eigenschaften besaß Sch. einen erquickenden Humor und war gelegentlich von königlicher Freigebigkeit. Die Freude über die Siegeskunde von Sedan, die von den Alpen bis zur Ostsee alle deutschen Herzen in gleicher Stärke durchzitterte, fand ihren Widerhall auch in dem Gespräche der beiden Ehegatten:

Mann, Mann, sie haben ihn!
Wen denn, geliebtes Weib?
Nun, den Kaiser Louis Napoleon!
Solltest du recht haben? Aber da höre ich ja schon in den Schall der Glocken hinein das jauchzende Rufen der Menge. Licht meiner Augen, behüte das Haus und die Kinder, heute gehöre ich ganz dem Vaterlande!

Das Vaterland hielt den treuen Sohn mit liebenden Armen fest. Aber am andern Tage erging es der sorglichen Hausfrau wie ihrer Namensschwester in der Ballade Klein Roland:

Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt ihr bittres Los —

denn die Siegesfeier war durch die Mildigkeit ihres Gatten ganz nach dem Programm verlaufen:

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Unser Freund, der Sohn eines Oberförsters, war in früheren Jahren selbst ein eben so eifriger als geschickter Weidmann. Diese Neigung hatte sich auch auf den jüngeren der beiden Söhne vererbt. Aber der von ihm sehnlich begehrten Anschaffung eines größeren Hundes widerstand die Mutter beharrlich. Da sagte denn klein Roland eines Tages: Ja siehst du, Vater, wenn du nicht geheiratet hättest, so hätten wir schon lange einen Hund.

Mit diesen Freunden zusammen bezogen wir im Jahre 1871 ein neugebautes Haus am runden Teiche, wir das Erdgeschoß, sie das zweite Stockwerk. In das erste führte nun im Juli 1872 der Kreisrichter Bernhard Leyde seine junge Frau heim. Er war ein Ostpreuße und ein Pastorssohn, und beides verleugnete er niemals. Seine Begabung war in unsrer an Juristen so reichen Stadt so allgemein anerkannt, daß er wiederholt als Hilfsarbeiter zum Appellationsgericht einberufen wurde. Aber er war auch ein Mann von unwandelbarer Festigkeit der Überzeugung und von einer treffenden Schärfe des Ausdrucks. Die trat auch in der freundschaftlichen Unterhaltung und im Kreise der Familie zu Tage. Erfolgte dann — mit unnachahmlichem Tonfall — die sanfte Mahnung: Aber Bernhard! so fuhr er wohl los: Was willst Du, Linel? Wahrhaftiger Gott, ich habe recht, und dann wiederholte er das Gesagte in der Regel in noch schärferer Fassung. Mich nannte er stets Doktorchen, wie ja der Ostpreuße auch mit der Anrede Mein liebes Gottchen herzlich zu beten vermag und zu seiner Frau Mein liebes Duchen sagt. Unsre Frauen verbanden sich bald in der innigsten Freundschaft, die sich nicht bloß bei den drei hohen Tauffesten, sondern auch in den kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens bekundete. Leider fehlte dem so reich veranlagten Richter bei der im Jahre 1879 eintretenden allgemeinen Justizorganisation das zur Berufung in eine höhere Stellung erforderliche Dienstalter. So zog er es vor, sich als aufsichtsführender Amts-

gerichtsrat nach Kolberg versetzen zu lassen. Im März 1895 ist er dort nach längerem Leiden entschlafen.

Gehörten unsre Freunde somit dem Gebiete der Kirche, der Schule und der Justiz an, so gewährte uns doch auch der Stand der Ärzte, gratiosus medicorum ordo, eines seiner trefflichsten Glieder. Das war der Sanitätsrat Dr. Isaak Moser, dessen vier Söhne nach einander das Gymnasium besuchten. Er war erst als gereifter Mann zum Christentum übergetreten. Unvergleichliche Herzensgüte und unermüdliche Berufstreue waren seine Haupteigenschaften. Originell freilich war die Erziehung. Dem vielbeschäftigten Arzte war es Bedürfnis, nach der anstrengenden Tagesarbeit sich von seinen musikalisch gut beanlagten und sorgfältig unterrichteten Kindern auf der Geige, dem Cello oder dem Klavier etwas vorspielen zu lassen. Da traten denn die Schularbeiten manchmal recht störend dazwischen. Dieses Hindernis wurde erst beseitigt, als der Vater sich bereit erklärte, für das Familienkonzert jedesmal ein Eintrittsgeld zu bezahlen, wenn die Schularbeiten vorher erledigt wären. Leider ist auch dieser ausgezeichnete Mann den Seinigen entrissen worden, ehe wir Köslin verließen. Mit Recht aber durfte gerade für sein Begräbnis der Text gewählt werden: Die Liebe höret nimmer auf. 1. Kor. 13, 8.

Zu unserm Freundeskreise gehörte endlich noch die Familie des Buchhändlers Sch. Er war im Jahre 1866 nach Köslin gekommen und hatte sich sein Röschen in einer Kunstgärtnerei der alten Lutherstadt E. gepflückt. Diese Freunde haben uns die pommersche Treue in der wärmsten Weise bewiesen, als ich nach einer schweren Krisis meines amtlichen Lebens, eben aus einer Nervenheilanstalt entlassen und fremd geworden in der thüringischen Heimat, Weihnachten 1894 mit den Meinigen nach Weimar zog. Jetzt sind sie auch unsre nächsten Nachbarn, und wenn Frau Röschen und Frau Minna zusammensitzen,

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Der Gegenstand dieses Liedes aber sind immer das geliebte Köslin, das unsre Freunde vor etwa sechs Jahren verlassen haben, seine Gassen und Häuser, seine Männlein und Weiblein, seine Flundern und Gänsebrüste.

Auch mit zwei Nachbarstädten hatten wir freundliche Beziehungen. In Kolberg lebte seit 1866 mein teurer Universitätsfreund, der für das Schulfach reich begabte Oberlehrer Johannes Jacob. Wir

hatten in Halle ein Jahr lang täglich zusammen gearbeitet und auch an Fichtes hundertjährigem Geburtstage, den 19. Mai 1862, zusammen die erste theologische Prüfung bestanden. Nun hatte uns eine freundliche Fügung in Pommern, wo wir beide keine Verwandten besaßen, zu Nachbarn gemacht. So konnten wir denn wirklich ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang anknüpfen. Bei einem Besuche sagte mir die den Eltern leider früh entrissene kleine Helene: Du alter Bär! Auf einen leisen Wink des Vaters aber kam sie sogleich, streichelte mir die Backen und sagte: Nicht alter Bär, lieber Onkel! Als ich ihn im Jahre 1884 von Köslin aus besuchte, fand ich den Freund durch einen Schlaganfall gelähmt. Er vertraute mir, daß er sich, sein Weib und seine Kinder nur der Barmherzigkeit Gottes befehlen könne. Diese Hoffnung hat ihn im tiefsten Sinne des Wortes nicht getäuscht. Aber Gottes Gedanken und Wege waren doch auch hier andere als die der Menschen, und so schlafen nun zwei der liebsten Freunde, die ich auf Erden gefunden habe, auf dem Friedhofe in der Maikuhle.

Requiem aeternam dona eis, Domine, *)
Et lux perpetua luceat eis!

Nach Schlawe führte uns sodann die Verbindung mit dem ältesten und liebsten meiner Kösliner Schüler, August Teuber. Er war der Sohn eines kleinen Handwerkers in dem auf der andern Seite des Gollenberges belegenen Städtchen Zanow, das die Kösliner gern für eine Art Schilda ansehen. Wenn man aber etwas Kleines mit etwas Großem vergleichen darf, so hatte Schilda seinen Gneisenau und Zanow seinen Teuber. Der durch Begabung, Fleiß und sittliche Führung gleich ausgezeichnete Schüler wurde bald wöchentlich zweimal unser Tischgast. Als ganz junger Philologe machte er dann von Leipzig aus den französischen Krieg mit. Seine Erlebnisse in diesem hat er in einem auch von der Unterrichtsverwaltung warm empfohlenen leider unter einem Pseudonym erschienenen Buche beschrieben. Nachdem er sodann als junger Lehrer an dem Gymnasium in Eberswalde in Schlawe sein Ännchen von Tharau gefunden hatte, waren meine Frau und ich am 4. Oktober 1876 Ehrengäste auf seiner Hochzeit. Hier lernten wir zum erstenmale eine pommersche Bürgersfamilie kennen. Die jüngere Tochter des Hauses wurde infolgedessen auf ein Jahr unsre liebe Hausgenossin. Sie hat seit einigen Jahren einem Berliner Kollegen das in der beiderseitigen früheren Ehe erloschene

---

*) Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr,
Und unvergängliches Licht leuchte ihnen!

Feuer des häuslichen Herdes neu entzündet, wie sie schon in Köslin die Zuneigung unsrer näheren Freunde sich erworben hatte. Bei unseren wiederholten Besuchen in Schlawe erfuhren wir immer, daß das pommersche Bürgerhaus in der von Gerok gerühmten Tugend der Gastlichkeit dem schwäbischen Pfarrhause um nichts nachsteht. Die treffliche Mutter, die in Segen gesäet hat, hat auch in Segen geerntet. Sie ist erst vor kurzem im Hause des Schwiegersohnes friedlich heimgegangen. Lehrer und Schüler sind natürlich schon lange treue Freunde. Was ich ihm einst geben konnte, als mein Wissen gering und der Kreis meiner Erfahrung eng war, das hat er mir durch seine in guten und bösen Tagen bewährte dankbare Liebe mit Zinsen zurückgegeben. Zu meinem letzten Geburtstage erhielt ich von ihm einen besonders sinnigen Glückwunsch, der mich freilich zu gleicher Zeit erfreute und beschämte. Ich habe seit meiner Pensionierung manches weiße Papier schwarz gemacht, der Not gehorchend und dem eignen Triebe. Zunächst, um mein geliebtes Deutsch auch im schriftlichen Ausdrucke nicht zu verlernen, sodann aber auch, um das mir verliehene Pfund, so klein es gewiß ist, nicht zu vergraben, sondern damit zu wuchern, ehe denn auch für mich die Nacht kommt, da niemand wirken kann. Mit Beziehung darauf schließt der poetische Glückwunsch des Freundes mit den Worten:

Schaffe so weiter, o Freund, dir selbst und andern zur Freude,
Und mit Lorbeer umkränzt seien die Schläfen dir noch,
Daß, wie Cäsar dereinst die Glatze also verdeckte,
Dein kahlköpfiges Haupt niemand der Deinen bemerkt!

5. Aus der Ksliner Beamtenwelt.

Seinen eigentümlichen Charakter empfing das Leben in unserer Stadt dadurch, daß sie der Sitz aller Hauptbehörden des Regierungsbezirks war, die sich sonst auf mehrere Städte zu verteilen pflegen. Das hatte manche Vorzüge. Man verkehrte als Lehrer stets mit wissenschaftlich ebenbürtigen Leuten, zum Teil mit hochgebildeten Männern. Nicht wenige von ihnen pflegten sich in den Abendstunden des Sonnabends zu einem kühlen Trunke zu vereinigen. Als ich da einmal in der Stille überschlug, welche Fülle von juristischer Bildung, Verwaltungstalent und der verschiedensten Fachkenntnisse auf unserm Bahnhofe vereinigt war, kam eine sehr ansehnliche Summe heraus. Wer das Talent dazu hatte, konnte sich nach dem Ablaufe der Urlaubszeit aus den verschiedenen Erzählungen der einzelnen mehrere hübsche Reisebeschreibungen zusammenstellen. Die Mitglieder der Regierung, die an ihrem Vorrange vor den Richtern gern festhielten, teilten sich in zwei Klassen. Die erste umschloß den Präsidenten, die Abteilungsdirigenten und die Mitglieder, die sich durch Begabung und Arbeitskraft besonders auszeichneten. Unter diesen waren zu meiner Zeit z. B. der Geheime Oberregierungsrat v. W. im Reichskanzleramt, damals noch ein junger Assessor, und der Geheime Oberfinanzrat D., der Sohn des Ksliner Stadtsekretärs. Solche Mitglieder blieben aber oft nur wenige Jahre in Köslin, das überhaupt für befähigte Beamte als Durchgangsstation galt. Die zweite und zahlreichste Klasse bildeten die Räte von durchschnittlicher Begabung und Leistungsfähigkeit, die aber doch nach längerer Dienstzeit bis zu dem ersehnten „Geheimen“ aufstiegen. Daneben endlich als Anhang umfaßte eine Art von Selecta immer auch einige, die dem unbefangenen Beobachter zeigten, daß das Wort: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, 1. Mose 3, 19, für sie nicht zu den Grundwahrheiten der heiligen Schrift gehörte. Auch fand zuweilen für solche Mitglieder

zwischen den verschiedenen Regierungsbezirken ein freundlich gewährter Austausch statt.

Unter den drei oder vier Regierungspräsidenten, die ich in Köslin kennen gelernt habe, war Herr v. Kamptz bemerkenswert. Der Name des Vaters freilich hatte für den Kenner der neueren preußischen Geschichte keinen guten Klang, der Sohn aber zeichnete sich nicht bloß durch große Geschäftskenntnis, sondern auch durch Unparteilichkeit und durch die Gewandtheit aus, mit der er auch mit politisch ganz verschieden gesinnten Leuten zu verkehren wußte. So erfreute er sich einer allgemeinen Beliebtheit, die noch bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Abschiedsessen einen Ausdruck fand, wie er in Köslin nicht häufig war. Höchst geschätzt waren seine kleinen Diners: die Zahl der Teilnehmer nicht über die der Musen oder der Apostel, aber Speisen und Weine von ausgesuchter Beschaffenheit und am liebsten in nicht allzulangen Zwischenräumen. Seine ungewöhnliche Körperkleinheit bereitete ihm einmal gewiß eine peinliche Stunde. Bei der Eröffnung des neuen Kösliner Seminars kam in dem Weihegebete des Generalsuperintendenten Jaspis der Satz vor: „Segne, liebreicher Vater, diese gute Stadt und alle ihre Einwohner, vom Präsidenten bis zum kleinsten Kinde“. Der würdige Oberhirte schien wirklich im lateinischen Ausdruck glücklicher zu sein als im deutschen. Herr v. Kamptz wurde bald darauf von Köslin nach Erfurt versetzt. Bei einem Besuche des Domes in Naumburg habe ich ihn noch einmal in seiner geistlichen Würde als Propst begrüßt. Seine einzige Tochter ist Diakonissin geworden.

Ein Beamter altpreußischen Schlages war der Oberforstmeister Olberg. Der Jäger und der Forstmann waren in mustergültiger Weise in ihm vereinigt. Noch als siebzigjähriger Mann machte er in der Wald- wie in der Galauniform bei seiner kerzengeraden Haltung einen höchst stattlichen Eindruck. Auch bei Privatbesuchen trug er stets das geliebte Grün. Stark ausgeprägt war sein Unabhängigkeitssinn, durch den er selbst dem Fürsten Bismarck, der als Besitzer von Varzin zu den Eingesessenen des Bezirks gehörte, zu imponieren wußte. Den ihm zu seinem Dienstjubiläum verliehenen Roten Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife und der Zahl 50 legte er selbst zu dem Festmahle des 22. März nicht an, was er mir gegenüber damit motivierte, er trage keine Droschkennummer. Dagegen erschien er auch in einer Gerichtsverhandlung, wo er als Sachverständiger sein Gutachten abzugeben hatte, immer in voller Dienstkleidung. Das seinem Sohne ausgestellte Reifezeugnis schickte er mit der Erklärung zurück, er sei nicht Ober-

forstmeister sondern Wirklicher Oberforstmeister; es mußte neu ausgefertigt werden. Wohl aber harrte er bei einer Urwahl willig mehrere Stunden lang aus, wobei er sich auch mit Briefträgern und anderen kleinen Beamten leutselig unterhielt. Er gab mir selbst einmal den Rat: Wenn Sie nicht wissen, wovon Sie mit einem solchen Manne sich unterhalten sollen, so fragen Sie ihn nur nach seinen Dienstverhältnissen, da haben Sie gleich einen sehr guten Anknüpfungspunkt, Soldaten sind sie alle gewesen. Bei der Wahl aber meinte er: Hier sind wir alle gleich, und keiner darf zu Hause bleiben. In den Gründerjahren hatte er einen Teil seines kleinen Vermögens in Aktien der Norddeutschen Papierfabrik angelegt. Nach deren Sturze gab er seiner Unzufriedenheit über das ihm widerfahrene Mißgeschick, wenn ihn eine Dienstreise an der Fabrik vorüberführte, jedesmal auf eine Weise Ausdruck, die jede falsche Deutung ausschloß. An einer ihm besonders lieben Stelle seines Bezirks, in tiefer Waldesstille, hat der treue Forstmann auf seinen Wunsch seine letzte Ruhestätte gefunden.

In besonders charakteristischer Weise repräsentierte die in ihm zur Erscheinung kommende Spezies ein Oberregierungsrat. Er war seit langen Jahren in Köslin wohnhaft und mit allen Personen und Verhältnissen vertraut. Auf eine dahin gehende Frage gewährte er den dazu Berechtigten auch immer die bereitwilligste Auskunft. Seine Bestallung hatte der König gewiß nicht mit dem Stoßseufzer unterschrieben, der in einem analogen Falle von Friedrich dem Großen berichtet wird: Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glücke bauen, denn er galt für einen sehr tüchtigen Arbeiter. Die Vernachlässigung der seinem Amte schuldigen Rücksichten hat er einmal in ebenso origineller als energischer Weise zurückgewiesen. Ein Regierungsassessor von altem Adel, reich, persönlich völlig unabhängig, hatte schon als Referendar auf eine elfjährige ehrenvolle Dienstzeit zurückblicken dürfen. Er verstand es auch später, ein Minimum von Arbeitsleistungen mit den von ihm geübten gesellschaftlichen Verpflichtungen in die wünschenswerte Harmonie zu setzen. Deshalb hatte er auch dem Chef der Finanzabteilung keinen Besuch gemacht, weil er nicht in dessen Ressort beschäftigt war. Einmal aber erhielt er doch den Auftrag, bei einer Revision der Hauptkasse mitzuwirken. Da redete ihn der Leiter der Verhandlung mit den Worten an: Wer sind Sie und was wünschen Sie hier? — Ich bin der Assessor v. T. und angewiesen, an der Revision der Kasse teilzunehmen. — Mir persönlich unbekannt, zeigen Sie Ihren Auftrag vor. — Traf man nun den Herrn Abteilungsdirigenten im Forsthause am Gollenberge, das er fast

täglich besuchte, so war er ganz Mensch, sogar mit einer Zugabe. Er zog die bereit gehaltenen Pantoffeln, nötigenfalls auch trockene Strümpfe an, während seine anmutige und liebenswürdige Gattin, sie war erheblich jünger als er, aus einer Schublade den Strickstrumpf hervorzog. Begegnete man ihm aber in einer Gesellschaft, so war er ganz Oberregierungsrat, wiederum mit einer Zugabe. Er inspizierte jedesmal den gedeckten Tisch, um zu erfahren, ob seiner Gattin der ihrem Range gebührende Platz angewiesen sei. Einen Amtsrichter, der noch dazu als geistvoller Unterhalter bekannt war, wies er im Stil der päpstlichen Kanzlei als persona minus grata zurück. Ich möchte annehmen, daß das auch der Frau, die den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, nicht wohlthuend gewesen ist. Wir hatten mit ihr während unseres Aufenthaltes in Karlsbad täglich in freundlichem und anregendem Verkehr gestanden, und darum war auch ihr Gatte gegen uns immer besonders entgegenkommend. Eines Tages machte in der Gesellschaft die heitere Erzählung die Runde, daß er einen Bauern, der ihm eine Fuhre Torf gebracht und ihn dabei, wie bisher immer, als Regierungsrat angeredet hatte, auf die Schulter geklopft und dahin belehrt hatte: Ober, lieber Mann, Ober. Der Bauer, dem dies unverständlich war, hatte sich bei anderen Leuten danach erkundigt, und so war die gute neue Mär ruchbar geworden. Kollege Zelle wußte sie in prächtig humoristischer Weise vorzutragen.

Eine hervorragend tüchtige und ehrenwerte Persönlichkeit war der Regierungs- und Schulrat Kahle. Er hatte sich vom Elementarlehrer heraufgearbeitet und auch als pädagogischer Schriftsteller einen sehr geachteten Namen erworben. Als Revisor und Examinator war er doch auch gefürchtet, selbst in der Prüfung der Handarbeitslehrerinnen, weil er die Stopfnadel ebenso geschickt zu führen wußte wie den Fiedelbogen. Er war früher in Angerburg und in Bütow Seminardirektor gewesen und in dieser Stellung auch nach Köslin gekommen. Mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor erzählte er mir: Der Herr Minister hat wohl gedacht, ich alter Schulmeister hätte das ABC vergessen, daher die Reihenfolge Angerburg, Bütow, Cöslin. Mein Kindersegen ist ins Große gegangen, und darum muß auch meine Schriftstellerei ins Große gehen. Sie können doch die Schriften anderer gescheiter Leute studieren, ich kann schon lange nur noch meine eigenen Bücher lesen, und muß sie, was die Sache erst recht schlimm macht, auch noch für den Druck korrigieren. Die Forderungen seiner neuen Stellung erfaßte er ganz eigentlich mit Leib und Seele. Während er früher nach seiner ganzen Erscheinung den

Eindruck eines schlichten Geistlichen oder Lehrers machte, sah man ihn bald in einem modernen Gehrock und in hellen Hosenstoffen. Er bemerkte zu mir lächelnd: Kleider machen Leute. Dabei war er von einer so liebenswürdigen Bescheidenheit, daß er selbst anerkannte, die erforderlichen Kenntnisse habe er wohl im Abiturientenexamen nachgewiesen, die lebendige Kenntnis des klassischen Altertums, wie sie das Gymnasium und die Universität vermittle, habe er sich aber doch nicht aneignen können. Seine Söhne sollten es einmal besser haben. Von Sorau aus bat ich ihn um Auskunft über die Aufgaben und Pflichten eines Mitgliedes der städtischen Schuldeputation, indem ich ihm schrieb, daß ich zu diesem Amte ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit berufen worden sei. Er antwortete, gerade ich müßte aus dem Vaterhause und aus meiner mehrjährigen Thätigkeit als Lehrer an einer höheren Mädchenschule die nötigen Kenntnisse eigentlich schon mitbringen. Aber er erteilte mir doch auch nicht bloß die erbetene Belehrung in der sachkundigsten Weise, sondern schenkte mir zugleich drei seiner eigenen höchst instruktiven Bücher. Leider ist der ausgezeichnete Schulmann den Folgen einer Operation in Berlin erlegen. Seines gleichen gibt es unter den Lehrern nicht viele.

Der allgemein verehrte Senior unserer Beamtenwelt war aber der Präsident des Appellationsgerichts Herr v. Kitzing. Der berühmte Reichstagspräsident Eduard Simson hatte in jüngeren Jahren noch unter ihm gearbeitet. Er besaß auch eine sehr tüchtige allgemeine Bildung, um deren Erweiterung er eifrig bemüht war. Der hochgestellte Beamte begegnete jedem mit wohlthuender Freundlichkeit. Sein Sohn, ein ebenso begabter als liebenswürdiger Schüler, gehörte zu meinen ersten Kösliner Abiturienten. Als Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeiten wollte, hatte er sich Volker erwählt, den heiteren Spielmann im Nibelungenliede. Ich weiß nicht, ob seine an Mühen und an Ehren reiche Laufbahn ihm gestattet hat, dieses Vorbild festzuhalten, denn er ist jetzt Geheimer Oberregierungsrat im Ministerium des Innern.

Die zweite Stellung am Appellationsgericht nahm Dr. Schmiedecke ein. Er hatte von seinem Range wohl auch eine hohe Meinung, war aber doch ein liebenswürdiger alter Herr. Das 50 jährige Dienstjubiläum hatte er bereits hinter sich, hätte nun aber auch sein Jubiläum als Dr. jur. gern in derselben festlichen Beleuchtung gesehen. Allein das Appellationsgericht bedeutete ihm, dieses habe nur einen privaten Charakter. Das erzählte er mir mit dem Bemerken, seine im Jahre 1826 stattgehabte Promotion sei schon dadurch merk-

würdig, daß ihm dabei der spätere Ministerpräsident Otto v. Manteuffel opponiert habe. Seine bekümmerte Miene hellte sich aber sogleich auf, als ich ihm erklärte, ich hätte selbst in Halle promoviert und würde gern mit dem Direktor Pitann sprechen, um ihm die ersehnte Freude zu verschaffen. Die juristische Fakultät ging bereitwillig auf den Antrag ein, und so fuhren denn an dem festlichen Tage drei Hallische Doktoren der Philosophie aus unserem Kollegium bei ihm vor. Ich als der Jüngste trug das erneuerte Diplom, das der Direktor im besonderen Auftrage der Fakultät dem Jubilar überreichte. Dessen Besorgnis, der Direktor möchte ihn lateinisch anreden, erwies sich zu seiner Freude als unbegründet. Am Abend fand dann noch eine gesellige Feier statt, die namentlich der erwähnte Assessor v. W. durch seinen geistvollen Humor zu würzen verstand.

Drei andere Mitglieder des Appellationsgerichts, die gern einen gemeinsamen Spaziergang mit einem Plauderstündchen auf dem Bahnhofe beschlossen, hatten den Beinamen die heiligen drei Könige. Als sich nach einiger Zeit der vierte zu ihnen gesellte, war natürlich Kollege Zelle sogleich mit dem Goethischen Epiphaniasliede bei der Hand:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern,
Und wenn zu den dreien der vierte wär,
So wär ein heiliger Dreikönig mehr.

Dieses freundliche Bild aus dem Kösliner Beamtenstaate hatte nun aber doch auch seine Kehrseite. Die Versetzungen unter den Verwaltungs- und Justizbeamten waren so zahlreich, daß, wer zu ihnen in gesellige Beziehungen trat und selbst dauernd in Köslin wohnen blieb, nach fünf bis sechs Jahren seinen Umgangskreis wesentlich umgestaltet fand. Die Kommune dagegen und die Bürgerschaft bildeten eine Welt für sich. Auch zu meiner Zeit hat aus unserem Kollegium niemand ein städtisches Ehrenamt bekleidet, etwa als Stadtverordneter oder als Mitglied der Schuldeputation, wie beides in Sorau der Fall war. Ähnlich wie in anderen Beamtenstädten war auch in Köslin der Kastengeist stark ausgeprägt. Die Husarenoffiziere schon hielten sich von ihren Kameraden von der Infanterie streng gesondert, und die Regierungsreferendarien empfanden das kollegialische Verhältnis zu denen vom Gericht gelegentlich mit Unmut. Sie dachten wie die guten Meißener: Die andern Menschen sind aus Erde geschaffen, wir aber aus Porzellan. Dagegen erkannten sie eine wohlthätige Einrichtung der göttlichen Weltregierung darin,

daß der adlige Regierungspräsident das Prädikat Hochwohlgeboren führte, während ein Graf, den sie unter sich hatten, sich Hochgeboren nennen durfte. So schlimm wie in Potsdam freilich war es mit der Sonderung der Stände in Köslin nicht. Dort kann man sich das Sechstagewerk, von dem das erste Kapitel der Genesis erzählt, wahrscheinlich heute noch auf folgende Weise klar machen. Am ersten Tage sprach Gott: Es werden die Gardeoffiziere und die oberen Hofchargen. Am zweiten: Es werde der Rechnungshof des Deutschen Reiches und für Preußen. Am dritten: Es werde die hohe Königliche Regierung. Am vierten: Es werden, die im Namen des Königs das Recht sprechen. Am fünften: Es werden die Prediger und die Lehrer. Am sechsten: Es werde alles, was sonst kreucht und fleugt in der Stadt an der Havel. Und Gott sahe an alles, was er in Potsdam gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Eine so scharfe Scheidung war in Köslin schon darum unmöglich, weil die gebildeten Männer in der damals etwa 15 000 Einwohner zählenden und, wie wir sahen, isoliert liegenden Stadt doch zu nahe mit einander in Berührung kamen. Aber vorhanden war der Geist der Selbstüberhebung, und in einem Falle mußte auch ich mich meiner Haut wehren. Als wir uns an einem Neujahrstage zur Gratulation im Hause des Präsidenten Maes trafen, fragte mich der Erste Staatsanwalt: Wie kommen Sie denn hierher? Ich antwortete kurz und mit scharfer Betonung: Ich bin hier, weil mich der Herr Präsident mit seiner persönlichen Freundschaft beehrt. Die genaue Kenntnis der Titulaturen war natürlich unerläßlich, die der Rangklassen erschien als ein erfreuliches Zeichen allgemeiner Bildung. Ich fand mich schnell hinein, da ich in Erfurt aufgewachsen bin; die noch übrigen Lücken meines Wissens wurden durch eine von einem Geweihten höheren Grades ehrerbietig erbetene Privatstunde erfolgreich ausgefüllt.

Eine zweite Schattenseite unsrer Beamtenstadt zeigte sich in den Gesundheitsverhältnissen. Eine eigentümliche Krankheit, die Knopflochentzündung, grassierte dort in der Stille das ganze Jahr, gegen den 18. Januar hin aber wurde sie akut und kostete immer einige schmerzliche Opfer. Man konnte dann einen bis dahin kerngesunden Regierungsrat acht Tage lang wie einen bleichen, hohlwangigen Werther herumwandeln sehen, und wenn es nicht gerade Winter gewesen wäre, so hätte er gewiß auch in Feldern und Wäldern die einsamsten Örter aufgesucht. Als ich einen solchen einmal nach dem Grunde seiner Krankheit fragte, erfuhr ich ihn sofort, weil er eben von mir keine Äußerung der Schadenfreude zu befürchten hatte; denn für die sind diese armen

Patienten besonders empfindlich. Zum Troste erzählte ich ihm dann eine anmutige Geschichte aus dem Leben König Friedrich Wilhelms IV. Dessen Leibarzt, der berühmte Dr. Schönlein, litt in hohem Grade an der bezeichneten Krankheit. Nach der Morgenkonsultation am 18. Januar entspann sich daher einmal zwischen beiden folgende Unterhaltung:

Nun, lieber Schönlein, wir sehen uns doch heute beim Ordensfeste wieder?

Nein, ich komme nicht hin, ich habe ja nichts gekriegt.

Nicht? Davon weiß ich ja gar nichts, da will ich doch gleich einmal nachsehen. — — Nein, Sie haben wirklich nichts gekriegt. Aber was sind Sie für ein glücklicher Mann! Sie können nun heute ruhig zu Hause bleiben und mit Ihrer lieben Frau Mittagbrot essen; ich habe es nicht so gut.

Hatte man längere Zeit in Köslin gelebt, so fand man aber auch Gelegenheit, ernstere soziale Schäden in den Kreisen unsrer höheren Beamtenwelt kennen zu lernen. Bei dem Besuche eines öffentlichen Lokals geriet ich einmal in ein falsches Zimmer. Ich erkannte sofort, daß ich mich in einem kleinen Kreise von Tempelherren befand, und die offen vorliegenden Anzeichen ließen erkennen, daß sie sämtlich auch die höheren Ämter dieses Ordens inne gehabt hatten oder noch verwalteten. Hätten sie eine Geheimhaltung ihres Dienstes für nötig erachtet, so würden sie doch gewiß die Thür verschlossen haben. Ich verschwand natürlich ebenso schnell wie ich gekommen war; keiner hatte mich bemerkt. Dem aufmerksamen Beobachter konnte ferner nicht entgehen, daß gar manche Familien den Schein der Wohlhabenheit, den sie zur Repräsentation ihrer Stellung für erforderlich hielten, nur mit Mühe aufrecht zu erhalten vermochten. Starb dann das Haupt der Familie, so trat ein Umschlag ein, den nicht selten namentlich die unverheirateten Töchter bitter empfanden. In Sorau, wo ich die Anstellung der Lehrerinnen und der Lehrer mit zu begutachten hatte, habe ich aus den eingereichten Lebensläufen manchen schmerzlichen Einblick in diese Verhältnisse gewonnen. Unsere Seminaristen stammen entweder aus dem Stande der kleinen Handwerker und Unterbeamten oder aus ganz einfachen ländlichen Verhältnissen; selbst Lehrerssöhne sind unter ihnen fast seltener zu finden als unter den Geistlichen. Die Lehrerinnen dagegen kommen aus allen Kreisen der Gesellschaft, auch aus dem Stande der hohen Beamten und Offiziere. Sehr wohlthuend berührte es wiederum, wenn der Lehrer in Köslin bemerkte, daß die kleineren Beamten die größten

Entbehrungen schweigend und freudig auf sich nahmen, um einem begabten Sohne den Besuch des Gymnasiums möglich zu machen und überhaupt ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Viele Gymnasiallehrer wissen das aus eigener Erfahrung, denn wir ergänzen uns fast ausnahmslos aus dem Kreise der Geistlichen, der Lehrer und der kleineren Beamten und Handwerker. Auch die kleinen Einschränkungen, die sich so viele Eltern aus den genannten Kreisen auferlegen müssen, sind nicht gering zu achten. Ein sehr tüchtiger und später auch gut dotierter Beamter in Köslin versagte sich selbst den Genuß des freundlichen Rauchopfers, wenn der dafür festgesetzte sehr bescheidene Ausgabeposten in einem Monat einmal überschritten war. Er nahm in diesem Falle auch von dem nächsten Freunde keine Cigarre an. Der Minister Bosse hebt in seiner Abhandlung, die dem Wirtschaftsbuche für deutsche Beamte vorgedruckt ist, ausdrücklich hervor, daß auf diesem Gebiete die dunklen Schattenseiten des Beamtenlebens liegen, und daß von jenen stillschweigend getragenen Entbehrungen und Opfern oft kaum die nächsten Freunde, noch weniger die Vorgesetzten eine Ahnung haben. Aber sie sind eine der Quellen, aus denen unser Beamtenstand nicht bloß seine ökonomische, sondern auch seine sittliche Kraft schöpft.

6. Geistiges und soziales Leben.

Die höchste Gemeinschaft des geistigen Lebens, die eine Vielheit von Menschen mit einander verbindet, ist die Kirche, für die Jugend sodann die Schule, und für den größten Teil des heranwachsenden Geschlechts die Volksschule. Mit beiden Kreisen bin ich von Kindesbeinen an verwachsen, aber doch bin ich ihnen in Köslin persönlich nicht so nahe gekommen, als ich gewünscht hätte. Ein kirchliches Gemeindebewußtsein gab es damals eigentlich nur in der Schloßkirche, die königlichen Patronats war, und zu der auch das stattliche Dorf Rogzow gehörte. Hier fanden von Zeit zu Zeit schöne liturgische Gottesdienste statt, die mein alter Freund Schubert unter Mitwirkung des Seminars sachkundig und liebevoll in ihrem musikalischen Teile leitete. Das Rettungshaus, Elisabethstift genannt, gehörte zu ihr, die streng kirchlich gesinnten Kreise Köslins schlossen sich ihr an, auch Missions- und Bibelstunden wurden gehalten. In der Mariengemeinde dagegen, die den größten Teil der Einwohner umfaßte, kam man über die Empfindung, einem Predigtgottesdienste beizuwohnen, den eine größere oder kleinere Anzahl von Menschen auch besuchte, nicht hinaus. Nicht einmal eine thätige Beteiligung der Gemeinde an der Liturgie fand statt. Namentlich aber war es ein für unsere Beamtenstadt sehr empfindlicher Mangel, daß infolge bestimmter Personalverhältnisse, die auch sonst ungünstig wirkten, die Kirche in Köslin selbst keine amtliche Repräsentation besitzt. Seit mehr als dreißig Jahren wohnt der Superintendent nicht in der Regierungshauptstadt, sondern auf einem Stranddorfe. Der Versuch, der einmal gemacht worden ist, die Verwaltung der Superintendentur dem an der Regierung angestellten Konsistorial- und Schulrat zu übertragen, es war dies schon um 1860 geschehen, konnte auch darum keinen glücklichen Erfolg haben, weil eben dieser Geistliche kein Pfarrer war und darum

keinen selbständigen Einfluß auf die Leitung der Geistlichen und der Gemeinden gewinnen konnte. Den Diakonen wurde ihr Amt dadurch erschwert, daß sie jahraus jahrein auf die Abhaltung der Nebengottesdienste beschränkt blieben. Im Anfange meiner Kösliner Thätigkeit habe ich noch einige Male gepredigt, nachher nicht wieder, weil ich erkannte, daß ein Theologe, der ein anderes Amt bekleidet, nur dann als Prediger auftreten soll, wenn er an dem Leben der Gemeinde thätigen Anteil hat. Besitzt er den nicht, so bleibt auch eine rhetorisch und stilistisch tadellose Predigt wenig mehr als eine homiletische Stilübung. Der Gemeindevertretung habe ich allerdings angehört, mich aber in ihr ebenso wenig befriedigt gefühlt als in der Kreissynode. Diese war noch in der Mitte der siebziger Jahre in Köslin ein völlig kümmerliches Gewächs. Eine kleine Minorität von etwa zwölf Mitgliedern erhielt alsbald in der verhängnisvollen Übertragung politischer Begriffe auf das kirchliche Gebiet den Namen die linke Seite. Und doch bestand unsre abweichende Stellung nur darin, daß wir streng an der Union festhielten. Einzelne Geistliche beklagten es geradezu, daß unser Herrscherhaus im Jahre 1613 zu dem reformierten Bekenntnis übergetreten war. Davon und von der rechtlichen Existenz der Union in Preußen wollten sie auch den Konfirmanden nichts sagen, die eine höhere Lehranstalt besuchten. Daß das in Pommern damals vielfach so war, ist mir erst vor kurzem von sehr achtbarer Seite bestätigt worden. Die freilich nicht bloß in Pommern weitverbreitete Meinung endlich, daß nur der ein gläubiger Christ sei, der zugleich die Kreuzzeitung oder den Reichsboten lese, stieß bei mir auf denselben entschiedenen Widerspruch, den sie in den kirchlichen Kreisen Süddeutschlands überall findet.

Der Gustav-Adolf-Verein, obgleich wir sein Provinzialfest einmal auch in Köslin gefeiert haben, konnte doch keinen rechten Boden gewinnen. Zum Teil erklärt sich das aus den gegebenen Verhältnissen. Ich habe wiederholt bemerkt, daß selbst gebildete Pommern für den großen historischen Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus geringeres Verständnis besitzen, als es in Erfurt oder Weimar ein tüchtiger Seminarist hat. Dieselbe Wahrnehmung machte ich in den oberen Klassen des Gymnasiums. Die Vorträge, die zum Besten des Frauen-Vereins gehalten wurden, fanden im Saale des Regierungspräsidiums statt. Frau v. Kamptz wie Frau v. Auerswald widmeten ihnen warme Teilnahme, und ich selbst habe ihnen meine bescheidene Kraft immer freudig zur Verfügung gestellt. Aber eine größere Beteiligung der Gemeinde war durch den beschränkten

Raum, den doch vornehmen Zuschnitt des Ganzen, und durch den Eintrittspreis von 75 Pfg. ausgeschlossen. Ich bin an diese Vorträge erst neulich wieder erinnert worden, als ich in unsrer Residenzstadt Weimar eine Ansprache über Johannes Falk hielt. Es war zur Jubelfeier der inneren Mission, zwei andere Redner sprachen über Wichern und Fliedner. Der größte Saal war von Hunderten andächtiger Zuhörer bis auf den letzten Platz gefüllt, und sie gehörten allen Kreisen der Gesellschaft an. So etwas wäre in Köslin damals ganz unmöglich gewesen und ist es wahrscheinlich heute noch.

Eine besondere Erwähnung verdient die Volksschule. Über ihrer Thür stand die Inschrift: Arme und Reiche begegnen einander, aber beider Augen erleuchtet der Herr. Sprüche 29, 13. Sie war wohlberechtigt, denn da der Unterricht, wie wir sahen, unentgeltlich erteilt wurde, so wurde sie auch von vielen Kindern besucht, deren Eltern keineswegs arm waren. Das war durchaus kein Schade. Vielmehr ist es in unsrer von sozialen Gegensätzen erfüllten Zeit sehr wichtig, daß auch die Kinder aus höheren Ständen es frühzeitig lernen, daß sie aus denselben Erdenklößen gebildet sind, wie die Kinder armer Leute. Zugleich läßt sich das pädagogische Beweisverfahren, das man nicht mit Unrecht das argumentum a posteriori genannt hat, auf der Volksschule doch leichter anwenden als auf dem Gymnasium. Es ist oft von überraschenden Erfolgen begleitet und auch für mich der erste philosophische Begriff gewesen, den ich in den goldenen Tagen der Quarta gelernt habe. Nach Umfang und Inhalt kannte ich ihn schon aus der Erfurter Armenschule. Die Knaben- wie die Mädchenschule standen in Köslin unter der Leitung eines akademisch gebildeten Rektors; für die erstere war noch ein Litterat angestellt. In der dritten Klasse trat eine Gabelung ein. Von da ab hatte die eine kleinere Abteilung französischen, die Knaben zugleich lateinischen Unterricht, die Befähigteren sind wiederholt mit bestem Erfolge bis zur Quarta des Gymnasiums vorbereitet worden. Wer die erste Klasse unsrer Volksschule absolviert hatte, fand auch in einem kaufmännischen Geschäft leichter Aufnahme, als ein Quartaner oder Untertertianer, der seine Dankbarkeit gegen das Gymnasium nur durch treues Ausharren auf dieser Unterrichtsstufe bewiesen hatte. Für die Bildung der Mädchen aus den höheren Ständen sorgte bis zur Lehrerinnenprüfung ein hochgeachtetes Institut. Daneben bestand noch eine private höhere Mädchenschule. Sie führte nach dem Namen der damaligen Vorsteherin wohl auch die Bezeichnung Ritterakademie und teilt diesen Vorzug mit den seit ihrer Stiftung so genannten Gymnasien in Brandenburg und in Liegnitz.

Seit dem Jahre 1871 bestand auch in Köslin ein Wissenschaftlicher Verein. Er hatte die Aufgabe, seinen Mitgliedern durch Vorträge, Zeitschriften und gegenseitigen Gedankenaustausch geistige Anregung zu bieten. Zünftige Gelehrte, namentlich manche Philologen, halten von solchen Bestrebungen nicht viel, aber etwas Gutes haben sie immer. Sagt doch auch Rückert:

Ich glaube nicht, daß ich viel Eignes, Neues lehre,
Noch durch mein Scherflein Witz den Schatz der Weisheit mehre.
Doch denk' ich von der Müh' mir zweierlei Gewinn;
Einmal, daß ich nun selbst an Einsicht weiter bin;
Sodann, daß dadurch doch an manchen Mann wird kommen
Manches, wovon er sonst gar hätte nichts vernommen.
Und auch der dritte Grund scheint wert nicht des Gelächters,
Daß, wer dies Büchlein liest, derweil doch liest kein schlechter's.

Die Leitung des Vereins lag in den Händen des Landgerichtsrates Robert Hildebrand. Er hatte die wohlthuende Eigenschaft, Besitzer von vier Rittergütern zu sein, blieb aber doch in seinem Berufe ein ebenso fleißiger als schneller Arbeiter. Er war eine gesellige und vielseitige Natur; Zelle nannte ihn daher den

Erbherrn von Kleist, Wussefen, Repkow und Laase,
Der in jeden Vereinsquark steckt seine Nase.

Da er auch für seine politischen Überzeugungen furchtlos eintrat, so war er schon in jüngeren Jahren wegen der von ihm verfaßten Broschüre: „Schafft euch eine bessere Kreisordnung an" zu einer hohen Disziplinarstrafe verurteilt und genötigt worden, als Reserveoffizier den Abschied zu nehmen. Nach längeren Jahren, als das von ihm erstrebte Ziel nach hartem Kampfe erreicht war, machte er sich zur Feier seines Erlebnisses die stille Freude, seine sämtlichen hohen Disziplinarrichter, die von der Bedeutung des Tages natürlich keine Ahnung hatten, zu einer kleinen Herrengesellschaft einzuladen. Zu den bemerkenswerten Mitgliedern des Vereins gehörten unser Historiker Dr. H., Dr. Schaper, der geistvolle Baurat B., der reich begabte Seminarlehrer Doms und der Konsistorialrat Baron. Der hatte als Student zur Zeit der Demagogenverfolgung eine längere Festungsstrafe erlitten und vernahm daher mit Wohlgefallen, daß auch mir das Königlich Württembergische Oberamtsgericht in Tübingen im Frühling 1861 eine längere Luftkur auf dem Hohenasperg verordnet hatte, die erst im Gnadenwege auf die Dauer von vier Wochen herabgesetzt worden war. Ein Schwabenkind gab auch auf die Frage des Schulinspektors, welches der höchste Berg der Erde sei, getrost die

Antwort: Mein Vater meint, das sei der Asperg, denn er habe zwei Jahre gebraucht, um herunterzukommen. Baron wieder wies in einer humoristischen Tischrede einmal darauf hin, daß unser Verein zu seinen Mitgliedern drei bestrafte Subjekte zähle: Hildebrand, Baron und Reinthaler, aber nur wir beide hätten gesessen, und er am längsten. Ich bedankte mich dadurch, daß ich zur Feier seines siebzigsten Geburtstages die Festrede hielt, in der ich nachwies, daß über seinem Leben die Sterne des Glaubens, des Vaterlandes und der Poesie geleuchtet hätten. An einem Stiftungsfeste hatte er einige Mitglieder unseres Vereins angedichtet. Da hieß es u. a.:

Herr Schaper, nein, kein Pessimist,
Zu liebenswürdig er ja ist;
Das Unbewußt' ist ihm bewußt,
In Hartmann schwelgen ist ihm Lust.

Reinthaler ist dem Schönen hold,
Gräbt fleißig nach der Dichter Gold;
Ästhetik ist sein Lieblingspferd,
Ist elegant, beredt, gelehrt.

Daran knüpfte nun ein anderer Freund die Bemerkung, daß es ebenso gut heißen könne: den Schönen. Er suchte das damit zu begründen, daß ich nicht nur im deutschen Unterricht und in meinen Vorträgen die Frauengestalten unsrer großen Dichter trefflich zu zeichnen verstünde, sondern daß ich auch meine ruhmvolle Laufbahn als Lehrer bei den höheren Töchtern August Hermann Franckes begonnen hätte, ein Vorzug, dessen sich kein anderer Gymnasiallehrer in Köslin rühmen könne. Seine litterarischen Anlagen hat Baron auch als Jugendschriftsteller bekundet. Als treuer Sohn seiner Heimatsprovinz zog er sich im Ruhestande nach seinem geliebten Breslau zurück, dem Mecca jedes rechtgläubigen Schlesiers.

Dem Lesebedürfnis einer größeren Anzahl gebildeter Familien diente der sogenannte Grüne Zirkel. Er war schon vor längeren Jahren von dem Präsidenten v. Kitzing gegründet worden; später wurde seine Leitung mir übertragen. In regelmäßigem Wechsel von 14 Tagen erhielt jedes Mitglied ein schönwissenschaftliches und ein der Unterhaltung dienendes Buch. War die Reihe abgelaufen, so wurden die Bücher versteigert. Die Auswahl aus etwa 120 zur Durchsicht bestellten Bänden kostete freilich Zeit und Mühe, war aber gerade für den Lehrer des Deutschen doch auch immer eine sehr lohnende Arbeit.

Als eine für das soziale Leben Köslins charakteristische Erscheinung muß ich auch die Freimaurerloge anführen. Sie diente dazu, die Trennung der Stände, die wir bereits kennen gelernt haben, in gewissem Sinne auszugleichen. Namentlich die Kaufleute und die besser situierten Subalternbeamten fanden in ihr auch die Befriedigung ihres gesellschaftlichen Bedürfnisses. Ich selbst habe ihr als einer geheimen Gesellschaft niemals angehört, freilich auch deshalb, weil ich mich nicht zu überzeugen vermochte, daß dort ein Licht oder eine Wahrheit zu finden sei, die man nicht aus der heiligen Schrift und aus den Werken unsrer großen Denker und Dichter weit reiner, besser und tiefer zu schöpfen vermöchte. Lessings Gespräche für Freimaurer, 1778, hatten mir darüber den letzten Zweifel benommen, dazu die Mahnung des Herrn: Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern. Matth. 10,27. Als ich dann Gelegenheit hatte, das Liederbuch der Loge näher kennen zu lernen, konnte die darin niedergelegte Poesie dem mit den Liedern der Kirche von Jugend auf Genährten und mit den reichen Schätzen der deutschen Dichtung Vertrauten nur wenig anziehend erscheinen. Auch die Bestrebungen für die Bethätigung der Nächstenliebe sind heute so allgemein und so zweckmäßig organisiert, daß auch die bescheidenste Kraft und die kleinste Gabe die Stelle finden, wo sie wirken und nützen können. Zu ihrem im Jahre 1877 stattfindenden hundertjährigen Jubiläum schenkte König Karl von Württemberg der Kösliner Loge auf ihre Bitte das Bild seines Großvaters, König Friedrichs I. Der war von Belgard aus, wo er damals als Obrist eines Kürassierregiments in Garnison stand, ihr Stifter gewesen. Trotz dieses historischen Zusammenhangs konnte ich nicht begreifen, wie ein zur Beförderung der Humanität und Menschenliebe gegründeter Orden sich das Bild eines Fürsten zu erbitten vermochte, den Heinrich v. Treitschke den geistvollsten und ruchlosesten aller Napoleonischen Satrapen nennt, und dessen tyrannische Willkür die besten Männer seines Landes, zuletzt noch der Dichter Uhland, auf das bitterste empfunden hatten. Nun hatte die Kösliner Loge im Jahre 1875 ihr altes Haus ausgebaut. Es geschah in ihrem eigenen Interesse, daß eine größere Anzahl von Herren darauf die Einladung erhielt, die gesellschaftlichen Räume der Loge gastweise zu besuchen; auch ich gehörte zu ihnen. Der erwähnte Regierungsassessor, der neben seinen Eigenheiten doch auch sehr schätzbare Charaktereigenschaften besaß, fragte mich bei diesem Anlaß: Wie können Sie nur eine Gesellschaft besuchen, in der Sie nicht vollberechtigt sind, und in der Ihnen

selbst das Gastrecht jeden Tag entzogen werden kann? Ich sollte erfahren, daß er recht hatte. Ein auf der Loge entstandener Konflikt, der zu einem schweren Angriff auf meine amtliche Ehre führte, konnte in einer für mich annehmbaren Weise erst ausgeglichen werden, nachdem ich bereits den Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft gestellt hatte. Lediglich aber dem nachdrücklichen Eingreifen meines Freundes Leyde hatte ich diesen Ausgang zu verdanken, weil auch er nicht selbst der Loge angehörte. Ich muß diesen Freundschaftsdienst um so höher schätzen, als mein Widersacher der erste Beamte der Loge und einer unsrer geachtetsten Juristen war; sein Sohn mein Schüler. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode habe ich durch meine Teilnahme am Begräbnis auch öffentlich bekundet, daß ich ihm nicht bloß äußerlich vergeben hatte.

Das gesellschaftliche Leben in Köslin war natürlich im Winter sehr rege. Die Bewirtung war aber in den ersten Jahren unsres dortigen Lebens noch einfach: zwei Gänge und je eine Sorte Weiß- und Rotwein; vor Mitternacht war man wieder zu Hause. Der gesellschaftliche Verkehr bewegte sich zugleich in so festen und sicheren Formen, daß ein eigentlicher Verstoß gegen seine Gesetze meines Wissens niemals vorgekommen ist. In sinniger Weise wurden einmal kirchliche, häusliche und gesellschaftliche Verpflichtungen mit einander verknüpft, denn eine freundliche Hausfrau hatte uns gleich bei unserem Gegenbesuche gesagt: Gesellschaften geben wir nicht, aber ziemlich regelmäßig eine größere Taufe. Als im Herbst 1879 infolge der Justizorganisation eine größere Anzahl von Familien aus Köslin versetzt wurde, fand für ihre Glieder ein gemeinsames Abschiedsfest statt. Nun war mein Freund Schaper von einer gewissen Abneigung gegen das Volk der Verheißung nicht frei, wenigstens sprach er immer nur von „den Jüden". Es war daher mein Werk, daß er als Tischnachbarin eine israelitische Dame bekam, die infolge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen an dem Feste teilnahm. Sie war, obgleich glückliche Gattin und Mutter, eine Blüte aus den Blumenfeldern Sarons und erzählte mir nachher selbst, wie vortrefflich sie Dr. Schaper unterhalten und wie geschickt er mit ihr die Française getanzt hätte. Als ich aber Frieding selbst fragte, wie ihm mein Streich gefallen hätte, meinte er: Ganz gut, lieber Reinthaler. Sie kennen ja meine Prinzipien, aber mit den schönen Töchtern Zions mache ich immer eine Ausnahme.

7. Spätere Schulerlebnisse.

Meine Lehrthätigkeit hat sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nur wenig verändert. Ich verlor das Griechische und den Ovid, übernahm aber dafür das Ordinariat der neu eingerichteten Unterquarta, statt der Religionsstunden in den Tertien die in Sexta, und statt des Deutschen in IIIa das in IIb, später in IIa. Für den Betrieb des Mittelhochdeutschen, in so bescheidenen Grenzen er gehalten war, hatte ich an Kollege Schaper den sachkundigsten Führer; wir lasen auch privatim zusammen Hartmann von der Aue. Je mehr ich aber selbst in den deutschen Unterricht der Prima hineinwuchs, desto mehr erkannte ich, welche große Bedeutung für das Gebiet der Prosa Lessing hat. Er steht geschichtlich zwischen Luther und Göthe. Luther fesselt den Sprachforscher, den Theologen und den schlichten Bibelleser in gleich gewaltiger Weise; Göthe wird auch als Prosaist nur dem Kreise gereifter und gebildeter Männer ganz verständlich bleiben. Lessing dagegen ist nicht nur ein unübertroffener Meister der dialektischen Gedankenentwicklung, namentlich auch in der Form des Gesprächs, sondern gerade für die Schüler unserer oberen Klassen der beste Lehrer in der schweren Kunst, gut Deutsch zu schreiben, in der viele berufen, aber wenige auserwählt sind. Auch in ihre Anfangsgründe wird nur der Lehrer seine Schüler mit Erfolg einführen können, der selbst nicht müde wird, gute Muster zu studieren, alte und neue. Ich weiß nicht, ob die neue Unterrichtsordnung, die überall mit knappem Maße mißt, für die Behandlung Lessings dem Lehrer die wünschenswerte Freiheit läßt. Sollte es nicht der Fall sein, so müßte er die erforderliche Zeit auf jede Weise herauszusparen suchen. Er kann dies schon dadurch, daß er für eine planmäßige Privatlektüre den Schülern eine bis ins einzelne gehende Anleitung gibt. Der leitende Gesichtspunkt für eine solche muß Lessings eigene

Mahnung sein: Nicht vieles, sondern viel; ein weniges, aber mit Fleiß. Emilia Galotti I. 2. Wenn er dabei mit der nötigen Vorsicht zu Werke geht, die auch hier die Mutter der Weisheit ist, so wird kein Direktor und kein Schulrat es wagen, ihn deshalb zu rektifizieren. Das Schwerste blieb nach wie vor die Korrektur der Aufsätze und ihre fruchtbringende Besprechung bei der Rückgabe. Der Meister auf diesem Gebiete gibt es auch unter den begabten Lehrern nur wenige; ich kenne keine größeren, als Döderlein in Erlangen, Eckstein und Daniel in Halle, aber ich bin doch nicht ihr Schüler gewesen. Man mußte sich mit Göthe tröſten:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künftgen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die harte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.

Zuweilen kam diese Zeit auch schon auf der Schule, nur anders, als der Lehrer gedacht hatte. So nahmen einmal zwei Brüder nach der Reifeprüfung von mir mit den Worten Abschied: „Und Sie, Herr Doktor, sind auch nicht unschuldig an dem Zustande der Hoffnung, in dem wir uns jetzt befinden". Aber die Hoffnung war berechtigt; sie sind beide schon lange Leuchten der pommerschen Kirche.

Leider hat mir in Köslin immer der Unterricht im Hebräischen gefehlt. Nach Hüsers Abgang erkannte der Direktor zwar an, daß ich als Religionslehrer in den oberen Klassen das nächste Anrecht darauf hätte, er bat mich aber, zu Gunsten K's darauf zu verzichten, weil er den verdienten und nun ältesten Lehrer der Anstalt auf keine andere Weise in die Prüfungskommission bringen könne. Nun ist es um die hebräische Sprache ein eigen Ding. Ich möchte sie mit einer Dame vergleichen, die sich auch im Alter ihre hohe Schönheit bewahrt hat. Sie läßt es sich zwar gefallen, daß jüngere Damen bevorzugt werden, verlangt aber, daß ihre Liebhaber ihr von Zeit zu Zeit ein neues Zeichen ihrer alten Verehrung darbringen. Thun sie das nicht, so finden sie bei dem nächsten Anklopfen die Thür verschlossen und müssen, um wieder zu Gnaden angenommen zu werden, viel längere Zeit Buße thun, als Heinrich IV. im Schloßhofe der Markgräfin Mathilde. Ich habe das in Sorau gründlich erfahren.

Das wichtigste Ereignis aus dem inneren Leben der Schule war die im Jahre 1878 durch den Geheimen Oberregierungsrat Dr. Bonitz

vorgenommene außerordentliche Revision. Er kam unerwartet wie der Tag des Herrn. Da fiel mir das Epigramm Logaus ein:

> Wenn der Hausherr, daß die Diebe kommen wollten, sicher wüßte,
> Würd er wachen, sagt' ein Priester, als der Bischof ihn begrüßte.

Wir luden unsern höchsten technischen Vorgesetzten auch zum Kränzchen ein, was er gern annahm, da er noch an keiner Schule eine ähnliche Einrichtung gefunden hatte. Gelesen wurde an diesem Tage nicht, wohl aber ein Glas Wein getrunken; der Schulrat, der uns auch einige Male besuchte, hatte sich gern mit Bier begnügt. Neben andern musikalischen Gaben mußte sich auch meine Frau dazu entschließen, unter Zelles verständnisvoller Begleitung einige Lieder zu singen. Natürlich hielt der hohe Gast, der beim Jubelfeste seiner alten Schulpforte sich in klassischem Griechisch ausgesprochen hat, auch eine geistvolle Tischrede. Gleichwohl konnte man bemerken, daß er zwei Lehrer, von denen der eine unter seiner Leitung, wenn auch nur kurze Zeit, am Grauen Kloster beschäftigt gewesen war, während die Revision im Unterrichte des andern ihn nicht befriedigt hatte, mit einer gewissen Reserve behandelte. Meine gelegentliche Bemerkung, daß die Verba auf mi zu meiner Zeit in Untertertia noch gar nicht erfunden gewesen seien, ließ er freundlich passieren. Sein Urteil in der Schlußkonferenz bekundete nun wohl den Scharfblick und die reiche Erfahrung des hervorragenden Mannes, war aber doch nach meiner Empfindung nicht überall gerecht. So schnitt er dem erwähnten Lehrer, der darauf aufmerksam machte, daß er den Unterricht sechs Wochen lang krankheitshalber hatte versäumen müssen und in seinen Stunden nur zum Teil hatte vertreten werden können, diese doch gewiß berechtigte Verteidigung einfach ab. In solchen Fällen ist es sehr gut, wenn der Lehrer Soldat gewesen ist. Der legt die Hand an die Hosennaht und sagt: Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister. Das läßt sich aber doch auch ins Civile übersetzen. Als der Lehrer nach einiger Zeit auf die Empfehlung des Schulkollegiums zum Oberlehrer an einer städtischen Anstalt berufen wurde, versagte ihm das Ministerium in elfter Stunde die Bestätigung. Der Kollege, der seinen Hausstand bereits aufgelöst hatte, geriet dadurch auch finanziell in solche Bedrängnis, daß ihm der Minister eine Entschädigung von 300 M. nicht versagen konnte. Hinsichtlich meines Unterrichts im Deutschen hatte Dr. Bonitz nur die Aufsätze der Primaner durchgesehen. Er sagte mir, ich müsse wohl ein Stadtkind sein, denn ich wisse nicht, wie der Säemann bei seiner Arbeit zu Werke gehe. Der säe nicht mit dem Sacke sondern mit der

Hand. Ich aber hätte jedenfalls dem einen freilich sehr begabten Schüler — es ist der jetzige Professor Kühl in der theologischen Fakultät in Königsberg — mein ganzes Wissen dargeboten. Das sei ein großer Fehler. Ich habe erst hier in Weimar bei meinen Studien gefunden, daß sich diese Beziehung auf den Säemann schon bei einem griechischen Philosophen nachlesen läßt.

Folgenreicher noch war, was für die äußere Ausstattung der Schule geschah. Das Haus, das sie seit 1820 in der Regierungsstraße inne hatte, war ursprünglich gar nicht für Schulzwecke erbaut, sondern ein Militärlazarett gewesen. So hatte es denn freilich wesentliche Mängel. Schon die Lage an der nicht breiten und namentlich an Markttagen geräuschvollen Straße war nicht günstig. Der Direktor Röder erzählte einmal in der Konferenz, der Schuldiener habe sich darüber beklagt, daß er in der breiten Einfahrt Menschensatzungen gefunden habe. Weshalb der ursprüngliche schöne Name Heilige Geiststraße aufgegeben worden war, weiß ich nicht. Da sich nicht annehmen läßt, daß eine preußische Regierung meinen sollte, den Quell, draus alle Weisheit fleußt, entbehren zu können, so beruht die Umänderung wohl nur auf einer wenig angebrachten Huldigung der damaligen Stadtväter gegen die ihnen neue hohe Behörde. Ein kleines Konferenzzimmer hatten wir zwar, es konnte aber nur in den Zwischenstunden zum Aufenthalte der Lehrer dienen; die Konferenzen selbst mußten in einem Klassenzimmer oder im Zeichensaale abgehalten werden. In der Aula mußten die Schüler sowohl bei den Morgenandachten wie bei den Schulakten zum größeren Teile stehen. Schon Ostern 1868 war aber der Mangel an Raum so drückend geworden, daß die Versetzungen zwar ausgesprochen, aber nicht ausgeführt wurden; das Planetensystem der Schule blieb einfach stehen. Diese sinnige Anordnung hatte das Schulkollegium selbst getroffen, um die Stadt zum Neubau zu zwingen. Die aber hatte in drei Instanzen das Erkenntnis erstritten, daß sie zwar zur Erhaltung des alten Gebäudes aber keineswegs zu einem Neubau verpflichtet sei. Da gingen denn in wenigen Tagen sechs bis sieben Beschwerden, zum Teil telegraphisch, aus den Kreisen unserer höheren Beamten an das Ministerium ab. Es erfolgte auf demselben Wege die Weisung, daß die Versetzungen auf der Stelle ausgeführt werden müßten, es gehe wie es wolle. Ein Kommissar, der den Auftrag habe, neue Verhandlungen mit der Stadt einzuleiten, sei bereits unterwegs. So mußte denn der Direktor mit seiner gelähmten Frau binnen 24 Stunden seine Dienstwohnung im Gymnasialgebäude räumen, und die versetzten Schüler wurden in die

ihnen zustehenden Klassen eingeführt. Aber drei bis vier Tage lang standen sie an den Wänden, in der einen Hand das gerade gebrauchte Schulbuch, unter dem Arme oder vor sich auf dem Boden liegend die übrigen Bücher. Es war wie bei dem Bau der Stadtmauer in Jerusalem: mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, und mit der anderen hielten sie die Waffe. Nehemia 4, 11. Ich gestehe, daß ich diese Geduld der pommerschen Jugend bewundert habe; keine Störung des Unterrichts ist vorgekommen. In den verlängerten Sommerferien fand sodann ein innerer Umbau statt, bei dem auch der Zeichensaal erst geschaffen wurde. Aber es war, wie vorauszusehen, doch nur ein Notbehelf. Nach erneuten mehrjährigen Liebeserklärungen zwischen Staat und Kommune erklärte sich der erstere bereit, den Neubau allein zu übernehmen, die Stadt zahlte nur einen einmaligen größeren Beitrag. Das Werk wurde auch alsbald in Angriff genommen, doch trat noch einmal eine einjährige Unterbrechung ein. Nachdem die Vollendung desselben glücklich erreicht war, wurde auch die unglückliche Ehe zwischen Staat und Stadt geschieden, die Anstalt wurde königlichen Patronates, und das Scholarchat stieg klanglos und unbeweint in die Schattenwelt hinab. Also geschehen im Jahre 1879 nach Christi unseres Herrn Menschwerdung. Das neue Gymnasialgebäude — eine Feier der Grundsteinlegung hat nicht stattgefunden — steht in der Friedrich Wilhelmsvorstadt, nahe dem Eingange der Rogzower Allee. Die beiden Hauptfronten liegen nach Osten und Westen; die nach Süden gerichtete schmale Seite zeigt die drei breiten Fenster der Aula. Da aber der darunter befindliche Eingang für gewöhnlich nicht benutzt wird, sondern Lehrer und Schüler das Haus von der Hofseite her betreten, so läßt sich nicht leugnen, daß gerade die Straßenfront etwas Totes hat. Die Dienstwohnung des Direktors, in einem besonderen Gebäude belegen, schließt sich unmittelbar an.

Am 11. August 1879 fand die Einweihung des neuen Hauses statt. Der Tag sollte für unsere Schule in mehr als einer Hinsicht ereignisreich werden. Am Abend vorher erschien ganz unerwartet der eben erst in sein Amt eingetretene Kultusminister Herr v. Puttkamer. In der Besprechung, die er sogleich mit dem Schulrat Wehrmann hatte, forderte er diesen auf, ihm den für den Direktor bestimmten Orden zu übergeben. Der Schulrat aber hatte ihn bereits im Auftrage des Oberpräsidenten überreicht, damit ihn der Direktor bei der Einweihung tragen könne. Auf ausdrückliches Verlangen Sr. Excellenz wurde nun Dr. Pitann am späten Abend aus dem Schlafe geweckt und mußte die Dekoration herausgeben, um sie am

anderen Tage aus den Händen des Ministers selbst entgegenzunehmen. Sodann wurde die Reihenfolge der Trinksprüche bei der Festtafel besprochen. Dr. Wehrmann erklärte, er beabsichtige, unmittelbar nach dem Hoch auf des Königs Majestät, das natürlich nun dem Herrn Minister zustehe, ein Hoch auf den vor kaum zwei Wochen ausgeschiedenen Minister Falk auszubringen, da dieser den Neubau genehmigt und dafür eine lebhafte Teilnahme bekundet habe. Das geht nicht, sagte Herr v. Puttkamer. Sie brauchen die Verdienste meines Herrn Amtsvorgängers, dessen ungewöhnliche Begabung und Arbeitskraft ich selbst anerkenne, nicht zu verschweigen, aber das Hoch fordere ich für mich als den jetzigen Chef der Kultusverwaltung. Am anderen Morgen stellten wir Lehrer uns in einer Reihe auf dem alten Schulhofe auf. Die anmutigsten Opferstiere, meinte Kollege Zelle, auf die je ein Priester das Messer gezückt hat; es fehlen bloß die vergoldeten Hörner. Ich weiß nicht, ob er selbst diesen Schmuck durch die besonders hohen Vatermörder ersetzen wollte, die er an dem festlichen Tage trug; sie hatten noch ganz die am Ende der fünfziger Jahre übliche Form. Bei der Vorstellung richtete der Minister an jeden von uns einige Worte. Zu Zelle sagte er gleich: Ich freue mich, Herr Oberlehrer, in Ihnen einen alten Schulkameraden zu begrüßen; wir waren doch beide zusammen auf dem Grauen Kloster. Der Gefragte verbeugte sich schweigend, das Gesicht neigte sich tief in die Vatermörder hinab. Freilich, fuhr der Minister fort, die Ehre, wie Sie zu den Abiturienten des Klosters zu gehören, habe ich nicht; ich habe die Reifeprüfung auf einer anderen Anstalt gemacht. Der Kollege spielte die Stumme von Portici weiter, das Gesicht sank wiederum einige Centimeter, und das stattliche Bäuchlein zog sich in drangvoll fürchterliche Enge zusammen. Herr v. Puttkamer verzichtete natürlich auf weitere Versuche in der Anwendung der Sprech- und Lautiermethode. Das Schweigen des Kollegen aber, der seinen Gedanken, wenn er wollte, in fünf bis sechs Sprachen Ausdruck geben konnte, mochte seinen Grund in der Empfindung haben, dem früheren ohnehin um vier Jahre jüngeren Mitschüler hier doch nicht gleichberechtigt gegenüberzustehen, wie es etwa auf einem Feste des Grauen Klosters der Fall gewesen wäre. Die Abschiedsrede im alten Hause hielt Dr. K.; mit dem Gesange Unsern Ausgang segne Gott schieden wir aus den schlichten, uns doch so vertrauten Räumen. Sie dienen noch heute den Zwecken der Volksschule; wenige Monate später, bei der Weihnachtsbescheerung der Strickschule, habe ich noch einmal bewegten Herzens in der alten Aula gesprochen. Als der Festzug vor dem neuen Ge-

bäude angelangt war, wo ihn eine zahlreiche und glänzende Versammlung empfing, erfolgte in der üblichen feierlichen Weise die Erschließung der Thür, in der prächtig geschmückten Aula der erste Schulakt. Da das Gymnasium zur Kirche kein amtliches Verhältnis hatte, so war der religiöse Teil der Feier mir übertragen. Nach dem Gesange des Liedes Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren begann ich mit einem kurzen liturgischen Introitus und verlas den hundertsten Psalm: Jauchzet dem Herrn, alle Welt! In engem Anschluß an dessen Gedankengang hielt ich das Weihegebet. Abwechselnd mit dem Gesange des Schulchors sprachen hierauf der Schulrat und der Direktor, zuletzt der Minister. Als er aber nach einem schwungvollen Schlusse den Orden überreichen wollte, war der in keiner noch so sorgfältig beklopften Tasche Sr. Excellenz zu finden. Es war wie es im Buche Hiob, Kap. 28, von der Weisheit heißt: Niemand weiß, wo sie liegt, und sie wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen. Die Tiefe spricht: Sie ist in mir nicht, und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir. Der Abgrund und der Tod sprechen: Wir haben mit unseren Ohren ihr Gerücht gehöret. Endlich wurde aus dem Hintergrunde des Saales der Hut des Ministers durch hilfreiche Hände nach vorn befördert. In ihm hatte ein scharfes Auge das vermißte Kleinod entdeckt.

Aber der Tag sollte uns noch größere Überraschungen bringen. Beim Festmahl zeigte der Schulrat Wehrmann im Anschluß an die Baugeschichte, welches Interesse und welche lebhafte Förderung der Minister Falk dem Kösliner Gymnasium und insbesondere auch dem Neubau gewidmet habe. Er schloß mit den Worten: Wir können daher nur wünschen, daß der neue Herr Minister, den wir heute zum ersten Male unter uns zu sehen die Ehre haben, dieser Anstalt dieselbe warme Teilnahme entgegenbringen möge wie Seine Excellenz, der Herr Staatsminister Dr. Falk. Seine Excellenz, der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Herr v. Puttkamer lebe hoch! Gewiß war diesem noch niemals ein so eigentümlich begründetes und von vielen Seiten so freudig aufgenommenes Hoch ausgebracht worden. Aber wir sollten sogleich erfahren, mit welchem Rechte die Gräfin Terzky zu Thekla sagt:

Kind, Kind!
Noch hast du nur das Lächeln deines Vaters,
Hast seines Zornes Auge nicht gesehen.

Piccol. III. 8.

Der Minister erhob sich und erklärte in nachdrücklicher Rede, daß die preußische Kultusgeige jetzt auf einen ganz anderen Ton gestimmt sei, als unter Herrn Dr. Falk. Und um zu zeigen, welche weitschichtigen Dinge jetzt im Werk und Werden seien, verkündete er den atemlos lauschenden Hörern, daß vor wenigen Tagen das Bündnis zwischen Preußen und Österreich in Wien abgeschlossen worden sei. Nach kaum einer Stunde überbrachte ein Extrablatt der Kösliner Zeitung der überraschten Stadt, am Anbruche des folgenden Morgens ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung dem staunenden Erdkreise die große Kunde. Wer die Nachricht zuerst der Redaktion der Kösliner Zeitung gebracht habe, ist in der alsbald angestellten Untersuchung nicht ermittelt worden. Niemand hatte bemerkt, daß ein schlichter bei dem Bau beteiligter Werkmeister den Saal verlassen hatte. Kaum hatte sich die Erregung der Gemüter etwas beruhigt, als der Direktor zu mir kam und mir eröffnete, er müsse sich zurückziehen, da er sich unwohl fühle, ich solle deshalb an seiner Stelle den Toast auf den Schulrat Wehrmann halten. Der Prorektor, an den er sich zuerst gewandt habe — er war eben erst zum Professor ernannt worden — wolle bei dem Toast auf die Stadt Köslin bleiben, auf den er einmal präpariert sei. Ich erklärte natürlich in der Einleitung, welcher bedauerliche Zwischenfall mir die Ehre verschaffe, in dieser Stunde vor der hohen Versammlung zu sprechen. Dann aber begründete ich in warmer und herzlicher Rede, welche großen Verdienste sich Dr. Wehrmann seit 23 Jahren um das höhere Schulwesen Pommerns erworben habe. Die Furchtlosigkeit, mit der der streng konservative Beamte auch seinem Vorgesetzten gegenüber das ausgesprochen hatte, was er für recht hielt, hatte mich mit der größten Hochachtung erfüllt. Es gelang mir zugleich, den ersten humoristischen Ton anzuschlagen, der während des Festessens laut wurde, indem ich versicherte, daß ich mir in dieser Stunde ganz so vorkomme, wie Saul unter den Propheten. Herr v. Puttkamer erwies mir denn auch die Ehre, mit mir anzustoßen, indem er bemerkte: Für einen Lückenbüßer haben Sie Ihre Sache ganz gut gemacht.

Aber auch unter den Schülern fand der bedeutungsvolle Tag noch einen eigentümlichen Nachhall. Ein Quintaner, den der Vater fragte, worüber denn der Direktor in der Aula gesprochen habe, antwortete: Ich habe wenig verstanden; er sagte nur immer: Hiebe um Hiebe. Liebe um Liebe hatte der Direktor gesagt. Der Lehrer des Deutschen sodann in der Quarta hatte die Einweihung des Gymnasiums zu einem Aufsatzthema verwendet. Da hatte denn ein Schüler geschrieben:

Herr Dr. Reinthaler — schon früher hatte er mich einmal in erfreulicher Bekanntschaft mit dem Gang nach dem Eisenhammer einen frommen Knecht genannt — predigte mit gewohnter Wärme über das Evangelium des Festtages. Der Lehrer sagte mir, er hätte das natürlich rot angestrichen. Ich erwiderte: Ich hätte es nicht gethan, denn wenn Sie den Ausdruck genau prüfen, so ist er ganz zutreffend. Der eigene Neffe des Ministers endlich, der in Sekunda saß, hatte mir schon am Morgen des Festtages auf die Frage, ob er denn seinen Onkel auch begrüßt habe, geantwortet: Nein, Herr Doktor. Es sind der Puttkamers gar viele in Hinterpommern, mein Onkel sucht mich vielleicht in Treptow, und ich kann es nicht für ratsam halten, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Er wußte was er sagte, denn kurze Zeit darauf schüttelte er den Staub unsrer Schule von seinen Füßen.

Das führt mich auf die Frage: Erweckten denn die damaligen Schüler des Kösliner Gymnasiums die Hoffnung, daß sie in dem neuen schönen Hause sich zusammenschließen würden als die lebendigen Steine, damit die Schule würde, was sie so gut wie die kirchliche Gemeinde sein soll, ein heiliger Tempel in dem Herrn, eine Behausung Gottes im Geiste? Eph. 2, 21. 22. Wir hatten in vieler Beziehung Ursache, mit dem Material von Schülern, das uns auf dem Kösliner Gymnasium geboten wurde, zufrieden zu sein. Viele von ihnen hatten nicht nur zu Hause eine gute Erziehung genossen, sondern sie brachten von daher auch eine Summe von Kenntnissen und Anschauungen mit, wie sie die Schüler in anderen mittleren und kleineren Städten zum Teil gar nicht haben können. Nicht wenige der Väter hatten selbst studiert, fast alle besaßen eine gute Hausbibliothek. Bot das gesellige Leben im Winter freilich wohl manche Gelegenheit zu Zerstreuungen, so schöpften die Schüler, die zu Hause nur mit gebildeten Männern verkehrten, deren manche im Staatsdienste hohe Stellungen einnahmen, daraus doch auch täglich geistige Anregung. Der namentlich auf Pastorenkonferenzen und Kreissynoden beliebten Klage, daß die Jugend unsrer Gymnasien für den Religionsunterricht wenig empfänglich sei, muß ich nach meiner achtundzwanzigjährigen Erfahrung bestimmt widersprechen. Es ist auf diesem besonderen Gebiete nicht anders als auf dem des Unterrichts überhaupt. Der anregende Lehrer zieht an, der langweilige stößt ab, und wenn er ein Alexander v. Humboldt an Gelehrsamkeit ist. Sodann hat sich der Lehrer vor jeder Überbürdung zu hüten. Freilich ist das heutzutage ein vielfach gemißbrauchtes Schlagwort. Mein arbeitsfreudiger Vater würde darüber

geurteilt haben, es sei ein neues Blendwerk, damit der alt böse Feind jetzt umherziehe, die Augen weichherziger Eltern zu berücken und die Seelen der Kinder zu verderben, denn das sei sein liebstes Geschäft. In nicht wenigen Fällen ist es in der That so. Auch der treffliche Direktor Schöler in Erfurt, der den strebsamen unter seinen Schülern schon in Tertia eine solche Begeisterung für die homerischen Dichtungen einzuflößen wußte, daß sie für das ganze Leben aushielt, pflegte seinen jungen erzumschienten Achäern und lanzenkundigen Troern doch zu sagen: Die Kunst ist noch nicht erfunden, euch das Griechische in Zwetschgenmus einzugeben. Es steht zu besorgen, daß in einer längeren Reihe von Jahren kein Kandidat mehr im Examen die facultas docendi für mittlere Klassen bekommt, wenn er nicht nachweist, daß er diese Kunst, die nunmehr schon lange erfunden ist, gründlich versteht. Aber im Religionsunterrichte ist die Gefahr einer Überbürdung allerdings sehr ernst zu nehmen. Denn hier handelt es sich nicht um eine Summe von Wissen, sondern um die Pflanzung und Pflege des geistigen Lebens, dessen Wurzeln und Wipfel in die Ewigkeit hineinreichen. Wir erteilen doch nur deshalb unseren schon konfirmierten Schülern Religionsunterricht, damit sie Respekt bekommen vor der geistigen Tiefe des Evangeliums, damit sie die wunderbaren Wege Gottes in der Geschichte seines Reiches auf Erden verstehen lernen, und damit ihr christliches Erkennen in Harmonie gesetzt werde mit der geistigen Bildung, die ihnen das Gymnasium aus so reichen Kanälen zuführt. Aber der Religionslehrer darf niemals vergessen, daß er nicht Studierende der Theologie vor sich hat, oder auch nur solche, die es werden wollen. Wenn er es vergißt, so mag leicht geschehen, daß die Schüler von seiner vielleicht sehr ernst gemeinten und sehr gründlichen Unterweisung mit besserem Rechte als die Juden von dem Manna in der Wüste sagen: Unsre Seele ekelt über dieser losen Speise. 4. Mose 21, 5. Endlich ist gerade unsre deutsche evangelische Jugend auf diesem Gebiete für nichts so empfindlich, als für Druck und Zwang. Darum soll sich der Lehrer das Bekenntnis Luthers alle Tage vorhalten: „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemanden". — Daß ich den Unterricht in der Religion und im Deutschen zugleich vertrat, war allerdings sehr wichtig, denn unsre Gymnasiasten haben nur vor dem Religionslehrer Respekt, der ihnen zeigt, daß er auch in einem anderen Hauptfache gründlich zu Hause ist; es kann neben dem Deutschen auch die Geschichte oder das Griechische sein, denn gerade diese Fächer bieten für den Religions-

unterricht die reichsten Anknüpfungspunkte. Der berühmte Kirchenhistoriker August Neander, von Haus aus ein armer jüdischer Knabe, sagt von sich: Ich kam zum Evangelium nicht wie ein Jude, der Gerechtigkeit sucht, sondern wie ein Grieche, der nach Weisheit fragt; Plato wurde mein Führer zu Christus. Der eben angeführte Gesichtspunkt ist selbst für das Verhältnis des Religionslehrers zu seinen Kollegen von Wichtigkeit, ich bitte aber den freundlichen Leser, das ja keinem Philologen weiter zu sagen. Sonst könnte auch mir noch geschehen, was Iphigenie in dem Liede der Parzen befürchtete:

> Erhebet ein Zwist sich,
> So stürzen die Gäste,
> Geschmäht und geschändet,
> In nächtliche Tiefen,
> Und harren vergebens,
> Im Finstern gebunden,
> Gerechten Gerichtes. Iph. IV. 5.

Als im Jahre 1872 der alte und der neue Glaube von Strauß auch die Gemüter der Jugend lebhaft bewegte — sorgten doch nicht wenige Zeitschriften alsbald für die nötige Popularisierung — zeigte ich den Primanern, daß es ein innerer Widerspruch ist, auf der Grundlage einer rein materialistischen Weltanschauung ein ideales System der Ethik aufbauen zu wollen. Unter steter Beziehung auf die deutsche Litteratur entwickelte ich sodann die Verwandtschaft und den Unterschied zwischen Lessing und Strauß. Gemeinsam haben beide den eminenten kritischen Scharfsinn, die Furchtlosigkeit des Charakters, den glänzenden Stil. Aber dem großen Kritiker des Lebens Jesu fehlt doch die geniale schöpferische Begabung des Geistes und der intuitive Einblick in das tiefste Wesen der Religion. Beides besitzt Lessing. Darum ist die Kritik von Strauß bloß zerstörend, die Lessings, er mag über litterarische oder über theologische Gegenstände schreiben, überall zugleich aufbauend. Auf die Litteraturbriefe und andere kritische Abhandlungen folgt der Laokoon, auf die Abhandlungen über die Fabel und ihre geschichtliche Entwicklung seine eigene Produktion auf diesem Gebiete. Neben der Hamburgischen Dramaturgie stehen Philotas, Minna und Emilia; den Wolfenbüttler Fragmenten und dem Antigöze reiht sich Nathan an. Wird gerade dieses Drama, nicht ein Erzeugnis des dichterischen Dranges, sondern der Polemik, dem Christentum nicht gerecht, so doch sogleich die kleine tiefsinnige Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts. Und selbst der Nathan — so begründete Einwendungen gegen ihn man nicht bloß vom christlichen

sondern auch vom dramaturgischen Standpunkt aus erheben muß — im einzelnen bleibt er doch eine Fundgrube des praktischen Christentums, voll von Anklängen an den Brief des Jakobus und an die Bergpredigt. Ein andermal zeigte ich den Schülern, daß zwar keiner unsrer großen Denker und Dichter von Lessing und Kant an bis auf Emanuel Geibel und Gustav Freytag ein Christ im Sinne der kirchlichen Dogmatik gewesen ist, daß sie aber mit ihrer ganzen Denk- und Empfindungsweise auf dem Boden der christlichen und speziell der protestantischen Weltanschauung stehen, und daß sie ihr Leben lang nicht müde geworden sind, an der Lösung der höchsten intellektuellen und ethischen Lebensaufgaben zu arbeiten. Im Anschluß an Göthes Epilog zu Schillers Glocke suchte ich das an dem Lebensgange Schillers näher nachzuweisen. Freilich muß der Lehrer die Sprache der philosophischen Schule von seiner Darstellung fern halten, er muß das Wesentliche von dem Unwesentlichen genau zu scheiden verstehen, und muß für den Kern der Sache überall den einfachsten und faßlichsten Ausdruck suchen. Wobei denn geschehen kann, daß der Lehrer erst selbst wieder zum Schüler werden muß.

Auch im Fleiß standen unsre Schüler hinter denen andrer Anstalten im Durchschnitt nicht zurück. Sie hatten als gute Pommern sogar einen Vorzug, der mir immer höchst schätzbar erschienen ist. Wenn man ihnen sagte: Diese Aufgabe muß bis zu dem bestimmten Termin unter allen Umständen erledigt sein, es heißt hier nicht: sive — sive sondern: aut-aut, so durfte sich der Lehrer, der sonst zu ihnen in dem rechten Verhältnis stand, auch auf sie verlassen. Als ich den Primanern im Jahre 1871 mitteilte, daß morgen der Generalsuperintendent zur Revision kommen werde, und daß ich ihnen deshalb eine sorgfältige Repetition ans Herz legen möchte, stand alsbald der Primus, jetzt ein tüchtiger Rechtsanwalt, auf und erklärte: Herr Doktor, das will ich Ihnen im Namen der Klasse versprechen, wir werden Ihrem Unterricht Ehre machen.

Über die Leistungen des Kösliner Gymnasiums ist denn auch niemals eine ernstliche Klage laut geworden, so viele Abiturientenprüfungen und Revisionen ich dort im Laufe von 13½ Jahren auch erlebt habe. Ausstellungen im einzelnen und Mängel mancherlei Art, kleinere und größere, gab es natürlich immer. So sagte mir der Schulrat einmal: Ich möchte Sie ersuchen, die Strophe mit der Bitte: Ach Herr, laß mich nicht wanken, gib mir Beständigkeit nicht wieder bei dem Eingangsgebete zur Prüfung anzuwenden, denn in dieser Beziehung habe ich von Gott dem Herrn ein für allemal Generalvoll-

macht erhalten. Das wird auch so bleiben, so lange Lehrer Schüler zu unterrichten und Schulräte Lehrer zu revidieren haben. Den Anbruch eines goldenen Zeitalters, wo das anders sein könnte, sehe ich in keiner irdischen Ferne. Käme es aber wirklich, so wäre es auch gewißlich an der Zeit, mit dem alten Kirchenliede zu seufzen:

O Herre Gott, du machst es lang
Mit deinem jüngsten Tage,
Den Leuten wird auf Erden bang
Von wegen vieler Plage.

Und es ist eine gute und auch für den Lehrer fruchtbare Disposition zu einer Erntefestpredigt: Was haben wir heuer geerntet? 1. Zu wenig für unsere Wünsche; 2. Genug für unser Bedürfnis; 3. Zu viel für unser Verdienst.

Dagegen konnte es weder den Lehrern noch einem andern aufmerksamen Beobachter entgehen, daß das Verhalten der Schüler außerhalb der Klasse seit dem Tode des Direktors Röder sehr viel zu wünschen übrig ließ. Namentlich die Söhne der wohlhabenderen Familien geberdeten sich wie kleine Herren: sie kamen niemals ohne Glacéhandschuhe in die Schule, besuchten mit Vorliebe die Prüfungen der oberen Klassen der Mädchenschule, fuhren in offenen Droschken spazieren und brachten in den der Stadt nahe gelegenen Kultusstätten ihre Trankopfer dar. Daß sie auch in der Stadt ihre Burg Malepartus hatten, verstand sich von selbst. Dabei durften sie oft genug auf die Nachsicht und stille Unterstützung auch gebildeter Männer rechnen. Es konnte mir selbst als eine freundliche Erinnerung erscheinen, als mir ein Sorauer Kollege, der mir in Köslin ein lieber Schüler gewesen und seitdem ein sehr tüchtiger Lehrer geworden war, erzählte: „Eins, Herr Konrektor, war doch in Köslin gar zu hübsch; es ist schade, daß unsere Schüler es nicht auch so gut haben. Da saßen unsere verehrten Lehrer des Sonnabends auf dem Bahnhofe, so zwischen 6 und 8 h., um sich nach der Arbeit der Woche durch einen kühlen Trunk zu stärken, und wir Primaner saßen in einem verschlossenen Hinterzimmer und thaten desgleichen, nur etwas länger. Ihrer mir sonst immer so erfreulichen Begegnung bin ich einmal nur mit Mühe entschlüpft. Dabei war der damalige Bahnhofsrestaurateur uns allen ein guter Bekannter, da seine Söhne das Gymnasium besuchten und er selbst früher bessere Tage gesehen hatte. Wenn wir daher etwa für einen scheidenden Kollegen ein kleines Abschiedsessen bei ihm veranstalteten, so durften wir der besten Bewirtung und aufmerksamsten Bedienung sicher sein. Andere Fälle waren doch ernsterer Natur.

Der Versuch, den wir einmal gemacht hatten, den Primanern und Sekundanern an je einem Tage der Woche in fest begrenzten Stunden den Besuch eines bestimmten öffentlichen Lokals zu gestatten, mußte schon nach einiger Zeit aufgegeben werden, weil die Schule für das, was sie erlaubt, auch die Verantwortung übernimmt, wir aber zu der Überzeugung kamen, daß wir diese in der bezeichneten Beziehung nicht tragen könnten. Daß, wie berichtet wurde, einer unsrer angesehensten Juristen die Kneipschulden der ganzen Gesellschaft in aller Stille und mit der größten Liberalität bezahlt habe, ist zwar nicht amtlich konstatiert worden, erschien aber nach Lage der Verhältnisse durchaus glaubwürdig. In einem anderen Falle hatte ein Regierungsrat die Forderung des Wirtes für seinen Sohn zwar abgewiesen, und so hatte der Gläubiger für einen hübschen Posten das Nachsehen gehabt, aber Anzeige an die Schule hatte der Vater nicht erstattet. Der schwere Konflikt endlich, dessen ich oben gedachte, war nur dadurch veranlaßt worden, daß ich von einem Gelage der Schüler, dessen unfreiwilliger Zeuge ich auf einem Spaziergange geworden war, dem Direktor pflichtmäßig Anzeige gemacht hatte.

Da warfen nun im Jahre 1879 zwei Vorkommnisse auf die Zustände unsrer Schule ein scharfes und keineswegs erfreuliches Licht. Dem Direktor wurde von dem Vater eines Schülers, der sich in seinem Gewissen dazu gedrängt fühlte, die Mitteilung gemacht, daß der Orden der Tempelherren, der, wie wir sahen, unter den höchsten Beamten Köslins seine Mitglieder hatte, auch unter unsern Schülern Novizen besitze. Es gelang, „durch handhafte That und blickenden Schein", wie es das altdeutsche Recht verlangt, den vollständigen Beweis zu führen; auch „der gichtige*) Mund" kam hinzu. Bei der Verhandlung vor der Konferenz zeigte sich nun, daß kein Lehrer über den Gang und die Gesetze des Spiels, das den Namen „Gottes Segen bei Cohn" führte, informiert war; selbst Zelles Sachkunde versagte. Er erklärte, er würde gern bereit sein, bei seinem nächsten Besuche in Berlin sich näher zu instruieren, aber vor nicht allzulanger Zeit habe er dort einem feingekleideten Herrn, der sich ihm auf dem Platze vor dem neuen Museum als Führer angeboten hätte, geantwortet: Entschuldigen Sie, ich bin selbst Bauernfänger, und diesen Schein müsse er doch nun in Berlin aufrecht erhalten. Erschütternd dagegen waren die sonstigen Eindrücke dieser Stunde. Der Hauptangeschuldigte, ein gut beleumundeter stiller Schüler, erklärte unter Thränen: Meine Herren, ich weiß nicht was ich sagen soll. Ich kann nicht sagen: ich

*) Der geständige.

bin verführt worden, ich kann auch nicht sagen: ich bin nicht verführt worden; nur das weiß ich: das Spiel hat etwas Dämonisches. Draußen aber auf dem Korridor stand inzwischen die Mutter und schluchzte über den, wie sie meinte, verlorenen Sohn. Sie war die Gattin eines jüdischen Kaufmanns in Schlawe, und so war es wirklich, wie von dem Kindermorde des Herodes berichtet wird: Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehöret, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder, und wollte sich nicht tröſten lassen; denn es war aus mit ihnen. Matth. 2, 18. Als der Mutter dann eröffnet wurde, daß die Konferenz nach sorgfältiger Prüfung des ganzen Falles beschlossen habe, sich mit der sofortigen stillen Entfernung des Schülers zu begnügen, entrang sich dem geängsteten und zerschlagenen Herzen ein heißes kurzes Dankgebet. Eine andere Entscheidung konnte das Kollegium schon darum nicht treffen, weil der Vater des am meisten belasteten andern Schülers dem Direktor seine vertraulichen Mitteilungen nur unter der Bedingung gemacht hatte, die ihm nicht versagt werden konnte, daß ihm vorher gestattet werde, seinen Sohn von der Schule abzumelden.

Ausschreitungen, wie die eben genannte, so beklagenswert sie sind, können aber zu jeder Zeit und an jeder Schule vorkommen, ja sie fanden bei den sozialen Anschauungen, die unsre Schüler in den höheren Kreisen der Stadt wie unter dem Landadel vor Augen hatten, sogar bis auf einen gewissen Grad ihre Erklärung. Dagegen ist was ich nun berichten muß ein nach Art und Umfang ebenso schweres als singuläres Mißgeschick, das so schwerlich zum zweiten Male in der Geschichte einer höheren Lehranstalt vorkommen wird. Der Schuldiener des Nösliner Gymnasiums, ein geborener Pole, war ein in seiner Art einziges und sogar beliebtes Original. Das Jahr seiner Geburt, das niemals festgestellt worden ist, reichte sicherlich bis zur Wende des Jahrhunderts zurück. Viele Jahre lang war er Austrommler und Bote im Dienste der Stadt, nachdem er wohl ebenso lange Soldat gewesen war. Die älteren Nösliner wußten alle noch, wie gravitätisch er einhergeschritten war, und wie sicher er die Trommelstöcke zu handhaben wußte. Ebenso nachdrücklich hatte er später, in freilich auch schon vergangenen Zeiten, bei schweren Disziplinarfällen als Schuldiener die Rute geführt. Als ich selbst einmal einen jüngeren Schüler nur dadurch vor einer gerichtlichen Bestrafung zu retten vermochte, daß ich mich erbot, ihm als Ordinarius der Klasse eine nachdrückliche körperliche Züchtigung angedeihen zu lassen, hielt der Schuldiener während der Operation dem Patienten

die Hände und sagte dann zu ihm: So, mein Söhnchen, geh jetzt hin zu unserm guten Herrn Doktor, küsse ihm die Hand und bedanke dich für die gnädige Strafe; eine Weisung, die auch willig befolgt wurde. Den Posten als Schuldiener, auf dem ihn der Direktor Adler im Jahre 1853 bereits vorfand, hatte er erreicht, obgleich er des Lesens und Schreibens ganz unkundig war. Seine Kinder, meinte er, könnten das um so besser. Deshalb hatte er auch einmal Schloßküster werden wollen, leider aber hatte das Konsistorium bei dieser Veranlassung erst festgestellt, daß er katholischer Konfession war. Er selbst wäre ohne weiteres zum evangelischen Glauben übergetreten, dergleichen Dinge regelten sich für ihn durch das Bedürfnis des Dienstes oder den Befehl des Vorgesetzten. Bei seinen Briefbestellungen befolgte er eine so praktische und sichere Mnemotechnik, daß niemals eine Verwechslung vorgekommen ist. Bis in sein höchstes Alter hinein hielt er auf die dem alten Soldaten eigene Sauberkeit des Anzugs. Hatte er einmal ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an schönen Sommerfeiertagen, so erschien er gewiß in schwarzsammetner Pickesche und weißen Hosen. Den Gedanken, eine Mütze ohne Kockarde zu tragen, würde er für eine Ehrenkränkung gehalten haben. Sein Familienleben erschien dem Direktor Röder sogar beneidenswert. Als ich den einmal in den Abendstunden auf seinem Amtszimmer besuchte, hörten wir über den Hof her aus der Wohnung des Schuldieners die laute Unterhaltung einer fröhlichen Gesellschaft. Ja, sagte der Direktor, es ist heute da wie Lucae am fünfzehnten. Wir hören das Gesänge und den Reigen, und wenn wir hinübergingen, könnten wir auch von dem gemästeten Kalbe mitessen. Es ist zwar kein verlorener Sohn heimgekommen, aber Kullawy gibt wieder einmal eine seiner Töchter aus; sie gehen ab wie frische Semmeln. Der alte Mann war vom Morgen bis zum Abend thätig und selbst in der schweren Arbeit des Schneeschaufelns, die bei dem pommerschen Winter auf dem alten Schulhofe oft mehrere Stunden des Tages in Anspruch nahm, nicht zu ermüden. Seine tadellose Dienstführung wurde denn auch dadurch anerkannt, daß ihm irre ich nicht am Tage seiner goldenen Hochzeit das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen wurde.

Um so auffallender war es nun, daß bald nach dem Dienstantritte des Direktors Pitann wiederholt Diebstähle in den Klassenräumen vorkamen. Sie wurden dadurch erleichtert, daß die Schüler nicht angehalten waren, die Bücher und was sie sonst mitbrachten stets auch mit nach Hause zu nehmen. Sie wurden allmählich ebenso regelmäßig als zahlreich und setzten sich Jahre lang fort. Da sie

nur außerhalb der Schulstunden vorkamen, so konnte über die Frage, wo die Urheber der Veruntreuungen zu suchen sein möchten, für keinen Einsichtigen ein Zweifel obwalten. Aber alle Klagen und Beschwerden bei dem Direktor blieben vergeblich. Er besaß, wohl in Folge seines schweren häuslichen Unglücks, eine Kraft des passiven Widerstandes, die jedem andern als unglaublich erscheinen mußte, und mochte sich wohl auch der Familie des Schuldieners für die ihm in seinen häuslichen Bedrängnissen stets bereitwillig geleistete Unterstützung zu Danke verpflichtet fühlen. Ebenso unbegreiflich aber bleibt mir, daß von keinem der Geschädigten eine Anzeige bei der Polizei oder auch nur eine Beschwerde bei dem Schulkollegium einlief; sie würde sofort auf die richtige Spur geleitet haben. Endlich griff ein Lehrer zur Selbsthilfe. Er wußte sich an einem schulfreien Nachmittage mit einigen kampfesfreudigen jungen Recken in der Klasse so geschickt zu verstecken, daß der Dieb alsbald auf frischer That ergriffen wurde. Es war die alte Frau unsres Schuldieners. Die nun sogleich vorgenommene polizeiliche Haussuchung ergab, daß dessen Dienstwohnung seit Jahren eine förmliche Diebeshöhle gewesen war. Man fand zahlreiche Schulutensilien, aber auch Halstücher, Handschuhe und ähnliche Dinge. Ebenso wurde festgestellt, daß nicht wenige Gegenstände bereits verkauft sein mußten, z. B. ein Reißzeug im Werte von 15 M. Wenn nicht die Teilnahme so doch die Mitwissenschaft des Schuldieners und seiner sonstigen Hausgenossen mag wohl auch das Gericht als moralisch feststehend angenommen haben; die Anklage wurde aber doch nur gegen die Frau erhoben. Bei der Vernehmung befolgte die Angeklagte die Taktik, sich als schwachsinnig und völlig taub hinzustellen; bisher hatte man nur gewußt, daß sie schwerhörig war. Wie sie aber einmal einem Zeugen — ich habe es selbst mit angehört — mit heftigen Reden ins Wort fiel, ließ sie der Vorsitzende der Strafkammer, Direktor Maes, zwar zunächst aussprechen, dann aber widmete er ihr doch eine sehr kräftige, im reinsten Westfälisch gehaltene Ansprache. Sehen Sie einmal, sagte er, was Sie uns für Überraschungen bereiten! Sie wollen schwach im Kopfe sein, und wissen doch ganz richtig über die Aussage des Zeugen zu urteilen; Sie haben sogar ein sehr gutes Begriffsvermögen, denn Sie wissen die Thatsachen ganz geschickt zu versleiern; Sie wollen völlig taub sein, und haben doch jedes Wort verstanden. Ich will Ihnen sagen was Sie sind: Sie sind eine ganz slimme Blindsleiche! Mit diesem schmückenden Beiwort: Nun, Frau Blindsleiche — leitete er denn auch jede weitere Vernehmung der Angeklagten ein. Der Gerichtshof erkannte auf neun Monate Ge-

fängnis. Das Beklagenswerteste aber war, daß in den öffentlich verkündeten Urteilsgründen nachdrücklich hervorgehoben wurde, daß der an einer Königlichen Lehranstalt kaum glaubliche Mangel an jeder Beaufsichtigung der Verurteilten als mildernder Umstand angerechnet werden müsse. Ihr Mann sagte mir nachher: Wenn sie ihr doch gleich ufjehängt hätten! Er selbst wurde bald darauf in den Ruhestand versetzt.

Und doch waren diese traurigen Erlebnisse nur die Vorboten der furchtbaren Katastrophe, die im Anfange des Jahres 1880 über unser Gymnasium hereinbrach, und die den Ruf unsrer bisher so hochgeachteten Schule auf Jahre hinaus schwer geschädigt hat. Ich habe mich davon noch in meiner amtlichen Stellung als Mitglied der Sorauer Schuldeputation überzeugen müssen. Ich weiß nicht mehr, wodurch die erste Anzeige veranlaßt worden ist; genug es stellte sich heraus, daß das Unkraut der Schülerverbindungen an unsrer Anstalt in der giftigsten Blüte stand. Nur eine Stadt in der Provinz Brandenburg, wie bald darauf bekannt wurde, machte ihr diesen Ruhm streitig. Die Verhandlungen vor der Konferenz, bei denen ich Protokollführer war, nahmen mehrere Tage in Anspruch. Der Hauptsitz des Übels war natürlich die Prima, nur fünf ihrer Glieder erwiesen sich als völlig unbeteiligt. Wir erfuhren nachher, daß sie deshalb bei ihren Klassengenossen schon lange „die Heiligen" hießen. Aber das Unwesen erstreckte sich bis nach den Tertien hinein. Ich habe in jenen schweren Tagen in den Schulandachten und in den Religionsstunden, vor der Klasse und unter vier Augen, gethan was ich vermochte, um die Verblendeten wenigstens zur offenen Anerkennung ihrer Verirrung zu bringen. Es gelang mir doch nur unvollkommen. Ich mußte zwei der schwersten Erfahrungen machen, die einem Lehrer beschieden werden können. Einmal die, daß auch die besseren Schüler unter dem Zwange des verderbten Klassengeistes standen, und dann die fast noch furchtbarere, daß der falsche Ehrbegriff, den sie nun schon Jahre lang in sich aufgenommen hatten, auch durch den stärksten Appell an die heiligen sittlichen Bande, die den Jüngling an das Vaterhaus und an die Schule knüpfen, kaum erschüttert werden konnte. Bei der Untersuchung trat der bereits hervorgehobene Übelstand in neuer Schärfe zu Tage, daß auch gebildete Männer den Auswüchsen des jugendlichen Lebens nur allzugern Vorschub leisten, sobald sie sich nicht gegen die Familie, sondern gegen die Schule richten. Wohl habe ich niemals so viele Vater- und Mutterthränen fließen sehen, als in jener schweren Heimsuchung, niemals aber auch einen so hohen Grad elterlicher Ver-

blendung kennen lernen. Insbesondere eine Witwe, die dem Gymnasium zu dem größten Danke verpflichtet war, hätte sich durch die Haltung der oben erwähnten Kaufmannsfrau, wenn sie davon hätte Zeuge sein können, auf das tiefste beschämt fühlen müssen. Gerade die Hauptbeteiligten gehörten unsern besten Familien aus den Kreisen der Kirche, der Schule und der Justiz an, und durch zwei von ihnen wurde ich nicht nur als Lehrer, sondern auch als naher Freund ihrer Väter in die tiefste Mitleidenschaft des Gemütes gezogen. Gottes Gnade preise ich aber auch heute noch dafür, daß gerade diese beiden noch geachtete und tüchtige Männer geworden sind. Das Urteil der Konferenz lautete gegen die vier Rädelsführer auf Verweisung, gegen die andern auf Karzerstrafe in verschiedenen Abstufungen. Die Art aber wie die Schüler sich während der Beratung des Kollegiums in dem ihnen angewiesenen Klassenzimmer betrugen, wie sie dann unter Gesang und lautem Getöse in den trüben Winterabend hinauszogen, war nicht bloß aus momentaner Erregung zu erklären, sondern bekundete eine so offene Verhöhnung der guten Sitte, daß die Schule auch die letzte Möglichkeit einer ethischen und pädagogischen Einwirkung für jetzt in Frage gestellt sah. Ich kann auch heute noch nicht ohne die tiefste Beschämung daran zurückdenken.

Ich hatte nun dem Direktor Pitann sogleich empfohlen, über das, was doch nun einmal geschehen war, ohne Verzug an die Aufsichtsbehörde zu berichten. Ich werde mich hüten, erwiderte er, meine schmutzige Wäsche auf die Straße zu hängen. Nach wenigen Tagen, als ich gerade bei Tische saß, erhielt ich die Aufforderung, sogleich zu ihm zu kommen. Er empfing mich mit den Worten: Sie haben doch recht gehabt, lesen Sie einmal. Es war eine ganz kurze Verfügung des Ministeriums, in der das Schulkollegium aufgefordert wurde, über die Vorgänge am Kösliner Gymnasium unter Beziehung auf den eingeklebten Zeitungsausschnitt eingehend und schleunig zu berichten. Der Oberpräsident hatte sie mit der Randbemerkung Citissime! sogleich weiter geschickt. Die Bitte des Direktors, ihm bei dem schweren Werke zu helfen, sagte ich natürlich gern zu. Wir hatten zunächst eine längere mündliche Auseinandersetzung. Ich erfuhr, daß er die Verbindung im Laufe mehrerer Jahre schon zweimal in aller Stille aufgehoben hatte, sogar unter Wegnahme ihrer Abzeichen und Insignien, unter denen sich auch ein stattliches Trinkhorn befand; ich konnte mich selbst davon überzeugen. Kein Lehrer hatte bisher eine Ahnung davon gehabt. Das war der heikligste Punkt. Nun, sagte ich, da sich hierfür weder in den früheren Schulakten, noch in den jetzigen Verhandlungen

ein Anhalt findet, so wird auch wohl der Scharfsinn eines Ministerialrates nicht gleich darauf kommen, daß ein solcher vorhanden ist. Wir wollen daher nach dem Grundsatze handeln, daß man in einer causa criminalis nur auf das zu antworten braucht, wonach man gefragt wird. Das wollen wir thun und das weitere müssen wir abwarten. Nachdem ich eine kurze Disposition entworfen hatte, begann ich alsbald mit der Ausarbeitung. Es war doch eine schwere Aufgabe. Denn einmal mußte der Bericht sogleich ins Reine geschrieben werden, wenn uns nicht ein Kommissar des Ministeriums oder des Schulkollegiums auf den Hals kommen sollte. War doch von unserer Kalamität noch Tage lang weit über die Grenzen Pommerns hinaus in den Zeitungen zu lesen. Einzelne dieser Berichte waren so abgefaßt, als müßte von unserm Gymnasium gesagt werden: Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Öl gelindert sind. Jesaja 1, 5. 6. Sodann aber schrieb ich nicht in meinem eigenen Namen, sondern in dem eines Mannes, dessen Mängel als Direktor ich leichter trug als andere, weil ich ihre tieferen Ursachen kannte, und der mir doch immer ein teilnehmender und gütiger Vorgesetzter gewesen war, auch in eigenen Notlagen. Jedes Wort also mußte auf die Goldwage gelegt werden. Das erforderte doch stetes Besinnen und wiederholtes Überlegen, auch mit dem Direktor. Jeder Hauptpunkt wurde nach dem Wortlaute der Akten, den dieser vorlas, in den Bericht aufgenommen. Indessen die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag. Die vollendete Arbeit las ich zuletzt langsam vor; es fand sich nichts irgend Erhebliches zu ändern. Der Direktor unterschrieb, und der Schuldiener, schon nicht mehr der alte Kullawy, trug das Schriftstück sogleich auf die Post. Dann schöpften wir eine kleine Labung aus dem Wonnesaft der edlen Reben, dem Gegengift für jede Pein, und brachten auch noch, wie Noah nach den Wassern der Sintflut, ein friedliches Rauchopfer dar. Als ich in später Abendstunde nach Hause kam, empfing mich meine Frau — nach dreizehnjähriger Ehe zum erstenmale — mit dem sinnigen Gruße, heute sei ihr nicht mein Nachhausekommen, sondern mein Weggehen eine Beruhigung gewesen. Nun, erwiderte ich, das hat doch schon der alte Tacitus gewußt, daß den Frauen der Germanen etwas Heiliges und Ahnungsreiches innewohne.

Die Antwort des Ministeriums, die nach einigen Wochen eintraf, fiel doch milder aus, als wir alle und ich im besonderen erwartet

hatten. Ich war auf eine Nase von Dan bis Bersaba gefaßt gewesen, mochte sie nun dem Direktor allein oder dem Kollegium gelten. Denn wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit, das ist biblisch und preußisch zugleich. Statt dessen wurde anerkannt, daß die Untersuchung sorgfältig und gründlich geführt worden war, und daß die verhängten Strafen den bestehenden Bestimmungen entsprachen. Erst hieran schloß sich die Frage, ob ein so erhebliches Anwachsen des Übels durch größere Sorgfalt und Wachsamkeit nicht hätte verhütet werden können, und die Mahnung, diese Tugenden zum Heile der uns anvertrauten Jugend fortan um so treuer und gewissenhafter zu üben. Das war durchaus richtig, und nach dem, was aktenmäßig feststand, sogar sehr mild gesagt. Auch das Schulkollegium hatte sich nicht veranlaßt gesehen, das Urteil des Ministers, wie es sonst doch vorkommt, zu verschärfen. Daß dieser bald darauf in einer auch veröffentlichten allgemeinen Verfügung den Lehrern wie den Eltern die Gefahren der geheimen Schülerverbindungen nachdrücklich ans Herz legte und den Direktoren das strengste Einschreiten zur Pflicht machte, entsprach durchaus den Forderungen seines hohen Amtes. Insbesondere dankenswert war die Erklärung, er werde im Bewußtsein der ihm auferlegten Verantwortlichkeit auch vor der Schließung einer höheren Lehranstalt nicht zurückschrecken, wenn sich von neuem herausstellen sollte, daß derartige Exzesse der Jugend von der Bürgerschaft, ja selbst von den Behörden kleinerer Kommunen verheimlicht oder gar unterstützt würden. Hatte doch der Direktor des Gymnasiums in der erwähnten Stadt versetzt werden müssen, weil ihm dort durch den Widerstand, den sein thatkräftiges Einschreiten gegen die seit einer Reihe von Jahren bestehende Schülerverbindung hervorgerufen hatte, eine fernere gedeihliche Amtsführung unmöglich gemacht worden war. Aber ich kann auch heute, wo diese bitteren Erfahrungen fast zwei Jahrzehnte hinter mir liegen, und wo unser Kösliner Gymnasium längst wieder die ihm gebührende ehrenvolle Stellung unter den höheren Lehranstalten Preußens einnimmt, über ein schweres Bedenken nicht hinwegkommen. Die Aufsichtsbehörde hätte sich doch fragen müssen, worin denn die treibenden Ursachen eines so schweren Verfalles der Schulzucht an einer seit Jahrzehnten als wohlgeordnet anerkannten Anstalt liegen möchten, und ob nicht sie selbst die Möglichkeit, damit aber auch die Pflicht habe, diese Ursachen zu beseitigen. Nicht bloß jedem Lehrer, sondern jedem, der Einsicht in unsre Schulverhältnisse besaß, und das war doch gerade in Köslin eine ganze Anzahl gebildeter und wahrheitsliebender Männer, waren sie wohl-

bekannt, und etwas davon mußte doch auch das Schulkollegium wissen. Oder war das gerichtliche Urteil wider die Frau des Schuldieners und seine Begründung vielleicht gar nicht zu seiner Kenntnis gekommen? Diese Ursachen lagen leider zwar nicht ausschließlich aber doch zunächst in der Individualität des Direktors. Professor Pitann war ein tüchtiger Grieche und ein fester Ordinarius der Sekunda. Das war die Grenze schon seiner wissenschaftlichen Begabung. Sie trat namentlich bei den Beratungen über die Vorlagen für die Direktorenkonferenzen in einer auch für jüngere Lehrer wahrnehmbaren Weise wiederholt hervor. Aber zum Direktor fehlte ihm, wie wiederum schon diese erfuhren, die geistige Übersicht über das Ganze des Gymnasiums und die Fähigkeit, wirklich leitend und anregend zu wirken. Nicht minder entbehrte er die gerade in Köslin für einen Mann in seiner Stellung notwendige Gewandtheit und Sicherheit im Verkehr mit gleichstehenden oder gar den höchsten Gesellschaftskreisen angehörigen Männern. Machte er doch selbst am Tage der Einweihung des Gymnasiums den Mißgriff, daß er unmittelbar darauf, nachdem ich die mit seinem Unwohlsein entschuldigte Tischrede auf den Schulrat gehalten hatte, wieder im Saale erschien und ganz unbefangen an der Tafel Platz nahm. Und nun wurde dieser Mann nicht bloß Jahre lang in das bitterste häusliche Leid geführt, sondern zu dem ihm überhaupt anhaftenden körperlichen Gebrechen — er war an dem einen Beine gelähmt — gesellte sich auch bald ein immer zunehmendes Magenleiden. Infolgedessen zog er sich, soweit es anging, von den Geschäften des Dienstes zurück. Es war in den späteren Jahren so geordnet, daß seine Stunden in einer bestimmten Weise verteilt wurden, sobald er nicht um 10 Uhr in der Schule erschien; früher war er überhaupt nicht sichtbar. Darüber wurde gar nicht erst gesprochen. Die ihm zufallenden Morgenandachten habe ich stillschweigend für ihn gehalten, auch bei der Eröffnung oder dem Abschlusse eines längeren Schulabschnittes. Die Entlassung der Abiturienten hielt er in den letzten Jahren entweder privatim auf seinem Zimmer oder er übertrug sie einem Kollegen. Ebenso verfuhr er bei der Einführung jüngerer Lehrer. Bedenklicher schon war es, daß er die Konferenzen regelmäßig auf seine Stunden von 10 Uhr ab legte; dann fiel der Unterricht in allen Klassen einfach aus, und die Schüler konnten einen fröhlichen Frühtrunk halten; davon brauchten die Eltern gar nichts zu erfahren. Es liegt nun aber doch auf der Hand, daß unter diesen Umständen von einer erziehlichen Einwirkung auf die Jugend bei ihm so wenig die Rede sein konnte, als von einer plan-

mäßigen und nach höheren Gesichtspunkten geleiteten Handhabung der Disziplin, diesem wichtigsten Geschäfte eines Direktors. Von dem Fenster seines Zimmers aus konnte er den Schulhof des neuen Gymnasiums übersehen, und da gab er denn auch wohl eine Anweisung oder eine Auskunft. Suchte man ihn zu einer dringenden Rücksprache einmal in seiner Wohnung auf, so fand man einen kranken und gebrochenen Mann, der seit der Verheiratung seiner einzigen Tochter ihre liebreiche Pflege schmerzlich entbehrte. Das Traurigste aber und für die Schule Verhängnisvollste war das Verhältnis des Vaters zu dem einzigen Sohne. Der begabte Knabe hatte von dem geistigen Erbteil der Mutter ein nicht kleines Maß empfangen. So gewann er nicht bloß über die kranke Mutter, sondern auch über den Vater um so mehr die Herrschaft, als er die schwierigsten ehelichen Verhältnisse ja täglich vor Augen hatte. Dieses Übergewicht war kaum noch zu steigern, nachdem der eben ins Jünglingsalter Eingetretene die Mutter allein in das Irrenhaus geleitet hatte. Der Vater sagte mir selbst, ein anderer hätte diese Aufgabe gar nicht erfolgreich übernehmen können. Nun aber war er, so lange er in Sekunda und Prima saß, zugleich das Haupt der Verbindung, und wenn er als Student in den Ferien nach Köslin kam, nahm er diese Stellung natürlich von neuem ein. Die auswärtigen Schüler, schon völlig sich selbst überlassen, mußten sich nun vollständig sicher fühlen, sobald sie auswärts oder auf ihren Stuben ein Symposion abhielten, an dem unter andern Schülern aus der Stadt der Sohn des Direktors selbst teilnahm. So erklärt es sich nun auch, daß dieser von der wiederholten Aufhebung der Verbindung den Lehrern keinerlei Mitteilung machte. Der Konflikt zwischen den Gefühlen des Vaters und den Pflichten des Lehrers, den man in kollegialischen Verhältnissen nicht selten miterlebt, trat hier einmal in voller Schärfe zu Tage. Der Prorektor, dessen ebenfalls einziger Sohn zu den vier mit Verweisung bestraften Schülern gehörte, sagte mir: Mein Sohn hat die Suppe ausessen müssen, die des Direktors Sohn eingebrockt hat. Gewiß, und das war sehr schlimm. Hätte sich der Vater aber die Frage vorgelegt: Bist du denn selbst, was du amtlich sein solltest, dem leidgeprüften Manne eine Stütze gewesen? so hätte die Antwort nur völlig verneinend ausfallen können. Mehr will ich darüber nicht sagen.

Daraus aber ziehe ich nun die Folgerung: Wollte die Aufsichtsbehörde unsere Schule auch nur vor der Wiederkehr der Übel bewahren, die in so gefahrdrohender Weise zu Tage getreten waren, so hätte sie sich über den Schaden Josephs die vollständige Aufklärung

verschaffen müssen, die sie aus den Akten allein und vom grünen Tische aus freilich nicht gewinnen konnte. Die Pensionierung des Direktors und die Versetzung des von dem eigenen Sohne auch in seiner amtlichen Stellung schwer geschädigten Prorektors hätten der Abschluß unserer Katastrophe sein müssen. Er ergab sich nach den Gesetzen der dramatischen Entwicklung von selbst und wurde auch in Köslin allgemein erwartet. Dann hätten wir wenigstens den Mut gewinnen können, von neuem mit einiger Hoffnung die Hand an den Pflug zu legen. Der Kern unserer jüngeren Schüler war nicht verderbt; mochte aus ihm ein neues und besseres Geschlecht für die oberen Klassen heranwachsen. Statt dessen geschah gar nichts; es blieb alles beim alten. Als dann doch bald nach meinem Abgange von Köslin die bezeichnete doppelte Änderung unvermeidlich wurde, war sie die Folge von Umständen, die freilich auch nur im Jahre 1880 niemand vorhersehen konnte, die aber jeder Freund des Gymnasiums auf das tiefste beklagen mußte. Im Sommer 1884 habe ich den Direktor Pitann noch einmal auf seinem einsamen Krankenlager in Bauerhufen besucht, das er nicht mehr verlassen sollte. Da kamen mir die Worte in den Sinn, die er viele Jahre vorher an mich gerichtet hatte: Urteilen Sie mild über mich, wenn ich unterliege. Wen Gott geschlagen hat, den richtet niemand auf. Mit tiefbewegtem Herzen habe ich von ihm für dieses Leben Abschied genommen. Möge in diesem milden Lichte der Versöhnung sein Andenken auch in den Annalen unseres Gymnasiums fortdauern, wie es gewißlich fortlebt in den Herzen aller derer, die ihm als Schüler oder Lehrer im Leben nahe gestanden haben. Er ruhe in Frieden.

Einen letzten Dienst konnte ich der lieben und nun so schwer heimgesuchten Schule noch dadurch erweisen, daß ich das seit Jahren von mir handschriftlich zusammengestellte Kalendarium für die Morgenandachten höherer Lehranstalten für den Druck bearbeitete. Es bildet die Beilage des Programms vom Jahre 1881 und ist von den Schulräten Wehrmann und Klix in sehr freundlicher Weise anerkannt worden. Als Anhang zu dem Schulgesangbuche von Klix ist es bei Reisner in Groß-Glogau auch besonders erschienen und in Köslin und in Kolberg eingeführt worden. Ob es heute noch gebraucht wird, weiß ich nicht.

Wie die älteren Mitglieder unseres Kollegiums, so sind mir auch die seit 1874 nach und nach eingetretenen jüngeren Herren liebe Mitarbeiter gewesen. Sie stehen heute noch in Köslin in gesegneter Wirksamkeit, und mit jedem von ihnen verbindet sich für mich eine

besondere freundliche Erinnerung, die ihren Mittelpunkt in meiner Häuslichkeit hat. Für diese hatten wir uns Michaelis 1879 an der Danziger Chaussee endlich auch eine neue schöne Wohnung gemietet. In dem eben erbauten Hause wurden unsere Freunde vom Baufach wieder unsere lieben Mitbewohner, wie sie es früher am runden Teiche gewesen waren. Zelles waren unsere nächsten Nachbarn, und der Kollege wurde für meine Frau ein sachkundiger Berater im Gartenbau, dem er sich namentlich in seinem Ruhestande mit Eifer gewidmet hat. Wir zogen mit fröhlichen Hoffnungen ein. Als wir schon nach einem Jahre die Räume verlassen mußten, die wir schnell liebgewonnen hatten, kam mir die alte deutsche Hausinschrift in den Sinn:

Wir bauen hier so feste,
Und sind doch fremde Gäste;
Da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.

8. Auf ein neues Arbeitsfeld.

Im Frühling des Jahres 1880 erhielt ich ganz unerwartet von dem früher erwähnten jungen Kollegen, der in Köslin mein Schüler gewesen war, einen Brief mit der Anfrage, ob ich nicht geneigt wäre, mich um die an dem Gymnasium in Sorau N. L. am ersten Oktober zur Erledigung kommende und mit dem Titel Konrektor verbundene erste Oberlehrerstelle zu bewerben. Die Anstalt sei städtischen Patronats und man suche einen Lehrer, der namentlich für einen anregenden Religionsunterricht befähigt sei, denn daran habe es bisher ganz gefehlt. Aber auch für das Deutsche würde ich ein sehr dankbares Arbeitsfeld finden, da mein Vorgänger auf diesem Gebiete 73 Jahre alt sei und schon seit längerer Zeit dieser Aufgabe nicht mehr völlig habe genügen können. Ich hatte bisher kaum daran gedacht, mich von Köslin wegzumelden, wo wir nach vielen Seiten hin in Verhältnissen lebten, wie wir sie uns gar nicht freundlicher wünschen konnten. Ich erkannte auch sofort, daß der Weggang von Köslin namentlich meiner Frau sehr schwer werden würde. Sie war dort völlig festgewachsen; das reiche Maß von Liebe, dessen sie fähig ist, hatte ihr durch die pommersche Treue unserer Freunde auch ein reiches Maß von Gegenliebe eingetragen. Aber aus äußeren und inneren Gründen war der Antrag doch nicht von vornherein abzuweisen. Ich hatte in Köslin allmählich die vierte Oberlehrerstelle erreicht; ein weiteres Aufrücken war dort nicht zu erwarten. Denn selbst wenn der Prorektor, was vielleicht seinen eigenen Wünschen entsprach, versetzt wurde, so war ein Einschub nach den bisher gemachten Erfahrungen in hohem Grade wahrscheinlich, wie er denn nach einigen Jahren auch stattgefunden hat. Die Freudigkeit des Wirkens aber, die ich mir früher auch in trüben Zeiten bewahrt hatte, war durch die Erlebnisse des letzten Jahres doch sehr erschüttert worden. Die jüngste Krisis zwar hatten wir leidlich genug überstanden, aber ihre

Ursachen waren nicht beseitigt, und so konnte sie jeden Tag von neuem ausbrechen. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Auf der anderen Seite stand ich im 41. Lebensjahre und hatte doch auch schon 14 Jahre lang am Gymnasium gearbeitet. Durfte ich nicht hoffen, die gesammelten Erfahrungen auf einem neuen Boden mit gereifter Kraft auch mit reicherem Erfolge zu verwenden, als dies in Köslin in der letzten Zeit möglich gewesen war und wenigstens für die nächste Zukunft in Aussicht stand? Diese Erwägung gab den Ausschlag. Bei dem Besuche, den ich auf die Einladung des Magistrats am Himmelfahrtstage dort machte, erkannte ich nun freilich gleich, daß Sorau als Stadt sich mit Köslin nicht messen könne. Aber dieses lag doch auch immer 40 Meilen nördlich von Berlin. Wie schmerzlich hatten wir bei den Reisen nach Karlsbad und bei drei Besuchen unserer Verwandten in Sachsen und Schlesien die weite Entfernung empfunden! Dagegen war von Sorau aus, das zugleich in nächster Nähe einen schönen Wald besaß, Halle, für meine Frau die leibliche und für mich die geistige Geburtsstadt, ebenso leicht zu erreichen als Leipzig, Berlin ebenso leicht als Breslau. Dicht an der Grenze Schlesiens lag vor der Stadt der freundliche Park von Sagan, in zwei Stunden konnte man in Görlitz sein, der Königin des Neißethales, und in einem Tage am Fuße des Riesengebirges. Das Gymnasialgebäude und das Konrektorat, die ich beide, abgesehen von der Dienstwohnung des Direktors, nur von außen sah, machten allerdings einen recht unansehnlichen Eindruck. Aber ich hatte ja eben erst erfahren, daß auch das prächtigste Haus einer Schule nichts helfen kann, wenn die lebendigen Bausteine fehlen; ein Neubau war, wie mir versichert wurde, auch in Sorau bereits im Werke, und von dem Hause, das ich mit meiner kleinen Familie bewohnen sollte — denn auch unser langjähriges treues Dienstmädchen wollte sich uns anschließen — erfuhr ich, daß es zwar auch im Innern nicht modern, aber doch freundlich und behaglich sei. Und gerade dieses alte Haus, in dem sich meine Frau sehr vereinsamt fühlte, sollte uns das Beste bringen, was wir heute noch unser eigen nennen, unsere liebe Adoptivtochter. Die Schwierigkeiten endlich, die sich für den Lehrer an einer kleineren städtischen Anstalt aus seinem Verhältnis zum Magistrat und zur Bürgerschaft ergeben können, waren mir nicht unbekannt. Aber gerade für den ersten Oberlehrer, der bei keiner weiteren Beförderung in Frage kommt, fielen diese doch weniger ins Gewicht, und einzelne schwere Anfechtungen waren mir ja auch in Köslin nicht erspart geblieben. So gab ich denn freudigen Herzens meine Zusage,

als ich nach etwa 14 Tagen die Anzeige erhielt, daß meine Wahl einstimmig erfolgt sei.

Nur allzuschnell, diesmal auch ohne Ferienreise, verging der letzte Sommer, den wir in unserm lieben Köslin verleben durften. Nach dem Abiturientenexamen lud mich der Schulrat Wehrmann ein, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Er sagte mir da, nachdem er die traurigen Erlebnisse unserer Schule nur im allgemeinen berührt hatte: Ich kann mir wohl denken, was Sie veranlaßt, einen Wirkungskreis aufzugeben, in dem Sie 13½ Jahre lang zu meiner vollen Zufriedenheit und unter der freundlichen Anerkennung weiterer Kreise gearbeitet haben. Aber ich fürchte, Ihre Rechnung läßt zwei Faktoren außer Ansatz. Sie treten aus dem Dienste des Staates in den einer kleineren Kommune, und vertauschen eine Regierungshauptstadt mit einer mittleren Fabrikstadt. Deshalb glaube ich auch nicht, daß Sie in Sorau das gute Material an Schülern vorfinden werden, das Sie in Köslin trotz aller jetzt so berechtigten Klagen doch immer gehabt haben. Das hat mir auch heute wieder das Examen gezeigt. Denn die Gymnasien haben zwar alle denselben Rang und dieselbe Aufgabe, thatsächlich besteht aber zwischen ihnen doch ein großer Unterschied, der mir auf meinen Dienstreisen immer wieder entgegentritt. Wie oft habe ich später an dieses Wort des erfahrenen und um mich sehr verdienten Schulmannes denken müssen! Er hätte noch hinzusetzen können: Auch das Vertrauen, das Sie hier von seiten Ihres Schulrats und Ihrer beiden Direktoren doch stets genossen haben, werden Sie in einer anderen Provinz, wenn überhaupt, doch nur sehr allmählich gewinnen. Ich hatte seinen Rat vorher nicht eingeholt, weil ich mich nicht in die Gefahr bringen wollte, das Vertrauen, das gerade ich dem schwergeprüften Direktor Pitann schuldig war, auch nur mit einem Worte zu verletzen. Meine Verabschiedung in der Schule leitete mein langjähriger Freund Dr. K. Ich hatte das Lied gewählt:

Bis hierher hat mich Gott gebracht
Durch seine große Güte:
Bis hierher hat er Tag und Nacht
Bewahrt Herz und Gemüte,
Bis hierher hat er mich geleit';
Bis hierher hat er mich erfreut,
Bis hierher mir geholfen.

Dr. K. sprach in der ihm eigenen ernsten und sinnigen Weise über den Abschied des Apostels Paulus von den Ältesten der Ge-

meinde in Ephesus. Den Schülern gegenüber betonte er besonders das Wort: Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rat Gottes. Ap. Gesch. 20, 27. Ich dankte ihm von ganzem Herzen. Unsere gesellschaftliche Verabschiedung hatte schon einige Tage vorher stattgefunden und zwar zunächst durch einen kollegialischen Damenkaffee in Lüdtkes Garten. Das Festgedicht hatte Frau Ottilie verfaßt. Zwar hieß es darin:

Traf auch oftmals herber Tadel
Unsre Sitten, unser Land,
Heimisch seid ihr doch geworden
Hier am blauen Ostseestrand.

Aber es wurde doch auch anerkannt, daß wir beide bemüht gewesen wären, das kollegialische Leben zu schmücken

Mit des Liedes holden Klängen,
Mit der Rede leichtem Fluß.

Darum denn auch der freundliche Abschiedsgruß:

Hoch soll unsre Minna leben,
Hoch auch lebe Minnas Mann!

Zu dem mir gegebenen Abschiedsessen hatten sich die persönlichen Freunde mit dem Kollegium und dem Wissenschaftlichen Verein zusammengeschlossen. Hätte ich's noch nicht gewußt, so hätte ich's an diesem Abend erfahren müssen, was mir doch auch bei den Abschiedsvisiten in ergreifender Weise entgegengetreten war, wie viel Liebe — weit über mein Verdienst hinaus — ich in Köslin genossen, für wie viel Liebe ich zu danken hatte. Ich erwiderte darum die Reden der Freunde Zelle und Hildebrand aus tiefbewegter Seele. Die Überreichung des Diploms als Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Vereins war mir noch eine besondere Freude. Die nächsten Freunde geleiteten mich nach Hause, und unter unseren Fenstern erklang, von F. A. Doms angestimmt, das alte Abschiedslied:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten was man hat
Muß scheiden.

Bei unserer Abreise waren auf dem Bahnhofe auch die Damen des Kollegiums zugegen, daneben noch einige, die meiner Frau zum letztenmale die Hand drücken wollten. In Stargard brachte Freund B., der dort gerade anwesend war, meiner Frau einen Strauß Rosen in den Wagen. Es war der letzte Gruß aus Köslin. Aber wir sollten nicht aus Pommern scheiden, ohne noch ein ebenso großes als glänzendes Fest mitgefeiert zu haben. In Stettin fand gerade die allgemeine Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

und die Stadt hatte alles aufgeboten, um den Vertretern des Lehrerstandes ihre dankbare Anhänglichkeit zu bekunden. Eine Dampfschifffahrt, bei der die Ufer der Oder glänzend beleuchtet waren, bildete wohl die eigenartigste Festgabe. Von den Beratungen und Vorträgen konnte ich allerdings weniger mitnehmen, als sonst wohl geschehen wäre, weil ich nicht fähig war, gerade jetzt meine Gedanken auf wissenschaftliche Dinge zu konzentrieren. Um so anregender war es, alte liebe Kollegen wiederzusehen und neue kennen zu lernen. Den Abschluß der schönen Tage bildete ein festlicher Ball, und in dem blütenreichen Kranze holder Frauen und Mädchen glänzte auch unsere Freundin Laura mit dem ganzen Liebreiz ihrer Erscheinung. In Berlin durften wir noch einige Tage rasten. Wenn wir da nach einer anstrengenden Wanderung durch Museen und Sammlungen des Abends still bei einandersaßen, dann zogen durch unsere Seele die Bilder all des Guten und Lieben, was wir in Köslin besessen und nun zurückgelassen hatten, und das zarte und tiefe Gemüt meiner Frau ergriff der Schmerz des Abschieds immer wieder. Denn sie war wirklich ganz in dem Sinne von Köslin geschieden, in dem Iphigenie dem Könige Thoas Lebewohl sagt:

> Bringt der Geringste deines Volkes je
> Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
> Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
> Und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht:
> Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
> Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
> Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
> Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen. Iph. V. 6.

Die freundliche Stadt am Fuße des Gollenberges hatte uns, wenn nicht alles, so doch das meiste von dem gegeben, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, als:

> Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Geld, Gut, fromm Gesinde, fromme und getreue Oberherren, gut Wetter, Friede, Gesundheit, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.

Durften wir hoffen, das auch nur annähernd wiederzufinden in der Fabrikstadt der Niederlausitz, nicht mehr behütet von dem Wappenschilde mit dem Haupte Johannis des Täufers, sondern von den Fittigen des roten Adlers von Brandenburg?

9. Sorau N.-L.

Wer heute, von Breslau, Sagan oder Frankfurt a. O. kommend, in Sorau auf dem Bahnhofe aussteigt, den begrüßt zunächst die freundliche Poststraße. Das Wappen über dem Postgebäude erinnert ihn an die letzte große Wendung der deutschen Geschichte. Parallel mit der Poststraße führt auch die neu angelegte Friedrichstraße zur Oberpromenade. Der epheuumrankte Zwinger, hinter dem sich das Oberhospital und die kleine Klosterkirche erheben, zeigt uns, daß wir hier eine nicht umfangreiche, aber alte Stadt vor uns haben, deren Geschichte mehr als ein Jahrtausend umfaßt. Wenige Schritte weiter führt uns die Pforte, so heißt der enge und schmale Weg wirklich, auf den Marktplatz. Auf der Mitte desselben steht, der Sitte des deutschen Ostens entsprechend, das Rathaus. Es ist ein zweistöckiger Bau, der von einem breiten auch zur Nachtzeit offenen Durchgange durchschnitten wird. Daher mahnte noch im Jahre 1880 die in einigen Winkeln angebrachte Inschrift: Nur für Hunde — an die Wohlanständigkeit der Sitte, durch die sich die Einwohner der Stadt nach der auch in den Grundstein des neuen Gymnasiums aufgenommenen urkundlichen Bezeugung schon von altersher ausgezeichnet haben. Das rechte Erdgeschoß enthält den schön gewölbten Ratskeller, das Obergeschoß umfaßt die Räume für die städtische Verwaltung. Dreißig Stadtvertreter wachen darüber, daß die Kommune wohl bestellt sei, ihre Sitzungen aber halten sie in dem Saale der Volksschule, über deren Thür die für Eltern, Lehrer und Kinder gleich bedeutungsvolle Inschrift steht: Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen. Hebr. 13, 17. Wohl ladet auch heute noch das eine oder andere freundliche Lokal die Vertreter der Stadt nach gethaner Arbeit zu einem kühlen Labetrunk ein, noch vor fünfzig Jahren aber war dies nur im Ratskeller möglich, dessen Wirt nach dem sächsischen Rechte auch allein die Schankgerechtigkeit für

Wein besaß. Da haben denn auch einmal im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die ehrbaren und fürsichtigen Ratsherren die ihnen von einem verstorbenen Amtsgenossen vermachte Summe von 200 Reichsthalern in einem Stückfaß Wein angelegt und daraus, dem Entschlafenen zum Gedächtnis, sich selbst zur Stärkung, so lange getrunken, bis es leer war. Sie mochten denken: Was ist das unter so viele, daß ein jeglicher ein weniges nehme? Wie lange sie zu diesem löblichen Werke Zeit und Mühe haben aufwenden müssen, wird leider nicht berichtet. Weiser handelten doch die Mitglieder des geistlichen Ministeriums und Schulkollegiums, indem sie von der gleichen ihnen vermachten Summe die jüngere Witwenkasse gründeten, die heute mit ihrem auf etwa 70000 M. angewachsenen Kapital noch in großem Segen wirkt. Vom Markte aus führt uns die kleine Kirchgasse auf den Kirchplatz zur Haupt- und Pfarrkirche von St. Marien. Der jetzt durch die Niederlegung des alten Organistenhauses frei gewordene Platz gewährt uns den ungehemmten Anblick des schönen Westportals. Die Wiederherstellung des Gotteshauses war nach dem großen Brande, der in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts fast die ganze Stadt in Asche gelegt hatte, die erste Sorge der frommen Bürger. An dieses traurige Ereignis mahnt die über der Eingangsthür der Vorhalle angebrachte Inschrift:

Destruit ira Dei sed gratia restruit ejus
O pater in cælis gratia servet opus.*)

Nur der älteste, nach Norden belegene Teil der Kirche, der noch recht unbehilfliche romanische Formen zeigt, war bei dem Brande stehen geblieben, wodurch der architektonische Eindruck des Ganzen beeinträchtigt wird. Prächtig ist das gotische Gewölbe des Langhauses, und wenn auf der herrlichen Orgel der alte Organist Heinrich die Meisterschaft seiner Kunst entfaltete, dann mochte wohl etwas von dem Wehen des Pfingstgeistes durch die versammelte Gemeinde gehen. Der hohe Chor ist erst in den letzten Jahren in sehr würdiger Weise wiederhergestellt worden, wobei sich auch der allezeit opferwillige Sinn unsrer vermögenden Mitbürger in rühmlicher Weise bethätigt hat. Aber erst dann wird die Schönheit unsres Gotteshauses wieder ganz zur Erscheinung kommen, wenn es einmal gelungen sein wird, durch einen innern Ausbau das Schiff mit dem hohen Chor in Harmonie zu setzen. Denn gerade dieser Teil wird jetzt noch durch mancherlei Einbauten

---

*) Was er zürnend zerstört, erbaut Gott wieder in Gnaden,
Vater im himmlischen Reich, gnädig beschütze den Bau.

und durch das veraltete Gestühl nicht bloß verengt, sondern auch entstellt. Auf der Südseite des Kirchplatzes liegt die Superintendentur, früher ein Kloster. Ihre jetzige Gestalt hat sie nach der über der Eingangsthür angebrachten Jahreszahl 1755 um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Ihre stattliche Giebelseite trägt das glaubensfreudige Bekenntnis: Si Deus pro nobis, quis contra nos — ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Röm. 8, 31. Aber auch hier erinnert uns die unter dem einen Fenster befindliche Inschrift:

Altera lux Maji nostras vastaverat aedes
O pater aeternas nos habitare velis*)

an das furchtbare Ereignis des großen Brandes. Auch hier wäre wohl ein Neubau recht wünschenswert, denn das Haus ist nach seiner inneren Bauart vielleicht das verzwickteste in ganz Sorau. Als ich einmal einer Konferenz beiwohnen wollte, hatte ich infolgedessen das Mißgeschick, die Pensionäre meines geistlichen Freundes beim Kartenspiel zu überraschen, in dem sie nach den mühevollen Schularbeiten die doch gewiß verdiente Erholung suchten. Aber in dem mit Tannen geschmückten geräumigen Archiv haben wir doch auch eine fröhliche Hochzeit mitgefeiert und in dem ebenso ausgedehnten Garten mit der gastfreien Familie, der sechs liebliche Töchter erblühten, manche freundliche Stunde verlebt. Der Durchbruch der alten Stadtmauer führt uns auf die Promenade. Sie ist, wie in so vielen deutschen Städten, auf dem Wallgraben angelegt und mit schattigen Bäumen bepflanzt. Am früheren Niederthor steht das Haus der alten Firma Raedsch mit seinem schönen Portal, das auch in die Sammlung der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg aufgenommen worden ist. Unweit davon erhebt sich auf dem Bismarckplatz die prächtige Marmorbüste des großen Kanzlers, ein Geschenk, das zwei Bürger Soraus aus Rom mitgebracht haben. Den Sockel hat der Verschönerungsverein gestiftet. Weiterhin führt uns die Promenade zu dem stattlichsten Bauwerke des alten Sorau, dem jetzt königlichen Schlosse, dem Sitze der alten Landesherren, der Grafen von Promnitz. Sie ruhen in der Gruft unter der Seitenkapelle der Stadtkirche, aber sie haben sich auch in der Geschichte der Kirche ein ehrenvolles Gedächtnis gestiftet. In den Zeiten der Gegenreformation hatten namentlich die Evangelischen Schlesiens harte Verfolgungen und noch bis zum Eintritt der preußischen Herrschaft mancherlei Bedrückungen zu erleiden.

*) Einst der zweite des Mai verwüstete diese Gebäude;
Laß uns, o Vater, dereinst wohnen im ewigen Bau.

Da waren es die Grafen von Promnitz, die den bedrängten Glaubensbrüdern, soweit sie es vermochten, Schutz und Beistand gewährten, und gar manchmal ist auch auf ihrem Schlosse aus schlesischen Herzen das Danklied der böhmischen Exulanten erklungen:

Dein Volk, das sonst im Finstern saß,
Von Irrtum ganz umgeben,
Das findet hier nun sein Gelaß
Und darf in Freiheit leben —

und das freudige Bekenntnis, daß der Herr seinem Volke ein Hartes erzeigt habe, ihm aber jetzt wiederum ein Panier aufstecke. Die Grafen standen auch in sehr nahen Beziehungen zu der evangelischen Brüdergemeinde. Das Schloßgebäude mit seinem geräumigen Hofe beherbergt mehrere Behörden. Leer steht jetzt der schöne Schwurgerichtssaal. Früher war er der Mittelpunkt der Kasinogesellschaft, und da in dieser eifrig und hoch gespielt wurde, so soll sich in ihm manchmal eine Tragödie abgespielt haben, die an die spätere Bestimmung des Raumes erinnert. Die Lage Soraus in der äußersten Südostecke des Gerichtsbezirks hatte zur Folge, daß das im Jahre 1879 eingerichtete Landgericht seinen Sitz in Guben erhielt. Das war für die Stadt ein um so größerer Verlust, als zwei Jahre später auch unser Füsilierbataillon nach Frankfurt a. O. verlegt wurde, obgleich für die militärischen Übungen die zweckmäßigsten Einrichtungen vorhanden waren. In dem älteren Teile des Schlosses ist das Gefängnis untergebracht. Die Decken der Zellen zeigen zum Teil heute noch Gemälde aus der antiken Mythologie. Der prächtige Marstall des Schlosses diente bis 1881 als Exerzierhaus, jetzt zum Teil als Turnhalle. Die Christianstädter Chaussee mit ihrer herrlichen Allee zeigt in ihrer Fortsetzung, etwa auf der Hälfte des Weges nach Benau, einen schlichten Denkstein. Er bezeichnet die Stelle, an der vor einigen zwanzig Jahren, wie die Inschrift besagt, ein junger Mensch ermordet worden ist. Daran habe ich meinen Schülern immer den ursprünglichen Sinn des Epigramms deutlich gemacht, an dem jüngsten Gotteshause Soraus aber, der kleinen Kapelle der Landesirrenanstalt, die Gesetze des romanischen Baustils. Dieses der Krankenpflege gewidmete Haus hat in den letzten Jahrzehnten bedeutende Erweiterungen erfahren. Gegenüber auf einem kleinen Hügel, nahe dem früheren blauen Thore, liegt das älteste Kirchlein Soraus, St. Peter geweiht. Es wird nur noch ausnahmsweise zu Gottesdiensten benutzt, ist aber ebenfalls in neuerer Zeit im Innern würdig erneuert worden. Der kleine, nur noch wenig gebrauchte Friedhof bildet für die, die hinauf-

getragen werden, eine besonders stille, abgeschlossene Ruhestätte. Kehren wir zum Niederthor zurück, so leitet die links abbiegende Straße zum alten Friedhof und zu dem Oktogon der Grabeskirche mit seiner schönen Akustik. Wie oft, wenn wir in ihr einkehren mußten, habe ich an den herrlichen Hymnus der griechischen Kirche denken müssen:

Kommt, ihr Brüder, laßt uns einem Toten
Die traurige Pflicht nun erstatten,
Dem die Sonne erlosch,
Dem Mond und Gestirne
Leuchten nicht die Straße, da er wandelt.
Heiland dieser Welt, o Jesu Christe,
Sei du sein Licht in der Nacht des Grabes!

Von der Grabeskirche aus führt uns der außerhalb der Stadt angelegte breite Promenadenweg zu dem hochgelegenen neuen Friedhofe. Von seinem Eingang aus hat man eine prächtige Rundsicht auf die Stadt. Da deren Umwallung in früheren Jahrhunderten auch zahlreiche kleine Türme besaß, so soll von ihr das Sprüchlein gegolten haben:

Lipsia non tot habet quot habet Soravia turres.*)

Der pietätvolle Sinn, der sich in der sorgsamen Pflege der Gräber bekundet, ist in Sorau in hohem Grade ausgeprägt. Leider nicht so das Bewußtsein, daß für das christliche Gemüt der kräftigste Trost auf einem Grabstein ein schlichter Bibelspruch ist. Es hat mich deshalb tief ergriffen, als ich auf dem Grabe einer schlichten Beamtenfrau den Spruch las: Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. 2. Kor. 4, 7. In der westlichen Vorstadt Soraus liegt die kleine Kapelle, die zum Gottesdienst der altlutherischen Gemeinde benutzt wird, in der Saganer Straße das Niederhospital, das zu dem gleichen Zwecke der altkatholischen Gemeinde eingeräumt ist, doch finden in ihr auch regelmäßige Fastengottesdienste statt. Beide Hospitäler besitzen ansehnliche Stiftungen. Auch auf dem Seifersdorfer Friedhofe steht eine kleine Grabeskirche. Es ist zu bedauern, daß das große Fabrikdorf kein eigenes Pfarrsystem hat. Nach dem Sorauer Walde führen zwei Wege. Auf der Kunzendorfer Straße begrüßt uns am Eingange des Waldes der Rautenkranz, noch aus der sächsischen Zeit stammend. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt durchschreiten wir auf dem Wege zum Walde einen Teil von Seifersdorf. Von ihm wie von dem anstoßenden Albrechtsdorf kann man sagen:

---

*) Leipzig der Türme so viele nicht hat wie die Stadt an der Sore.

Die Schifflein fliegen Nacht und Tag,
Im Takte pocht des Webers Schlag.

Auf der Niederpromenade steht das Denkmal der in den Kriegen der letzten Jahrzehnte gefallenen Söhne Soraus, unweit der im Jahre 1871 gepflanzten Siegeseiche.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut, so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang noch mein Stimm' erschallt.

Wer das noch nicht wüßte, der könnte es im Sorauer Walde lernen. Im Südosten nahe der Stadt sich hinziehend bildet er in der That den schönsten Schmuck und die größte Zierde unsres Wohnortes. Seit die Straße dahin chaussiert ist, ist er bequem erreichbar, und die auf beiden Seiten angepflanzten Bäume werden schon der nächsten Generation erquickenden Schatten spenden. Wer ihn je in der Frühe eines schönen Maitages durchwandert hat, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben. Früher der Stadt selbst gehörig, steht er jetzt unter der Königlichen Forstverwaltung. Mit ihr teilt sich in seine Pflege der Verschönerungsverein. Schon seine Ausdehnung ist beträchtlich. Wenn daher die Bewohner Sagans gegen ihn ihren Park einsetzen, dem der ihn durchströmende Bober doch eine besondere Zierde verleiht, so hat der Sorauer dafür nur das Gefühl der Geringschätzung. Mit eurem Parke, so sagt er, wird man in ein paar Stunden fertig, mit unserm Walde in Tagen nicht. Wohl durchziehen ihn zwei Hauptstraßen, aber man muß schon längere Zeit in Sorau gelebt haben, ehe man mit ihm vertraut wird. Der Wechsel von Laub- und Nadelholz und die Verbindung von Berg und Thal geben ihm eine Fülle von Reizen. Durchwandert freilich wird er an Wochentagen verhältnismäßig selten, weder unsre Fabrikarbeiter noch unsre Kaufleute haben da Zeit, spazieren zu gehen, um so fleißiger geschieht es des Sonntags, und wenn Himmelfahrt und Pfingsten mit rechter Frühlingssonne ins Land kommen, wie Goethe sie geschildert hat:

es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;
Jede Wiese ersproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter erglänzte der Himmel und farbig die Erde —

dann ergießt sich auch nach dem Sorauer Walde hin eine wahre Völkerwanderung. Den höchsten Punkt in ihm und zugleich in der Provinz Brandenburg, der darum auch durch ein auf den General-

stabskarten bemerktes Gerüst bezeichnet wird, bildet der 718 Fuß hohe Rückenberg. Auf ihm hat der Verschönerungsverein im Jahre 1864 einen Aussichtsturm errichtet. Zu unsern Füßen liegt das langgestreckte Fabrikdorf Kunzendorf mit seinen Ziegeleien und der vor kurzem neuerbauten schönen Kirche. Weiterhin zeigen sich die Türme Sagans, aber auch die Berge Schlesiens sind bei klarem Wetter deutlich erkennbar. Zahlreiche Punkte des Waldes sind durch Denksteine mit Inschriften bezeichnet, an deren Poesie man freilich keine zu großen Ansprüche machen darf. Am Eingange nahe dem Rautenkranze liegt das Waldschloß mit seinem hübschen Garten. Früher gehörte es der Sorauer Freimaurerloge, die darum auch den Namen Zu den drei Rosen im Walde führt. In den achtziger Jahren wurde es von einer Tochter des Herzogs von Sagan bewohnt. Weitere bemerkenswerte Punkte sind der Mückenborn, das Raubschloß und der Thalkessel der Euterpe. Der bildet den Mittelpunkt für die geselligen Zusammenkünfte der Sorauer Vereine, aber wir haben in ihm auch manches erhebende Gustav-Adolfsfest gefeiert. Wie freudig sprach sichs da unter Gottes freiem Himmel inmitten der hoch sich wölbenden Bäume, wie frisch erklangen da unsre herrlichen evangelischen Glaubenslieder! Es wurde immer bedauert, wenn die Feier wegen ungünstigen Wetters in der Schloßkirche abgehalten werden mußte. Am Rande der Waldwiesen steht die Liebaldtseiche. Sie ist so genannt nach dem verdienten Direktor, der von 1856—1879 das Sorauer Gymnasium leitete und ein warmer Freund des Waldes war. Schlagen wir den Heimweg über Seifersdorf ein, so gewährt uns Kunzes Restauration zum grünen Walde noch eine erwünschte Rast. Leider fehlt unsrer Stadt die Neiße, deren sich Görlitz, und die Spree, deren sich Kottbus rühmt. Das ist nicht bloß schade für die Landschaft, sondern auch ein Hemmnis für die sonst so bedeutende Fabrikthätigkeit. Zwar wird die Stadt von der Sore durchströmt, und für gewöhnlich scheint es, als wolle sie für ihr bescheidenes Dasein um Entschuldigung bitten. Wer sie aber deshalb mißachten wollte, dem würde sie an heißen Sommertagen ihre Existenz in einer für seinen Geruchssinn empfindlichen Weise bemerkbar machen. Eine weitere Ausdehnung Soraus wird dadurch erschwert, daß es auf zwei Seiten von den Ländereien der Königlichen Domäne eingeschlossen wird. Um so bemerkenswerter ist in den letzten Jahren der Zuwachs nach den andern Seiten hin gewesen, und auch in den älteren Teilen der Stadt sind zahlreiche Neubauten entstanden.

10. Die Einwohner Soraus.

Wer etwa wie ich aus Pommern nach Sorau versetzt wird, der bemerkt gar bald, daß er sich in einer Bevölkerung gemischten Stammes befindet. Das gilt freilich, Friesland vielleicht ausgenommen, von allen deutschen Landschaften, in der Lausitz ist es aber doch besonders bemerkbar. Es erklärt sich dies aus ihrer Lage zwischen Sachsen, Schlesien und Brandenburg. Nicht bloß der Gegensatz zwischen dem wendischen Wesen und dem deutschen ist noch deutlich erkennbar, sondern selbst die Erinnerung ist noch nicht ganz erloschen, daß Sorau eine Hauptstation auf dem Wege war, wenn die sächsischen Kurfürsten die Reise in ihr polnisches Königreich zurücklegten. Der Gasthof zur Eile soll daher seinen Namen haben. Während in Pommern, wie wir gesehen haben, auch der einfachste Mann aus Stadt und Land das Hochdeutsche und das Plattdeutsche korrekt spricht, zeigt die lausitzische und speziell die Sorauer Mundart ein wunderliches Gemisch. Wer vermag zu verstehen, daß: komm ak mitte heißen soll: komm nur ruhig mit? Wer begreift sogleich, daß: wir werden nach Forschte heißen soll: wir wollen nach Forst reisen? Warum sagt man sonst überall: Säule, läuten, scheuern, in Sorau durchaus: Saule, lauten, schauern? Ebenso erbittet sich das Kind dort oft genug nicht einen Apfel, sondern einen Äpfel, und manchem thut nicht der Backen weh, sondern das Backen. Sodann war es allgemein üblich, den Vornamen hinter den Zunamen oder den Stand des Vaters zu setzen. Darum gab es in Sorau Namen wie Müllerlieschen, Hennigkarle, Kantorfritze. Ein angesehener Fabrikant, mit dem ich einmal über diese berechtigten Eigentümlichkeiten sprach, erwiderte mir: Sie haben ja recht, und als Lehrer des Deutschen mögen Sie für unsre Mundart auch besonders kitzlige Ohren haben. Aber ich habe sie so von meiner Frau Mutter gelernt, wie so manches, was ihr Gelehrten euch nicht für Geld erwerbt, und ich habe ganz andere Sorgen, als

mich um die korrekte Aussprache des Deutschen zu bekümmern, denn meine Arbeiter verstehen mich und ich verstehe sie, und damit bin ich zufrieden. Der Mann hatte von seinem Standpunkte aus vollkommen recht; der berühmte Liederkomponist Robert Franz, ein echter Hallore, dachte ebenso. Aber für den Lehrer des Deutschen blieb es doch eine merkliche Schwierigkeit.

Der Charakter der Stadt wird durch ihre Textilindustrie bestimmt. Leinen- und Tuchfabrikation waren die Gegenstände der bedeutend entwickelten Großindustrie. Wenn daher, was immer freudig begrüßt wurde, zwei entsprechende Großfirmen sich durch das Band der Ehe verknüpften, so war die Aussteuer gerade für die reichsten Leute am billigsten: denn aus dem einen Hausbrunnen floß die schimmernde Wolle, aus dem anderen der schneeige Lein. Die Handweberei dagegen bildet auch stundenweit in der Umgegend die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Daher finden sich auf den Dörfern wenige Kaufleute und Handwerker; die notwendigen Einkäufe besorgt der Weber, wenn er seine Ware an den Fabrikanten in der Stadt abliefert. Besonders zahlreich sind in Sorau die Bäckerläden und die Wurstläden. Aus ihnen beziehen nicht wenige Arbeiter ihr Abendbrot und zum Teil auch ihr Mittagbrot, das dann nur noch durch den braunen Trank der Cichorie gewürzt wird. Die Bemühungen, die in früheren Jahren ein wohlgesinnter Fabrikant gemacht hat, um seinen Arbeitern aus der Fabrikküche ein kräftiges und billiges Mittagessen zu verabreichen, haben keinen Bestand gehabt. Ein junger Kollege, der sich längere Zeit mit einer kümmerlichen Besoldung behelfen mußte, sagte mir einmal: Nun, verhungern kann ich wenigstens nicht leicht; mein Bruder ist ein Bäcker und mein Schwager ein Wurstmacher. Diese hervortretende Eigentümlichkeit der Fabrikstadt war für den Beamten in einer zweifachen Beziehung empfindlich. Gute Mittelwohnungen waren in Sorau schwer zu haben. Die reichen Fabrikanten besaßen ihre eigenen Wohnhäuser; die kleinen Handwerker und die sonstigen Gewerbtreibenden, die namentlich in der Ober- und Niederstraße wohnten, mußten sich nach der Decke strecken, und die war manchmal kurz genug. Es ist daher auch ein Mangel, daß das neue schöne Gymnasialgebäude keine Dienstwohnung für den Direktor enthält. Den zweiten Übelstand empfanden besonders die Hausfrauen. Gute und zuverlässige Dienstboten waren nicht häufig; die meisten Mädchen treten gleich in die Fabrik ein, wenn sie konfirmiert sind, sehr zum Nachteil für ihren eigenen künftigen Hausstand. Auf eine weitere Schattenseite der Fabrikstadt wurde ich aufmerksam, als mir

die erste Sonnabendsnummer des Wochenblattes in die Hand kam. Das ist ein sehr gut redigiertes Blatt, das auch in Zeiten heftiger politischer Erregung immer eine würdige Haltung bewahrt hat, und ich selbst bin ihm für manche freundliche Anerkennung zu Dank verbunden. Es ist daher auch begreiflich, daß jeder sich zu seiner lebenslänglichen Lektüre verpflichtet fühlt, der sich auf dieselbe Zeit die Hochachtung seiner Mitbürger und nach seinem Tode ein ehrenvolles Andenken sichern will. Aber welche Fülle von Vergnügungsanzeigen enthielt doch gleich die eine Nummer, und sie galten zum größeren Teile gerade den breiten Schichten des Arbeiterstandes. Das aber war nicht eine Ausnahme, sondern die Regel. Bei der Aufstellung der Kirchensteuerrolle ergab sich, daß nur eine kleine Zahl der Einwohner ein festes Einkommen von 4500 Mark besaß, so groß war der Gegensatz zwischen Reichen und Armen. Über das so wichtige Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Sorau habe ich aus eigener Erfahrung kein ausreichendes Urteil. Eine Arbeitseinstellung ist während der sechs Jahre, in denen ich in der Martinschen Fabrik wohnte, nur einmal und nur auf wenige Tage vorgekommen. Meine Familie blieb aber ganz unbehelligt, obgleich wir an mehreren Abenden durch Gruppen unzufriedener Arbeiter nach Hause gehen mußten. Einen besonders schönen Zug darf ich aber nicht übergehen. Als einer unserer angesehensten Fabrikanten seine silberne Hochzeit feierte, redete der Führer der Arbeiterdeputation, ein schlichter Werkmeister, seinen Chef mit den Worten an: Mein verehrter und lieber Wilhelm. Die beiden Männer nannten sich du. Der mir befreundete Fabrikant sagte mir nachher selbst: Wir sind zusammen in der Fabrik aufgewachsen, und es hat in den langen Jahren seit unserer Jugend keine Stunde gegeben, in der ich das zwischen uns bestehende du hätte aufgeben können, ohne den braven Mann schwer zu verletzen. Vielmehr ist unser Verhältnis auf meine Arbeiter von gutem Einfluß. Dieselbe freundschaftliche Beziehung bestand zwischen dem nun leider verstorbenen Redakteur des Sorauer Wochenblattes, ursprünglich einem einfachen Schriftsetzerlehrling, und seinem um einige Jahre jüngeren Chef. In Köslin, wie wir gesehen haben, waren Rang und Stand eine Sache von großer Wichtigkeit, namentlich die oberen Verwaltungs- und Justizbeamten hielten sich von den Gewerbtreibenden streng gesondert. Gesellschaftliche Beziehungen fanden zwischen ihnen in keiner Weise statt, obgleich es doch unter den Gewerbtreibenden Leute gibt, die eine zwar andere, aber doch ebenso tüchtige und wertvolle Bildung besitzen wie die Beamten, und ganz

gewiß ebenso anmutige und liebenswürdige Frauen. In Sorau war das anders; auch in den öffentlichen Lokalen nahmen der Beamte und der Handwerker oft genug an demselben Tische Platz. Aber ich lernte dort doch bald, daß auch der Kaufmannsstand sein Patriziat hat, über dessen Ehren und Vorrechte er ebenso eifersüchtig wacht, wie es ein Offizierkorps oder eine adelige Kasinogesellschaft nur thun kann. Ein hochgeachteter Fabrikant sagte mir einmal: Mein Schwager und ich sind im kaufmännischen Sinne des Wortes durchaus bürgerlichen Standes. Unsere Firma besaß ursprünglich nur ein kleines Haus in der Badergasse; erst 1866 haben wir uns vor dem Oberthore das neue stattliche Haus gebaut, das Sie kennen. Als ich mich in Köslin bei einem Kaufmann verabschiedete, sagte er mir: Ich habe in Sorau auch eine feine Verbindung für karrierte Bettzeuge. Ich bedauerte natürlich, keinen Gebrauch davon machen zu können. Als ich das nach etwa zwei Jahren dem eben erwähnten Fabrikanten erzählte, erwiderte er lächelnd: Nun, einen Versuch hätten Sie doch machen sollen. Wir hätten uns dann früher kennen lernen, und ich hoffe, auch Ihnen würde das nicht unangenehm gewesen sein. Der treffliche Mann gehört heute noch zu unseren treuesten Freunden. Seiner Einsicht und Thatkraft wesentlich ist zu verdanken, daß Sorau seit einer Reihe von Jahren eine königliche Webeschule besitzt, die vor kurzem auch ein eigenes stattliches Gebäude erhalten hat. Bei dessen Einweihung wurde unser Freund durch die Verleihung des Titels Kommerzienrat ausgezeichnet. Ebenso besitzt die Reichsbank, die früher in Sorau nur eine unbedeutende Nebenstelle hatte, dort jetzt ein eigenes ansehnliches Haus.

Aber es gab auch unter unsern Großindustriellen Leute, die es nicht vergessen hatten, daß sie selbst aus sehr kleinen Verhältnissen heraus sich emporgearbeitet hatten. Der angesehenste unter ihnen war Friedrich August Martin. Sein Vater war in Laubnitz ein schlichter Weber gewesen. Jetzt besaß er zwei große Fabriken und beschäftigte über 600 Arbeiter. Ungewöhnliche Arbeitskraft und kaufmännische Begabung hatten ihm neben glücklichen Konjunkturen den Weg gebahnt. Als ich einmal im Kreise seiner Familie den Silvesterabend verlebte, bat er mich, sobald die zwölfte Stunde geschlagen hatte, einige ernste Worte zu sprechen, und stimmte dann selbst das Lied an: Nun danket alle Gott. Dieser Sitte seines Vaterhauses wollte er treu bleiben. Zu seinem Begräbnis hatte er sich den Text gewählt: Und um den Abend wirds licht sein. Sacharja 14, 7. Den Hof der Hauptfabrik ziert jetzt die Büste ihres Gründers. Die Arbeit des

Gelehrten lag ihm natürlich fern. So fragte er mich einmal: Was fangen Sie nur mit Ihrer vielen freien Zeit an? Sie haben als Konrektor nur an zwei Nachmittagen in der Woche zu unterrichten, dazu 52 freie Sonntage und zehn Wochen im Jahre Ferien. Das muß ja für einen so thätigen Mann, wie Sie sind, unerträglich sein. Ich antwortete: Wenn ich in den Ferien nicht verreisen kann, so studiere ich für mich. Er meinte: Was wollen Sie denn noch Neues lernen? Sie wissen doch das ganze gelehrte ABC, das Sie brauchen. Ich erwiderte: Verehrter Herr Martin, wenn Sie heute noch mit demselben Handwerkszeug und auf dieselbe Weise arbeiten wollten, wie vor fünfzig Jahren, so wären Sie vielleicht auch heute noch ein einfacher Weber. Sie haben mir ja selbst erzählt, daß Sie als junger Mensch mit dem Handkarren die Frankfurter Messe bezogen haben. Das war ihm sofort deutlich. Auf ähnliche Weise mußte ich einmal einem freilich sehr naiven Handwerker klar machen, was ein Professor ist. Er meinte, das ist wohl etwas ganz Besonderes, so etwas haben wir in Sorau seit dem seligen Lennius nicht gehabt. Ich fragte: Sie wissen doch, was ein Professionist ist? Gewiß, antwortete er, ich bin ja selber einer. Nun gut, sagte ich, Sie schneidern, weil Sie das berufsmäßig gelernt haben und Ihre Familie damit ernähren, und ich schulmeistere aus demselben Grunde. Sie hören es ja auch schon am Klange, daß die beiden Wörter von demselben lateinischen Stamme herkommen. Den Titel habe ich, wie Sie wissen, bei der Einweihung des neuen Gymnasiums erhalten, und er soll nur bezeugen, daß die Aufsichtsbehörde meine Leistungen auch öffentlich anerkennt.

Auch die Sorauer Kaufmannsfrauen waren ihren Männern vielfach treue Gehilfinnen. Einmal sagte mir eine von ihnen: Ich fahre noch jedes Jahr auf die Messe nach Frankfurt, mache dort meinen Stand auf und verkaufe selbst. So habe ich es gehalten, als wir noch kleine Leute waren, jetzt ist es meine Frühjahrskur und der Ertrag ist mein Nadelgeld. Mein August und ich sind auch darin Kaufleute. Mit derselben Treue aber wußten unsre Kaufmannsfrauen ihre Männer im Dienste der städtischen Ehrenämter festzuhalten, nötigenfalls durch die nachdrückliche Erklärung:

Abdanken? Mann, was fällt dir ein?
Du bleibst! ich will Frau Stadtrat sein.

Diesem Zauber vermochte auf die Dauer kein Mann zu widerstehen.

Wie aber sah es nun unter den mittleren und kleineren Gewerbtreibenden Soraus aus? Nach meinen Wahrnehmungen nicht überall glücklich. Sorau hatte noch im Anfange unseres Jahrhunderts eine

große Anzahl von Tuchmachern gehabt, die mit einem oder zwei Webstühlen arbeiteten. Einige von ihnen hatten dabei noch einen kleinen Tuchhandel. Zu ihnen gehörte auch mein langjähriger lieber Nachbar T., der erst 1897 gestorben ist. Eines Tages standen die Webstühle still. Auf meine besorgte Frage klärte er mich dahin auf: Tuchhändler will ich noch bleiben, aber als Tuchmacher mache ich die Bude zu. Die Großindustrie frißt uns alle auf. Sie sehen in mir den letzten unserer einst so zahlreichen und geachteten Zunft. Mir thut nur mein armer Vater leid, der glaubt, er müsse bei mir fortan das Gnadenbrot essen, und er hat ja nun, wo er nicht mehr Wolle zupfen kann, auch gar nichts mehr zu thun. Als ich den Nachbar gelegentlich fragte, was seinen Sohn, der zu meinen ersten Abiturienten gehörte, zu dem Entschlusse geführt habe, Theologie zu studieren, erwiderte er verwundert: Das müssen Sie doch besser wissen, Herr Konrektor. Mein Sohn sagt, Sie wären daran schuld, und er wird auch wohl recht haben, denn in unserer Familie ist noch niemals jemand auf einen solchen Gedanken gekommen. Der Sohn, schon seit längeren Jahren im geistlichen Amte, hat auch in Sorau einige Male mit Schall und Beifall gepredigt. Nur in der Wertschätzung unsrer jungen Mädchen wird er, wie ich fürchte mit Recht, einen herunter gekommen sein, denn er hat sich keine Sorauerin zur Frau genommen. Aber auch in dem Kreise unsrer mittleren Gewerbtreibenden gab es einzelne sehr intelligente Männer. Ein Glasermeister betreibt daneben nicht bloß ein ansehnliches Geschäft in Kunst- und Luxuswaren, sondern er ist auch musikalisch so gut beanlagt, daß er selbst einen kleinen Chor geschickt zu dirigieren versteht. Seine Mitwirkung bei größeren Familienfesten ist daher sehr willkommen und wird gern gewährt. Der Bürgergesangverein, der in dem Königlichen Musikdirektor F. einen ebenso begabten als technisch hervorragend gebildeten Dirigenten besitzt, zählt ihn natürlich zu seinen ersten Chargierten.

An der Spitze der Kaufmannschaft und der Handelskammer stand als das allgemein anerkannte Haupt der Kommerzienrat Hugo Kade. Er war im Jahre 1816 in Freystadt in Schlesien geboren und ursprünglich Kommis in der Offermannschen Fabrik gewesen. Um selbständig zu werden, hatte er nach dem damals bestehenden Zunftrechte das Examen als Nadlermeister machen müssen, und das Bestehen desselben war ihm feierlich vor geöffneter Lade mitgeteilt worden. Mit Waren aus dieser Geschäftsbranche hatte er dann Jahre lang ein offenes Geschäft betrieben, auch jährlich eine Weihnachtsausstellung veranstaltet. Erst später und allmählich fing er an,

Bankgeschäfte zu machen, wofür er damals in Sorau keinen Konkurrenten hatte. Wohl aber besaß er einen ebenso tüchtigen als umsichtigen Mitarbeiter. Das war, wie er mir selbst erzählt hat, seine Frau, eine Tochter des erwähnten Handelshauses Raedsch. Die durch ungewöhnliche Menschenkenntnis ausgezeichnete Frau saß still mit ihrem Strickstrumpfe in dem kleinen Privatkomptoir. Wenn dann ein Besucher eintrat, um Geldgeschäfte zu machen, so gab sie ihrem Manne ein nur diesem bekanntes Zeichen. Dann wußte er, ob und inwieweit sie den Petenten für kreditfähig hielt. Sie soll sich nur selten getäuscht haben. Als ich im Jahre 1880 auf der Reise nach Sorau durch Berlin kam, sagte mir ein geborener Sorauer: Grüßen Sie herzlich, aber in dieser Form, meinen lieben Jugendfreund, den ehemals armen und jetzt reichen Kade. Er antwortete auf meine Bestellung: Wie freut mich gerade dieser Gruß! Zwar ist die Form nicht ganz richtig, aber das können Sie ja nicht wissen. Arm bin ich freilich gewesen, und des schäme ich mich nicht; aber reich bin ich nicht. Nach einer Reihe von Jahren war der Ruf des Bankhauses so fest begründet, daß es auch Zeiten, die für die Handelswelt kritisch waren, glücklich zu überstehen vermochte. Was den bescheidenen Mann so in die Höhe gebracht hat, das war außer seiner ungewöhnlichen geschäftlichen Begabung die unbestechliche Rechtlichkeit, die strengste Diskretion und ein rastloser Fleiß. Diese Eigenschaften bezeichnete er selbst als unentbehrlich für einen ehrbaren Kaufmann, wie er sich mit berechtigtem Stolze nannte. Aber er war zugleich ein sehr glücklicher Familienvater und erkannte das mit demütigem Danke. In einem an seinem Geburtstage, den 10. Mai, einmal vorgetragenen Gedichte heißt es darüber:

Fünf edle Söhne nennt er sein,
Doch nur ein einzges Töchterlein,
Das Margarete heißet.

Es war eine Freude, den mehr als siebzigjährigen Mann in seinem Komptoir verkehren zu sehen. Er konnte gleichzeitig mit drei bis vier Kunden verhandeln, hatte für jeden ein freundliches Wort und verrechnete sich niemals. Die erste Dekade seiner Enkel hatte er bereits überschritten, als er am 8. September 1895, umgeben von der Liebe der Seinigen, sanft entschlief. Sein treuer Kompagnon war ihm schon lange vorangegangen. Ein gerade in Weimar anwesender Berliner Bankdirektor sagte mir: Kade in Sorau, ja das war ein Kaufmann, wie er im Buche steht. Seinem Hause würden wir noch heute jede Summe anvertrauen.

Im Kreise der Sorauer Kaufleute traten ferner in besonderer Weise die Brüder Karl und Paul Sigismund Ehrlich hervor. Beide hatten sich vom Geschäft eigentlich schon zurückgezogen. Der jüngere betrieb es nur noch im Interesse der dem Hause seit langem angehörigen Weber, denen er die Arbeit nicht entziehen wollte. Er war sein eigener Buchhalter und hielt nur einen Hausmann. Um so eifriger waren beide Brüder im Dienste der Stadt und der christlichen Liebesthätigkeit. Der ältere leitete das Rettungshaus in Schönwalde und war der Vorsitzende des Gustav-Adolf-Vereins. Hier wurde der jüngere sein Nachfolger, und in dieser Stellung wie in der Schuldeputation ist er auch mir Jahre lang ein treuer und vorbildlicher Mitarbeiter gewesen. Es war eine Erquickung, das ebenso anspruchslose als segensreiche Wirken der Brüder im einzelnen kennen zu lernen. Karl starb im Sommer 1890, Paul im Herbste 1897. Beide haben sich in Sorau ein bleibendes Andenken erworben.

Zu den bedeutendsten Kaufleuten Soraus gehören weiterhin zwei Brüder, die zwar keine Firmeninhaber sind, aber in hervorragenden Geschäften die Stelle des ersten Prokuristen bekleiden. Sie sind aus der Volksschule hervorgegangen. Als der Chef des einen Geschäftes seine silberne Hochzeit feierte, führte ich die Gattin des jüngeren Bruders zu Tische. Sie ist die Tochter eines als Plautusforscher bekannten und hochgeachteten Philologen und sagte mir deshalb: Wie freue ich mich, Herr Professor, daß Sie mein Nachbar sind. Seit vielen Jahren hat mich kein Kollege meines lieben Vaters zu Tisch geführt. Wir haben uns denn auch meist von Dingen unterhalten, die der uns beiden bekannten Sphäre angehören. Ihrem in Sorau heimgegangenen Vater ist von seinen dankbaren Schülern ein schönes Grabdenkmal errichtet worden. Es zeigt zwei Citate aus Horaz, treffender aber noch war der zu seinem Begräbnis gewählte Text: Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben. Laßt mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe. 1. Mose 24, 56.

Der geschäftlich so gute Ruf Soraus hat nun einen wesentlichen Grund in dem Umstande, daß die angesehensten unserer Handelshäuser auf eine lange und ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken. Das unterscheidet Sorau sehr wesentlich von unserer Nachbarstadt Forst. Aber die Söhne sind ihrer Väter nicht unwert. Von ihrem regen Wohlthätigkeitssinn habe ich selbst als Ordinarius der Prima in aller Stille manchen erquickenden Beweis erhalten. Daß man auf der andern Seite Gelegenheit hatte, auch die Gefahren des Reichtums

kennen zu lernen und, allerdings nur in vereinzelten Fällen, selbst ihre häßlichste Steigerung, die Unempfänglichkeit für die idealen Lebensaufgaben und Lebensgüter, darf indessen nicht verschwiegen werden. Sodann zeichneten sich die Sorauer Kaufleute dadurch aus, daß sie eine zu ihrem Kreise gehörige Familie auch dann nicht fallen ließen, wenn diese ins Unglück geraten war. Die großen Gastereien mochten dann für ihre Mitglieder aufhören, aber bei allen Familienfesten blieben sie nach wie vor willkommene Gäste. Schwer freilich trug es gelegentlich der Chef einer alten Firma, wenn ein begabter Sohn einen andern als den kaufmännischen Beruf ergriff. Als ich einmal einem mir befreundeten Vater sagte: Nun, jetzt sind Sie doch gewiß zufrieden, nachdem Ernst ein so ausgezeichnetes medizinisches Doktorexamen gemacht hat, antwortete er: Nun, ich finde mich ja drein, aber es ist doch ein närrischer Junge. Ich mußte meiner Frau und ihm einmal den Gefallen thun. Sehen konnte er freilich nicht, wie verräterisch ihm dabei die Freude über den wackern Sohn aus den Augen leuchtete. In einem analogen Falle hegten Mutter und Sohn den gleichen Wunsch. Der Sohn saß bereits in Prima und würde ohne Zweifel ein gutes Abiturientenexamen gemacht haben. Da traten Verhältnisse ein, die es dem Vater dringend wünschenswert machten, daß der Sohn auf die Erfüllung seines Wunsches verzichte. Auf seine Bitte sprach ich selbst mit dem jungen Freunde. Er erklärte mir, eine tiefe innere Neigung zu dem akademischen Studium habe er nicht, und unter den obwaltenden Verhältnissen sei er gerne bereit, dem Wunsche des Vaters nachzukommen. Ich sagte ihm darauf, daß ich mich dieses Entschlusses freue, und daß er ja auch als Fabrikant nach dem Vorbilde seines treuen Vaters glücklich werden und segensreich für andere wirken könne. Zugleich möge er aber nun das Notwendige ohne Zögern thun und auf den Abschluß seiner Schullaufbahn durch die Reifeprüfung verzichten. Er ging auch darauf ein und ist schon seit mehreren Jahren dem Vater eine treue Stütze.

Wenn es hier dem Chef eines alten Handelshauses nicht leicht wurde, einen befähigten Sohn sich dem Berufe des Arztes zuwenden zu sehen, so erinnerte mich die Vergleichung mit den Kösliner Verhältnissen an eine zwar entgegengesetzte aber doch parallele Erfahrung. Auch der preußische Subalterndienst umfaßt Beamte, die bei guter allgemeiner Begabung eine ungewöhnliche Geschäftskenntnis erworben haben. Die Haupttugenden des Beamten: Pflichttreue, Fleiß, Gehorsam besitzen sie nicht selten in hohem Maße. Sie sind daher nicht bloß für ihre Vorgesetzten, namentlich die Abteilungsdirigenten, eine unent-

behrliche Stütze, sondern erreichen auch auf der ihnen zustehenden Stufe eine einflußreiche und geachtete Stellung. Nicht bloß im Dienste des Ministeriums, wo es natürlich in der Regel geschieht, sondern ebenso in der Provinzialverwaltung erhalten sie dann auch das Zeugnis der Reife, das sie auf der Schule sich nicht haben erwerben können, für den Titel Geheimer Rat oder für den Roten Adlerorden 4. Klasse viel leichter und schneller als ein Pastor oder Gymnasiallehrer. Und doch haben gerade diese Beamten keinen größeren Wunsch, als ihre Söhne studieren zu lassen. Gelingt dies nicht, so geben es die Väter wohl zu, daß sie sich einen praktischen Beruf wählen, etwa den des Apothekers oder Buchhändlers, auch, wenn es die Verhältnisse gestatten, den des Offiziers. Nur im Westen, wo die Industrie reicher entwickelt ist und ihr Einfluß das ganze soziale Leben beherrscht, wenden sich die Söhne solcher Väter dem gewerblichen Leben zu. Dagegen ist mir aus meiner Erfahrung kein Fall bekannt, daß etwa ein Geheimer Rechnungsrat im Ministerium oder bei einer Provinzialregierung seinen Sohn von vornherein für den Subalterndienst bestimmt hätte. Und doch kann der Sohn für diesen ebenso gut befähigt sein, wie der Vater, der ja darin die höchste Stufe erreicht hat, während er als Jurist vielleicht nur mit Mühe den Assessor erreicht, zuweilen auch den nicht. Ähnlich gesinnt sind nicht wenige der Elementarlehrer. Es muß einer schon ein eifriger und sehr zufriedener Lehrer sein, wenn er seinen Sohn selbst mit Freudigkeit diesem Amte zuführt. Will der Junge durchaus Lehrer werden, so mag er sich dem höheren Schulfache zuwenden, namentlich aber bald eine Dissertation mit der Widmung nach Hause bringen: Patri optimo carissimo institutione auctoritate exemplo de se meritissimo hasce litterarum primitias pio gratoque animo offert filius.*) Für diesen Zweck ist der Vater bereit, die größten Opfer und Entbehrungen geduldig auf sich zu nehmen. Einem mir persönlich bekannten, hochgeachteten Elementarlehrer ist es auf diese Weise gelungen, alle seine Kinder dem Schulamte zuzuführen, die Söhne als Philologen, die Töchter als Lehrerinnen oder Gouvernanten. In der Familie steckt eben Rasse, und der Vater nahm es daher auch freundlich auf, als ich ihm sagte, sie sei pädagogisch unheilbar. Öfter aber noch richtet sich in solchen Fällen das Auge der Eltern auf das Studium

*) Dem besten, teuersten, durch Lehre, Ansehen und Beispiel um ihn hochverdienten Vater widmet der Sohn diese Erstlinge seiner Studien mit ehrfürchtigem und dankbarem Herzen.

der Theologie, schon darum, weil es finanziell noch immer am leichtesten durchführbar ist. Die Mutter namentlich erklärt, wenn sie ihren Sohn erst auf der Kanzel und im geistlichen Amte sehe, dann wolle sie gern, wie Simeon, in Frieden dahin fahren. Der Vater dagegen ist doch oft weder so sterbensfreudig noch so glaubensfroh. Die Stellung des Sohnes auf der Kanzel imponiert ihm schon darum weniger als der Mutter, weil namentlich die Landschullehrer oft genug auch in der Kirche fungieren müssen, wenngleich nur durch das Vorlesen einer Predigt. Diese Abneigung erklärt sich auch nicht bloß daraus, daß es dem Lehrer an dem Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit fehlt, in dem Schleiermacher bekanntlich das Wesen der Religion sah, und das nicht wenige seiner geistlichen und weltlichen Vorgesetzten noch immer für die notwendigste Eigenschaft des Lehrers halten. Sie hat vielmehr tiefere Gründe. Namentlich geistig geweckte Seminaristen und Lehrer bleiben heute nicht unbekannt mit den großen Gegensätzen und Kämpfen, die unser geistiges Leben und insbesondere auch die Theologie und die Kirche bewegen. Sie sind davon vielleicht schon auf dem Seminar tiefer berührt worden, aber sie haben sich nicht allein durcharbeiten können, und eine leitende, helfende, rettende Hand haben sie nicht gefunden. Vielleicht hat später auch der Herr Pastor sie die Überlegenheit seiner theologischen Bildung und seiner amtlichen Stellung mehr empfinden lassen, als es im Interesse des Dienstes notwendig und für die Pflege der christlichen Liebe heilsam war. So ist dann ihre Abneigung gegen das theologische Studium wohl begreiflich, und wenn sie zugleich Küster sind, vielleicht manchmal auch berechtigt. Läßt der Vater daher doch zu, daß der Sohn Geistlicher werde, so bleibt ihm dabei die Hoffnung, daß der Sohn durch die Unterstützung tüchtiger theologischer Lehrer die Aufklärung und Förderung finden werde, die ihm selbst in seinem Entwicklungsgange versagt geblieben ist. Manchem freilich mag auch der im tiefsten Schreine des Herzens verwahrte Gedanke labend sein, daß sein Sohn einmal als Geistlicher und Lokalschulinspektor den ihm unterstellten Lehrern dasselbe Joch auferlegen werde, das dem Vater nicht immer als sanft und leicht hat erscheinen wollen. Wer aber deshalb auf den Lehrer einen Stein werfen möchte, der sollte doch bedenken, daß Sanftmut und Demut zwar sehr hohe, in alle Wege aber auch sehr schwere christliche Tugenden sind, und sollte sich daher prüfen, ob er denn selbst in seiner vielleicht bevorzugten amtlichen und gesellschaftlichen Stellung diese Tugenden in ausreichendem Maße besitze und übe.

Ein wesentliches Glied des gewerblichen Lebens in Sorau war der Verein junger Kaufleute. Nicht bloß durch seine Feste, die Freude der tanzlustigen Jugend, sondern auch durch die wissenschaftlichen Vorträge, die er im Winter veranstaltete. Auch mir ist es immer eine Freude gewesen, ihm mit meiner bescheidenen Gabe zu dienen. Besonders festlich wurde im Jahre 1892 das 25jährige Stiftungsfest gefeiert. Ich sprach am ersten Abend vor den Mitgliedern, denen sich auch viele Prinzipale angeschlossen hatten, über Schillers Epigramm:

> Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann. Güter zu suchen
> Zieht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Am zweiten Abend vor Damen und Herren über Uhlands herrliche Ballade Bertran de Born. Für den Bürgerstand aber war das schönste aller Feste das Pfingstschießen. Die Schützengilde reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück. In der Anrede, mit der der Ausmarsch des Grenadier-, des Jäger- und des Scharfschützenkorps eingeleitet wurde, versäumte darum auch der wackere Obrist, der Chef einer angesehenen Leinenfirma, niemals, darauf hinzuweisen, daß die Schützengilde die älteste der Gesellschaften sei, die Sorau umfasse. Man hat oft gemeint, diese Korporationen hätten sich seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht überlebt, und in gewissem Sinne mag das auch richtig sein. Aber es war doch eine Freude, die Bürger die schwere Armbrust so wacker handhaben zu sehen. Und dann hat doch auch der kleine Gewerbtreibende und Handwerker, für den es weder Badereisen noch Ferien gibt, ein Recht, sich wenigstens einmal im Jahre dem Frohsinn zu widmen, und dabei zugleich zu erfahren, daß er nicht bloß ein notwendiges, sondern auch ein geachtetes Glied der bürgerlichen Gesellschaft ist. Diesen Eindruck habe ich wenigstens in Sorau immer gehabt. Nach Beendigung des Vogel- und des Scheibenschießens fand jedesmal ein festlicher Einmarsch statt; die Fenster in den Straßen, durch die der Zug sich bewegte, wurden illuminiert und bengalische Flammen angezündet. Daran schloß sich der Königsball, der durchaus in althergebrachten festlichen Formen abgehalten wurde. Ein wenig altväterische Beredsamkeit mußte man sich schon gefallen lassen. Ein alteingesessener Bürger Soraus bewegte sich wohl auch in lyrischen Maßen, die der Lehrer des Deutschen nur mit dem lebhaftesten Interesse vernehmen konnte. Sie waren ihm noch bei keinem Dichter begegnet. Wer aber den Königsball nicht wenigstens einmal mitgemacht hatte, dem blieb ein charakteristisches Stück des Sorauer Lebens unbekannt.

Nun aber gab es in Sorau doch nicht bloß Großindustrielle, Gewerbtreibende und Handwerker, sondern auch andere Persönlichkeiten, die auf das Leben der Stadt von entscheidendem Einfluß waren. Ich will nur die bekannteste und beliebteste nennen, den Geheimen Regierungsrat Landrat von Lessing. Er war ein Großneffe des Dichters und hat von 1840—1888, zuletzt als der älteste Landrat der preußischen Monarchie, an der Spitze unsres Kreises gestanden. Er war im vollsten Sinne des Wortes der Vater desselben. Berühmt waren einige seiner kurzen und treffenden Verfügungen. Schon in den ersten Jahren seiner Verwaltung waren einmal zwei Herren, wohl Mitglieder des Kreistages, so heftig an einander geraten, daß der eine schließlich dem andern den bekannten Gruß Götzens von Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann vor Zeugen an den Kopf warf. Der so schwer Gekränkte richtete in einer Eingabe an den Landrat die ängstliche Frage: was soll ich machen? Er erhielt am Rande die kurze und bündige Antwort: Ich würde es nicht thun. Wenn es wahr ist, daß die Angelegenheit in ihrem weiteren Verlaufe bis ins Kabinett gelangt ist, dann ist ebenso gewiß, daß der für den Humor so empfängliche Friedrich Wilhelm IV. über diese Verfügung seines Sorauer Landrats von Herzen gelacht hat. Ein andermal erhielt er selbst von einem seiner Freunde, dem damaligen Superintendenten, folgende Eingabe: An den Königlichen Landrat Herrn von Lessing, Hochwohlgeboren richte ich das dringende Ersuchen, den Besitzer von Baudach sofort anzuweisen, den Weg dorthin gehörig fahrbar machen zu lassen. Ich bin auf einer Dienstreise mit meinem Wagen gestern dort stecken geblieben. Nun aber war der Besitzer von Baudach und der Landrat ein und dieselbe Person. Zu seiner Überraschung erhielt der Superintendent schon am folgenden Tage Antwort, denn in dem dem Landrate zu seinem Jubiläum gewidmeten carmen saeculare — sein Verfasser war der Heinrich v. Ofterdingen Soraus mit den liederreichen Lippen, mit dem einst gelockten Haar — heißt es ausdrücklich:

Sonst kein Freund vom Eilen,
Hat er doch zuweilen,
Einmal mindestens geeilt gar sehr.
Hin zum Eilplatz kam er,
Sein Mariechen nahm er,
Und ging stolz als Bräutigam daher.

Nach einer besonders zärtlichen Anrede las der Superintendent am Rande seiner Eingabe die Antwort: Glaubst du, daß es dir allein so schlecht geht? Sei doch froh, daß du so gut weggekommen bist.

Ich bin vor kurzem mit meinem eigenen Wagen dort umgeworfen worden. Dein Lessing. Über ein Zeugnis, das er zwei adligen Damen, den Mitgliedern eines Fräuleinstiftes, zum Fortgenusse ihres Stipendiums ausgestellt hatte, sagte er mir: Daß sie aus altem, sächsischem Adel und stiftsmäßiger Abkunft sind, habe ich ihnen wohl bescheinigen können, nicht aber, daß sie entschlossen seien, unter dem Gnadenbeistande des heiligen Geistes bei der unveränderten Augsburgischen Konfession, wie ihre Väter, treu und festiglich bis ans Ende zu verharren. Damit habe ich sie zu dem Superintendenten geschickt. Worin nun der Unterschied zwischen der unveränderten und der veränderten Augsburgischen Konfession liege, habe ich dem würdigen Manne freilich nicht klar machen können. Es ist selbst für einen Kandidaten der Theologie nicht so leicht, wie es aussieht, und auch der Superintendent hatte sich darum verständigerweise damit begnügt, daß die Bittstellerinnen die ihnen vorgelegte Frage mit einem einfachen Ja beantworteten. Dagegen nahm es Herr von Lessing sehr freundlich auf, als ich ihm auf seine Bitte einmal kurz auseinandersetzte, worauf sich die hervorragende Bedeutung seines Großonkels in der Geschichte der deutschen Litteratur gründet. Er sagte mir: Es freut mich herzlich, daß ich das von Ihnen noch gelernt habe; auf der Klosterschule in Roßleben hat mir das keiner meiner Lehrer gesagt. Ich erwiderte: Herr Geheimer Rat, mir ist es ebenso ergangen, obgleich ich doch dreißig Jahre jünger bin. Seine Familie war erst nach der Schlacht bei Leipzig geadelt worden, weil sein Vater als einziger der sächsischen Truppenführer nicht zu den Verbündeten übergetreten war. Auch Friedrich Wilhelm IV. hat dem Sohne seine Anerkennung für dieses Verhalten des Vaters ausgesprochen. Von der Taufe Ihrer Majestät der Kaiserin erzählte er mir: Ich bin früher immer in Dolzig gewesen, wenn der Herzog von Augustenburg ein Kind taufen ließ. Da habe ich denn auch im Jahre 1858 nicht gewußt, welch hohen Täufling ich vor mir hatte. Sie war damals wenigstens in finanzieller Hinsicht kaum mehr als die Tochter eines wegen seiner fürstlichen Herkunft hochangesehenen Rittergutsbesitzers. Jetzt ist sie Kaiserin und Königin, und zu ihrer Hochzeit im Jahre 1881 war ich selbst eingeladen, aber ich bin geblieben, was ich bei ihrer Geburt schon achtzehn Jahre lang war, der Landrat Lessing. Einmal trat er unerwartet in eine Herrengesellschaft, die eine kleine Festlichkeit abhielt, bei der auch ich zugegen war. Er entschuldigte sich, er habe sich in der Thür geirrt, denn er habe zu seiner gewohnten Whistpartie gehen wollen. Auf unsre Einladung, doch etwas zu verweilen, antwortete

er freundlich: Nun, dann können sie drüben einmal mit dem Strohmanne spielen, ich bleibe bei Ihnen. Auch die Gabe des Humors besaß der treffliche Mann nicht bloß in seinen amtlichen Verfügungen. Einmal fragte er mich: Lieber Konrektor, haben Sie von Ihrer Aufsichtsbehörde schon einmal eine Nase bekommen? Ja, sagte ich, eine, aber es geht ihr wie manchem hochzeitsfreudigen Mädchen, ihre Jugend ist längst verblüht. Nun, erwiderte er, da empfehle ich Ihnen doch, sie recht sorgfältig aufzuheben. Sie glauben nicht, welchen Spaß es macht, so etwas nach zehn oder fünfzehn Jahren bei einer Sonntagscigarre einmal wieder zu lesen. Den Dezernenten der hohen Königlichen Regierung, von denen ich merke, daß sie die Verhältnisse meines Kreises nur vom grünen Tische aus beurteilen, mache ich in längeren Pausen gern einmal das Vergnügen einer solchen kleinen Stilübung. Einen besonders liebenswürdigen Zug des alten Herrn verdanke ich der Mitteilung des verstorbenen Justizrats Unverricht. Der fragte ihn gelegentlich, warum er ihm denn seiner Zeit keinen Gegenbesuch gemacht habe. Ne doch, sagte der Landrat mit der ihm bei jedem ablehnenden Bescheide im mündlichen Verkehr eigenen Redewendung, ne doch, lieber Unverricht, Sie müssen sich irren, oder meine selige Frau, die ich leider nicht mehr fragen kann, hat mir nichts von Ihrem Besuche gesagt. Am nächsten Sonntag aber erschien der Landrat in Begleitung seiner Tochter in der Wohnung des Justizrats, um diesem den, wie nun festgestellt wurde, seit 25 Jahren schuldigen Gegenbesuch zu machen. Sachen, die ihn nicht interessierten, oder für deren Behandlung er keine amtliche Verpflichtung hatte, wußte er sich freilich ebenso konsequent vom Leibe zu halten. Als ich ihm einmal mein Bedauern darüber aussprach, ihn noch niemals bei einer Schulfeier im Gymnasium gesehen zu haben, erwiderte er verwundert: Ihre alte Baracke soll ich mir auch noch von innen ansehen? Ich habe schon von außen genug. Und doch gab es in Sorau selbst eine Instanz, die über dem höchsten Beamten des Kreises stand, und die er um so williger anerkannte, je zarter und rücksichtsvoller sie ihre Herrschaft ausübte. Als ich ihn einmal auf seinen Wunsch von einem Herrendiner nach Hause begleitete, es war an einem schönen Frühlingsabend, meinte er lächelnd: So, nun mögen die Sorauer vielleicht denken: Dem Landrat und dem Konrektor muß es doch recht gut geschmeckt haben, aber sagen werden sie nichts. Wie ich ihn aber auch noch die hohen Treppen zu seiner im Schlosse belegenen Dienstwohnung hinaufgeleiten wollte, lehnte er das mit den Worten ab: Wo denken Sie hin? Das darf ich mir meiner Tochter gegenüber

nicht erlauben. Haben Sie besten Dank für Ihre freundliche Begleitung.

Es versteht sich indessen von selbst, daß die allgemeine Hochachtung und Liebe, die der ausgezeichnete Mann genoß, noch auf einer tieferen Grundlage ruhte, als auf diesen einzelnen Zügen persönlicher Liebenswürdigkeit. Das war neben seiner bis ins kleinste gehenden Vertrautheit mit allen Personen und Verhältnissen des Kreises die völlige Reinheit seines sittlichen Charakters und die warme, aus dem Herzen quellende Teilnahme, die er jedem, der ihm nahetrat, entgegenbrachte. Einen Unterschied zwischen hoch und niedrig, reich und arm kannte er in dieser Beziehung nicht. Darum wurde auch sein im Jahre 1882 gefeiertes Dienstjubiläum das schönste Fest, was man sich denken kann. Jeder regierende Fürst hätte ihn darum beneiden können. Alle Stände und alle politischen Parteien hatten sich vereinigt, um den Tag so festlich als möglich zu gestalten. Die Insassen des Kreises veranstalteten einen prächtigen Festzug, und bei dem Diner vermochte der größte Saal Soraus die Zahl der Teilnehmer kaum zu fassen. Das Schönste aber war doch der Dank und die Freude, die aus allen Augen leuchteten. Zwei Strophen des erwähnten Festliedes lauteten:

Einen Knaben brachte
Einst der Storch fein sachte
An des Oberspreewalds grünen Rand.
Zu Steinkirchen war es,
Als die Zahl des Jahres
1809 geschrieben stand.

Anno acht und vierzig,
Wo so mancher irrt sich,
Ging er still und grade seinen Pfad,
Paarte Ernst und Milde,
Während mancher wilde
Wurde und doch nichts errungen hat.

Da aber trat ganz unerwartet die wahrhaft tragische Wendung ein. Der Präsident der Frankfurter Regierung erhob sich und hielt eine politische Wahlrede, in der er die Parteien ermahnte, im Hinblick auf die eben gesungene zweite der angeführten Strophen dem Beispiele des Jubilars zu folgen. Mit einem Schlage war Eintracht und Frohsinn dahin. Der Rest des Mahles verlief in kaum verhaltenem Unwillen und düsterem Schweigen. Nach dem Schlusse der Festlichkeit reiste auch der anwesende Oberpräsident, im Gegensatz zu der von ihm

vorher kund gegebenen Absicht, sogleich ab. Die Parteien aber trennten sich zürnend, um in ihren verschiedenen Stammburgen — die Deutschfreisinnigen nannten die ihrige die Fortbildungsschule — ihrem Unmute Luft zu machen. So war es wirklich wie am Schlusse des Nibelungenliedes:

Ihr Ruhm und ihre Ehre lag im Staube tot,
Die Leute hatten alle Jammer nur und Not.
Mit Leide kam des Königs Ehrenfest zum Schluß,
Wie ja stets auf Freude zuletzt das Leiden folgen muß.

II. Kirche und Volksschule.

Wenn man gewohnt ist, mit der Vorstellung einer Fabrikstadt die der Unkirchlichkeit zu verbinden, so trifft das in Beziehung auf Sorau nicht zu. Vielmehr haben sich nicht nur die kirchlichen Anstalten und Einrichtungen in den Kreisen unsrer wohlhabenden Mitbürger die ihnen gebührende Anerkennung bewahrt, sondern auch für die unteren Schichten des Volkes ist die kirchliche Sitte noch eine Macht, der sie sich nicht entziehen. Eigentlich leere Kirchen, über die gerade in den streng rechtgläubigen Gegenden der Mark und Pommerns so mancher treue Geistliche jahraus jahrein seufzen muß, gibt es in Sorau nicht. Eher könnte man meinen, daß der Predigtgottesdienste fast zu viele geboten werden, wie denn auch zum Genusse des Sakraments in jeder Woche Gelegenheit ist. Denn wenn ein Geistlicher genötigt wird, etwa vom 4. Advent bis zum 6. Januar gegen zwölf bis fünfzehn Ansprachen und Reden, innerhalb und außerhalb der Kirche, zu halten, so ist selbst eine reichbegabte Kraft diesem Übermaße nicht gewachsen, geschweige denn eine solche von durchschnittlicher homiletischer Leistungsfähigkeit, mit der man billigerweise doch rechnen muß. Die Lösung der seelsorgerlichen Aufgaben aber wird den Geistlichen schon dadurch erheblich erschwert, daß zu der Stadt noch sechs Dörfer gehören, darunter einige in sehr beträchtlicher Entfernung. Es wäre zu wünschen, daß auf diesen wenigstens von Zeit zu Zeit liturgische Andachten und Bibelstunden gehalten würden. Gegen diese könnte auch in der Stadt eine entsprechende Anzahl von Predigtgottesdiensten aufgegeben werden. Denn die Hauptsache ist doch nicht das, was der Geistliche über das Wort Gottes sagt, sondern eben dieses selbst. Und gerade in Verbindung mit den Liedern der Kirche, diesem kostbaren Schatze der evangelischen Gemeinde, übt es auf die Gemüter die stärkste Anziehung aus. Zugleich würden

die einfachen Leute dadurch Gelegenheit finden, auch in der Kirche nicht wenige biblische Abschnitte zu hören, die sie zwar in der Schule einmal gelernt haben, sonst aber nur daheim in ihrer Bibel nachlesen können. Es ist mir, um nur ein Beispiel anzuführen, immer als ein großer Mangel erschienen, daß die herrlichen Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig, vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle in der Reihe der herkömmlichen Perikopen sich so wenig finden, wie die Perle aller Parabeln, die vom verlorenen Sohne. Vgl. Matth. 13, 31—33; 44. 45; Luk. 15, 11—32. Jedenfalls sollte dem einzelnen Geistlichen in der Auswahl der Texte noch mehr Freiheit gelassen werden. Ist er ein verständiger Mann, so wird er die freilich eben so nötige Ordnung damit schon zu verbinden wissen. Erfreulich ist, daß die bittern Gegensätze auf dem Gebiete des kirchlichen Parteiwesens, die sich anderwärts finden, in Sorau nicht vorhanden sind. Auch der Friede der Gemeinde ist nur einmal durch eine ganz unberufene Einmischung in die Angelegenheit der kirchlichen Wahlen verstört worden, die freilich leider von geistlicher Seite ausging. Ebenso hält sich die große Mehrzahl unsrer Geistlichen von einem agitatorischen Auftreten auf dem Gebiete des politischen und des sozialen Lebens ganz fern. Die Aufgabe des evangelischen Geistlichen, das habe ich auch den künftigen jungen Theologen immer gesagt, kann heute noch keine andere sein, als die von dem Herrn der Kirche selbst bestimmte. Es stehet geschrieben: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende, Matth. 9, 38, und der größte unter allen Aposteln hat die ganze Aufgabe seines und darum auch des geistlichen Amtes in das eine Wort zusammengefaßt: So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott. 2. Kor. 5, 20. Für die Weise, in der der einzelne Diener am Worte diese Botschaft auffassen und ausrichten soll, gibt es im ganzen neuen Testamente kaum eine eingehendere Belehrung und köstlichere Verheißung als 1. Petri 5, 2—4: Weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund; nicht als die übers Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde. So werdet ihr (wenn erscheinen wird der Erzhirte) die unverwelkliche Krone der Ehre empfahen. Dagegen hat der Hader der kirchlichen Parteien, an dem auch viele Geistliche noch teilnehmen, wiederum schon durch den Apostel Paulus seine Verurteilung gefunden in der eindringlichen Warnung: So ihr euch aber unter einander beißet und

fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet. Gal. 5, 15. Die verschiedenen Zweige der evangelischen Liebesthätigkeit werden in Sorau mit Eifer und Treue gepflegt. Der Gustav-Adolf- wie der Missionsverein, der Jünglings- und der Jungfrauen-Verein finden eine erfreuliche Teilnahme, und ebenso ist für die Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung in den letzten Jahren in wachsendem Maße und mit steigendem Erfolge gesorgt worden. Die Bemühungen der Geistlichen finden bei den wohlhabenden Einwohnern bereitwillige Unterstützung, namentlich soweit es sich um lokale und äußerlich naheliegende Notstände handelt. Für die Überschwemmten Schlesiens sind im Jahre 1897 innerhalb weniger Tage Tausende von Mark gesammelt worden. Das alles aber schließt nicht aus, daß auch in Sorau bei der großen Ausdehnung der Fabrikthätigkeit und unter dem Einflusse der herrschenden Zeitströmung die Sozialdemokratie immer mehr Ausbreitung gewinnt. Unsre Fabrikdörfer, wie Seifersdorf, Albrechtsdorf, Kunzendorf sind davon stark infiziert. Das stattliche Bauerndorf Reinswalde macht auch darum schon eine Ausnahme, weil drei Vierteile seiner Bewohner der altlutherischen Gemeinde angehören, die ein eigenes Kirchen- und Schulsystem hat, während der Rest um so treuer an der Landeskirche festhält. Aber es zeigte sich auch einmal in Sorau selbst, daß gerade im Mittelpunkte der Stadt, der sein Wahllokal im Gasthofe zum Stern hat, und in dem gar keine Arbeiter wohnen, eine Anzahl sozialdemokratischer Stimmen abgegeben wurde. Sie konnten nur von kleineren Beamten herrühren, die ihrer Unzufriedenheit mit der Regierung auf diese Weise Ausdruck geben wollten. Die Nachbarschaft von Forst und seiner Vorstadt Berge — leider freilich auch hier der Zwiespalt der entgegenstehenden Parteien — hatte zur Folge, daß bei der vorletzten Reichstagswahl die Wahl eines sozialdemokratischen Abgeordneten nur mit großer Mühe verhindert wurde. Bei der von 1898 ist es nicht mehr gelungen.

Die kirchlichen Verhältnisse Soraus waren bis zum Jahre 1882 so geordnet, daß für Predigt und Seelsorge eigentlich nur die drei Geistlichen der Stadtkirche in Frage kamen. Der vierte übte nur in dem kleinen Schloßbezirke pfarramtliche Funktionen aus. Bei einem sogenannten Stationsbegräbnis war er lediglich stummer Begleiter und verabschiedete sich häufig schon vor der Thür der Grabeskirche. Sein Hauptamt war das Rektorat der freilich schon damals sehr umfangreichen Volksschule. In dieser Doppelstellung hatte er nun das Kunststück fertig gebracht, als Pfarrer keinen Konfirmandenunterricht

und als Lehrer keine Schulstunden zu erteilen. Der Konfirmanden fanden sich allerdings so wenige, und er selbst erwies sich bei einer in den Kriegsjahren notwendig gewordenen Vertretung für diese wichtige Aufgabe des geistlichen Amtes so wenig als geeignet, daß ihm die andern Geistlichen die geringe Mühwaltung gern abnahmen. Der damaligen Schuldeputation aber hatte er nicht ohne einen Schein des Rechtes deutlich zu machen gewußt, daß eine wirksame Ausübung seines Rektoramtes darunter leiden werde, wenn er selbst Lehrstunden erteilen müßte. Gleichwohl war er auch in seinem amtlichen Verkehr mit dieser nächsten ihm vorgesetzten Behörde durchaus haderfreudig. So schickte er einmal vier mit Nr. I, II, III, IV bezeichnete Lehrpläne ein, und der Referent arbeitete sie natürlich auch in dieser Reihenfolge durch. Die ersten drei erwiesen sich nicht bloß als völlig ungeeignet, sondern entsprachen nicht einmal den bestehenden Bestimmungen. Auf die Frage aber, warum er sich denn nicht auf die Einsendung von Nr. IV beschränkt habe, erklärte er dem Referenten mit dankenswerter Offenheit, er habe ihm doch auch einmal rechtschaffene Arbeit machen wollen, habe aber allerdings nicht geglaubt, daß er die Lehrpläne so bis ins einzelne durcharbeiten werde. In der ihm so reichlich geschenkten Muße war er Dilettant in Archäologie und Lokalgeschichte, denn an Gaben fehlte es dem Zögling der Landesschule Pforte durchaus nicht. Als ich mich nach meinem Eintritt in die Schuldeputation doch für verpflichtet hielt, auch einmal eine seiner Predigten zu besuchen, war mir die für Sorauer Verhältnisse erschreckende Öde des Gotteshauses allerdings erklärlich. Dafür erhielt ich denn, als er im Jahre 1882 in ein Pfarramt berufen wurde, bei Gelegenheit seiner Abschiedspredigt von der Kanzel herab das Zeugnis, er sehe heute zwei, gewiß aber einen, der gerade das zweite Mal da sei. Ich vermute, daß der andere in so ehrenvoller Weise dekorierte Zuhörer der Superintendent selbst war. Dieser unwürdigen Ordnung der Dinge wurde nun damit ein Ende gemacht, daß der neugewählte Schloßprediger zugleich als Diakonus mit gleichen Rechten und Pflichten eintrat. Den Antrag, ihm dafür nun auch den altfränkischen, aber zur Veranschaulichung der hierarchischen Stufenleiter sehr dienlichen Titel Subdiakonus beizulegen, lehnte die Gemeindevertretung mit der Begründung ab, daß man doch unmöglich einen Geistlichen, der bis dahin selbständiger Pfarrer einer Landgemeinde gewesen war, zum Unterhelfer degradieren könne. Nunmehr erhielt die Volksschule einen eigenen Rektor. Ich habe damals als technischer Dezernent der Schuldeputation, gestützt auf das Gutachten eines be=

währten Seminardirektors, in einem eingehenden Referate die Ansicht begründet, daß an die Spitze einer mehr als zwanzig Klassen umfassenden Volksschule ein tüchtiger, seminaristisch gebildeter Pädagoge berufen werden müsse, der eben in diesem Amte seine einzige und darum auch ihn befriedigende Lebensaufgabe erblicke, nicht ein Theologe oder Philologe, weil die Tüchtigen unter ihnen eine für das Gedeihen der Kommune so wichtige Stellung doch nur als Durchgangsstation ansehen. Der Magistrat und die Schuldeputation traten auch diesem Votum bei, die Stadtverordneten aber wußte ein redegewandtes Mitglied, das durch seinen Beruf der Schule ganz fern stand, davon zu überzeugen, daß die Schule herabgesetzt werden würde, wenn auf die theologischen Rektoren, die sie bisher immer gehabt hatte, ein seminaristisch gebildeter folge. Später ist es dann doch nötig geworden, die vier Knaben- und Mädchensysteme, zu denen inzwischen noch eine Abteilung für Mädchen hinzugetreten war, völlig selbständig zu machen, so daß die Hauptlehrer ihre Berichte direkt an die Schuldeputation einsenden und auch von dieser unmittelbar ihre Weisungen erhalten. Von diesen Hauptlehrern ist nun auch der Rektor nur einer. Das jüngste Mädchensystem hat seitdem in der Schützenstraße ein neues, schönes Haus erhalten, die Leitung der Fortbildungsschule ist dem bewährtesten und tüchtigsten unter den Hauptlehrern übertragen.

Es könnte auffallend erscheinen, daß eine Stadt von etwa 14 000 Einwohnern wie Sorau keine eigene höhere Mädchenschule besitzt, und doch ist dies den lokalen Verhältnissen durchaus entsprechend. Die unter der Leitung eines seminaristisch gebildeten Rektors stehende Mittelschule leistet auch für die große Mehrzahl ihrer Schülerinnen alles, was man billigerweise verlangen kann, zumal nicht wenige recht tüchtige Lehrer und Lehrerinnen an ihr arbeiten. Nur wenige ihrer Zöglinge, namentlich solche, die das Gouvernantenexamen machen wollen, haben das Bedürfnis einer weitergehenden Bildung. Sich diese anzueignen, finden sie durch guten Privatunterricht hinreichend Gelegenheit. Unsere arme Kommune kann aber um so weniger daran denken, eine höhere Mädchenschule zu gründen, da gerade unsre wohlhabendsten Mitbürger ihre Töchter, die die Mittelschule absolviert haben, noch auf ein oder zwei Jahre in ein auswärtiges Pensionat zu geben pflegen. Nun wurde im Jahre 1890 von einem Komitee die Genehmigung zur Gründung einer privaten höheren Mädchenschule bei der Schuldeputation und bei der höheren Aufsichtsbehörde beantragt. Nachdem sie von beiden erteilt worden war, wurde die Sache auch insofern sehr

praktisch ins Werk gesetzt, als die Unternehmer auf ihre Kosten für die neue Anstalt ein eigenes zweckmäßig eingerichtetes Haus erbauten. Ich habe dabei nachdrücklich erklärt, daß die Stadt weder einen Anlaß noch ein Recht habe, dieser Absicht hindernd in den Weg zu treten. Ob eine private höhere Mädchenschule in Sorau dauernd lebensfähig sei, möge man nach früher gemachten Erfahrungen bezweifeln, dürfe es aber nicht von vornherein als unmöglich bezeichnen. Die der Mittelschule etwa entstehende Konkurrenz dürfe für die Stadt dabei gar nicht in Frage kommen. Ebenso entschieden aber habe ich, obschon vergeblich, vor dem Versuche gewarnt, die Mittelschule durch fakultative Einführung des Unterrichts im Englischen dem Scheine nach auf die Stufe einer höheren Mädchenschule zu erheben. Eine Schule ist ein lebendiger Organismus, der sich von unten herauf und von innen heraus gliedert, und dieser kann nicht dadurch umgestaltet werden, daß man ihm ein seinem Wesen fremdes Glied äußerlich hinzufügt. Auch eine Vorschule für das Gymnasium gab es früher nicht, und sie ist auch nach meiner Ansicht vollkommen entbehrlich. Eine solche kann eine gute Volksschule niemals ersetzen, weil sie ihrem Begriffe nach einen Zuschnitt bekommt, der vor allem darauf berechnet ist, die Schüler für die speziellen Zwecke des Gymnasiums vorzubereiten. Gerade aber für den Elementarunterricht muß festgehalten werden, daß er seinen Zweck zunächst in sich selbst trägt, und daß das langsamste Fortschreiten und die gründlichste Wiederholung und Einübung den sichersten und besten Erfolg verbürgt, der auf andere Weise gar nicht zu erzielen ist. Zugleich ist es die beste Vorbereitung auf die allgemeine Dienstpflicht und ihre heilsame Ergänzung, wenn auch die Knaben der höheren Stände wenigstens einige Jahre hindurch genötigt werden, sich auf dieselbe Schulbank zu setzen und vor demselben Bakel zu fürchten wie die Kinder armer Leute. In diesem Sinne nur mag man die teilweise Wahrheit gelten lassen, die in der etwas blendenden Behauptung liegt, daß der preußische Schulmeister die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe. Die Unterrichtsverwaltung genehmigt die Einrichtung besonderer Vorschulen für die höheren Lehranstalten auch nur auf so lange, als diese imstande sind, sich aus eigenen Mitteln zu erhalten. Es gereichte mir zur besonderen Freude, daß der Kultusminister Bosse, gestützt auf seine eigene Erfahrung in Quedlinburg, die hier begründete Ansicht auch im Abgeordnetenhause nachdrücklich vertrat. Seit etwa acht Jahren hat man nun auch in Sorau eine Vorschule für das Gymnasium eingerichtet. Die erforderlichen Räume, die seit dem Neubau vorhanden waren, stellte das

Schulkollegium unter entgegenkommenden Bedingungen zur Verfügung, wodurch die Sache wesentlich erleichtert wurde. Die Schule steht natürlich unter der Aufsicht des Gymnasialdirektors, hat aber durchaus einen privaten Charakter. Eine besonders wichtige Aufgabe, die mir in Sorau einige Jahre lang als Mitglied der Schuldeputation oblag, war die Begutachtung der Gesuche um Gewährung von Freischule. Ich kannte die Armenverhältnisse Erfurts aus eigener Anschauung, weil ich, wie oben bemerkt, die früher dort bestehende Armenschule besucht habe, deren Vorsteher mein Vater war. Gleichwohl bin ich manchmal recht schmerzlich bewegt gewesen durch die leidvollen Einblicke und Eindrücke, die ich auf diesem Gebiete in Sorau empfing. In den meisten Fällen konnte über die Gewährung der vorgetragenen Bitten gar kein Zweifel sein. Aber ich habe es doch mit Freude begrüßt, als die allgemeine Aufhebung des Schulgeldes für die Volksschule mich der schmerzlichen Pflicht überhob, diese freilich auch lehrreichen Eindrücke fernerhin in mich aufzunehmen.

Eine Feier von allgemeiner und nachhaltiger Bedeutung war auch in Sorau das im Jahre 1883 stattfindende Lutherfest. Da keine der Schulen die von der Aufsichtsbehörde angeordnete Feier für alle ihre Glieder in ihren eigenen Räumen abzuhalten vermochte, so wurde die Veranstaltung eines Jugendgottesdienstes in der Stadtkirche beschlossen. Mir fiel die Aufgabe zu, die Festpredigt zu halten. Ich übernahm sie nicht ohne Bangen, denn ich hatte damals schon seit fünfzehn Jahren auf keiner Kanzel mehr gestanden. Aber meine Zweifel schwanden vollständig in der Sakristei, als aus mehr denn 2000 jugendlichen Herzen der Gesang emporstieg: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen. Niemals so wie in dieser Stunde habe ich die Wahrheit des Schriftwortes empfunden: Aus dem Munde junger Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet. Psalm 8, 3. Und auch mir ward gegeben, zu reden mit freudigem Aufthun meines Mundes. Ich hatte mir den Text gewählt: Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubet, wie die Schrift saget, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Joh. 7, 37. 38. Im Anschluß daran suchte ich nun nach Luthers eigener Mahnung auf das einfältigste und kürzeste zu zeigen, wie von ihm Ströme des lebendigen Wassers geflossen sind auf Kirche, Schule und Haus. An den Gottesdienst schloß sich eine Feier auf dem Markte an, in der nach dem machtvollen Liede von der festen Burg der Rektor der Volksschule eine kurze und kräftige Ansprache hielt. Während der dem

festlichen Tage vorangehenden und folgenden Wochen wurden auch sechs öffentliche Vorträge über die Hauptmomente aus dem Leben Luthers und seiner Mitarbeiter gehalten, die sich der größten Teilnahme erfreuten. Ich sprach über das Thema: Luther als Bibelübersetzer und Liederdichter. Durch den einleitenden und abschließenden Chorgesang der Volksschullehrer erhielten diese Vorträge einen besonders festlichen Charakter. Seitdem ist auch in Sorau die Lutherfeier alljährlich wiederholt worden. Sie findet schon darum den lebhaftesten Anklang, weil die Kinder der Volks- und der Mittelschule sich durch Gesänge und Deklamationen daran beteiligen. Nach wenigen Jahren mußte sie deshalb jedesmal in zwei der größten Säle abgehalten werden. Ich sprach bei diesem Anlaß zum letztenmale über das Thema: Wendepunkte in Luthers Leben.

Eine verwandte und gewiß allen Teilnehmern noch in freundlicher Erinnerung stehende Feier war im Jahre 1889 die Aufführung des Lutherfestspiels von Trümpelmann. Die Turnhalle im Prommitzschen Marstall in ihrem festlichen Schmucke bot einen ebenso würdigen als geräumigen Spielraum. Es fanden etwa 12 Aufführungen statt, die für Stadt und Umgegend von immer erneuter Anziehungskraft waren. Auf besonderen Wunsch waren darunter auch einige Vorstellungen für die ärmeren Klassen der Einwohnerschaft. Mit Ausname des Trägers der Titelrolle gehörten sämtliche Mitspieler den Einwohnern Soraus an.

12. Aus dem alten Gymnasium.

So müssen wir zunächst das längst verschwundene Haus nennen, in dem unsere Schule vor dem mehrfach erwähnten großen Brande ihr Heim gehabt hat. Seine völlige Zerstörung hatte bei der Armut der Stadt nur eine kümmerliche Herstellung gestattet, zu der auch die Schützengilde ihre schon damals seit Jahrhunderten aufgesparten goldenen und silbernen Kleinodien opferte. Eng und dürftig freilich war auch der spätere Neubau, aber immerhin noch geräumiger. Denn aus der Niederstraße zum Kirchplatze war früher ein völlig freier Durchgang, während jetzt der stattliche Thorbogen die Erweiterung der beiden Obergeschosse bis zur Stadtmauer, auf die sie sich stützen, erkennbar macht. Wir möchtens nicht gern glauben, daß das heute noch stehende Haus im Jahre 1834 für ein Gymnasium erbaut worden ist, aber die an ihm angebrachte Inschrift macht es unzweifelhaft. Es enthielt außer der Dienstwohnung des Direktors nichts als fünf Klassenzimmer, die noch dazu eine höchst ungünstige Beleuchtung hatten. Die Konferenzen wurden ebenso wie das Abiturientenexamen in einem Klassenzimmer abgehalten. Zog sich die Prüfung einmal bis in die Abendstunden hin, so stellte der Direktor zwei Lampen. Dann erneute sich das Bild der Nacht von Correggio. An dem einzigen kleinen Tische, den das Gymnasium besaß, saßen lichtumflossen der Schulrat und der Protokollführer, hatten sich aber wohl vorzusehen, um sich nicht gegenseitig zu stoßen. Die Finsternis, die die andern bedeckte, wurde nur durch das Licht des Geistes erhellt, das überall strahlt, wo zehn Schulmeister bei einander sitzen. Es ist stärker als jede elektrische Beleuchtung. Für die Schulakte wurde die dünne Holzwand entfernt, die die Prima von der Sekunda trennte. Sie war an sich schon ein Übelstand. Die beiden neben einander unterrichtenden Lehrer

mußten sich einfahren wie Sattelpferd und Handpferd, um sich nicht gegenseitig zu stören. Das war besonders bemerkbar, als in dem einen Zimmer einmal die Quarta untergebracht war, deren damaliger Ordinarius das Scepter des Lehrers, das am besten in Spanien wächst, kräftig zu führen verstand. Für jede Schulfeierlichkeit mußten die erforderlichen Stühle zum größeren Teil von der Kirche oder aus der Nachbarschaft entliehen werden, und manche freundliche Bewohnerin des Kirchplatzes hatte darum die Genugthuung, auf ihrem eigenen Stuhle zu sitzen. Konnte nun so die Aula, nachdem die Bänke hinausgeschafft waren, auch wie ein Tischlein deck dich hergestellt werden, so machte doch namentlich der Fußboden immer einen höchst unfestlichen Eindruck. Als Podium für die Deklamatoren diente ein einfacher Holztritt. Darüber wurde eine grüne Tuchdecke mit gelben Franzen gebreitet. Sie zeigte die Inschrift: Zum 31. Oktober 1817 und hat ihres Amtes 71 Jahre lang gewartet. Wenn sie noch lebt, so verdiente sie wohl, in die Sammlungen des Vereins für die Geschichte Soraus aufgenommen zu werden. In früheren Zeiten wurden die Schulprüfungen namentlich in Sorau mit großer Feierlichkeit behandelt, sie dauerten manchmal drei Tage lang. Es ist erfreulich, daß sie jetzt an sämtlichen königlichen Lehranstalten abgeschafft sind. Für die preußischen Mädchenschulen sind sie schon seit längerer Zeit verboten. Ich habe sie noch mitgemacht und weiß daher, daß die Eifersucht der Schülerinnen hinsichtlich der Kleider immer höchst betrübend zum Ausdruck kam. Bei jedem solchen pädagogischen Schauspiel erfuhr man zugleich die Wahrheit des Dichterwortes:

Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.

Ihren Zweck, den Eltern einen Einblick in die Thätigkeit des Lehrers zu gewähren, können solche Prüfungen nicht erreichen. Es müßte ein schlechter Schulmeister sein, der es nicht verstünde, seine Klasse an einem solchen Tage in tadellosem Zustande zu zeigen. Für ihn selbst aber ist es peinlich, gewissermaßen als Paradepferd zu fungieren, man mutet das keinem andern Beamten zu. Befanden sich in einem Kollegium mehrere jüngere Lehrer, so durften diese freilich auf einen reichen Kranz junger Damen rechnen; die Sache wurde schon Tage lang vorher in den Kaffeegesellschaften und Kränzchen besprochen. Aber wirkliche Sachverständige waren unter den Zuhörern doch nur selten. Ich behaupte das selbst von den Zuhörerinnen, obgleich ich weiß, welches schwere Unwetter von seiten der freundlichen Leserinnen

ich damit über mein kahles Haupt heraufbeschwöre. Es zeigte sich gerade hinsichtlich ihrer, wie treffend Schleiermacher als Universitätsprediger in Halle einmal seine Zuhörer eingeteilt hat: Die Studenten kommen um der Predigt willen; die Offiziere um der Damen willen; die Damen um der Studenten willen.

Aber auch sonst waren die äußeren Verhältnisse des Sorauer Gymnasiums sehr kümmerlich. Die Bibliothek war in einem dumpfen und unheizbaren Nebenraum der Stadtkirche untergebracht, aber in einem Programm aus den zwanziger Jahren klagt der Rektor Adler noch, an Büchern fehle es zwar nicht, doch nur die wenigsten seien brauchbar. Als Schulhof diente der Kirchplatz, auf dem zugleich mehrere Male im Jahre ein Teil des Jahrmarktes abgehalten wurde. Da war es denn nicht immer leicht, sich zwischen der Scylla der Marktfrauen und der Charybdis der Töpfe ungefährdet hindurchzuwinden. Ein besonders empfindlicher Umstand lag ferner darin, daß dem Gymnasium wenigstens für die Lehrer das stille Konklave fehlte, das dem Palaste wie der Hütte gleich unentbehrlich ist. In Notfällen waren daher die Lehrer, die am Kirchplatze keine Dienstwohnung hatten, auf die Unterkunft im Kantorate angewiesen, die dessen würdiger Inhaber auch immer mit hoher Gastlichkeit gewährte. Die Wohnung des Direktors im Gymnasialgebäude war unter den älteren Häusern Soraus wohl eine der stattlichsten, sie hatte zehn Fenster in der Front. Der Konrektor und der Kantor wohnten in Nr. 8 und Nr. 9 friedlich unter einem Dache. Ich glaube nicht, daß man sich bei einem etwaigen Neubau veranlaßt gesehen hätte, die Inschrift zu entfernen: Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen, wie dies am Ende der vierziger Jahre bei dem Neubau der Diakonatshäuser geschehen ist. Dabei bekundete sich die Weisheit der damaligen Stadtväter noch in einem anderen Punkte. Das im Bauplan angelegte Souterrain wurde gestrichen, weil man meinte, daß eine so kostbare Einrichtung den Dienern dessen nicht gezieme, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. In dem Erdgeschoß des Kantorates war die Wohnung des Schuldieners, jedoch mit besonderem Eingange. Daher hatte der Kantor nur vier Zimmer und die Küche zur eigenen Verfügung, dazu eine kleine Stube im Obergeschoß. Die steinerne Wendeltreppe, die zum ersten Stockwerk hinaufführte, war so dunkel, als läge sie in einem Klosterturme. Statt des Geländers diente ein Seil. Reicher ausgestattet war der Konrektor. Nachdem ihm noch das kleine physikalische Kabinett, das im Gymnasium lag, überwiesen worden war, verfügte er über acht Räume, freilich in

drei Häusern und in drei Stockwerken. Als mir der würdige Stadtälteste Traugott Schmidt das Haus übergab, machte er besonders auf den schönen neuen Waschkessel aufmerksam. Als ich aber fragte: Wo sollen denn die Waschfrauen stehen, für die ist hier ja gar kein Raum? meinte er lächelnd: Das ist auch nicht nötig. Das Waschen wird bei uns überall im Hausflur vorgenommen, und der ist hier geräumig genug. Gehen Sie nachher einmal auf dem Markte an dem ansehnlichen Detailgeschäfte vorüber, das auf der Nordseite liegt, da können Sie es heute gleich sehen, und dort ist der Flur noch viel enger. Dem war nun freilich so, aber der Inhaber dieser Firma, der mit seiner Gattin mir später sehr wert wurde, hat mir doch auch gesagt, daß er die erwähnte Einrichtung für einen großen Mangel seines Hauses ansehe. Ohne Zweifel freilich nur deshalb, weil er selbst nicht mit Sorewasser getauft war, denn sonst hätte er über eine von den Vätern ererbte Sitte unmöglich mit so geringer Hochachtung sprechen können. Da in dem benachbarten Seifersdorf mit seinen großen Bleichen die besten Einrichtungen zum Waschen geboten wurden, so hatten wir unter dem bezeichneten Mangel nicht zu leiden. Der zweckmäßigste aller Räume im Konrektorate war das frühere Karzer, das uns als Speisekammer diente. Es war gewölbt wie eine Gefängniszelle, unter der Decke ein kleines vergittertes Fenster. Über der Thür war auf einer schwarzen Tafel zu lesen:

Semper clausa bonis pateat modo porta malignis.*)

Die Wände sind jetzt übertüncht, früher aber waren sie mit Namen und Reimen bekritzelt, darunter alle erlauchten Geschlechter unsres Leinen- und Tuchadels. Die Tafel ist jetzt im Besitze des Vereins für die Geschichte Soraus. Als mir einer der Stadträte seinen Gegenbesuch machte, bat er mich, ihm die alte Thür aufzuschließen, mit der sich für ihn besonders liebe Jugenderinnerungen verknüpften, weil ihm bei seiner wiederholten Einkerkerung die Söhne des früheren Konrektors Lennius immer vergnügliche Gesellschaft geleistet hatten. Erst vor wenigen Jahrzehnten sind die letzten kleinen Häuser am Kirchplatze verkauft worden, die bis dahin ebenfalls als Dienstwohnungen für die Lehrer zum Gymnasium gehörten. Der letzte Bewohner des einen war ein Junggeselle. Er hätte sich leicht eine bequemere und schönere Wohnung mieten können, denn die von seinen Vorfahren fabrizierte köstliche Leinwand hatte sich für ihn in rotes Gold verwandelt. Aber er wollte nicht; lieber spannte er in seinem Studierzimmer gelegentlich den

*) Bösen nur dräuet dies Thor; den Guten bleibt es verschlossen.

Regenschirm auf. Er meinte, wenn der Magistrat auch keine Abhilfe schaffe, so werde er sich doch darüber ärgern. Ob er seinen Zweck erreicht hat, weiß ich nicht.

Wer aber nun meinen möchte, in so engen und dürftigen Räumen hätten Lehrer und Schüler doch unmöglich mit Freudigkeit leben können, der würde sich doch sehr irren. Man glaubt gar nicht, wie viel Kinder und Lehrer aushalten, wenn sie müssen, die einen freilich doch immer nur für die längere oder kürzere Dauer der Schulzeit, die andern oft ihr ganzes Leben hindurch. Im Jahre 1833 machte sich nun aber doch das Bedürfnis einer Änderung mit zwingender Gewalt geltend. Auch die damalige Jugend hat an der Herbeiführung des Neubaues nach den mir darüber zugegangenen brieflichen Mitteilungen des Herrn Geh. Sanitätsrats Dr. Lähr ihren wohlverdienten Anteil. Eines Tages hatte ein Schüler der Quarta in den Decken und in den Wänden der Klasse ein verdächtiges Knistern gehört oder zu hören geglaubt. Er erhob alsbald den Notschrei, und der besorgte Lehrer führte seine Lämmer hinaus auf den Kirchplatz und stellte sie mit dem Gesicht nach der Kirche zu auf; ohne Zweifel, um sie vor dem Geschick der Frau Lot zu bewahren. Die andern Klassen folgten. Nach einigem Harren wagten aber einige Verwegene doch, sich umzusehen, und siehe, das alte Haus stand fest und unverrückt wie die Mauern Jerichos vor dem Schall der israelitischen Posaunen. So kehrte man denn einigermaßen beruhigt in die verlassenen Räume zurück. Aber die Komödie hatte der Jugend gefallen, und so wurde sie denn unter der Anleitung der dazu besonders befähigten Quarta noch einige Male aufgeführt, um den Eindruck nicht abzuschwächen, auch in den gehörigen Zwischenräumen. Was ursprünglich nicht einmal eine Einbildung, sondern ein Werk jugendlichen Mutwillens gewesen war, das wurde fortan in allen Häusern als die glaubhafteste historische Wahrheit verkündet. Nun gerieten die Mütter in Bewegung, und diese setzten dann wieder, ihrer hohen Aufgabe entsprechend, nach der in Sorau bekannten Melodie

Immer hopp hopp hopp hopp hopp,
Liebes Männchen, lauf Galopp —

die Väter in Trab. Ich gestehe, daß mir bei dieser Geschichte sogleich das Urteil des trefflichen Wachtmeisters über den in Altdorf verübten Studentenstreich Wallensteins eingefallen ist:

Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen besonders gefallen.

W. L. 7.

Nun hätten sich freilich die damaligen Väter unserer guten Stadt viel Sorge und ihren Nachkommen viel Kümmernis ersparen können, wenn sie das ihnen von der Regierung im Jahre 1833 gemachte Anerbieten, das Gymnasium in das geräumige Schloß zu verlegen, angenommen hätten. Aber das wollten sie nicht. In ihren Herzen klang immer noch das alte schöne Wort nach:

Gott lasse blühen und wachsen
Die edele Raute von Sachsen —

die ja nicht bloß das Schild des Rautenkranzes, sondern auch unsere Stadtkirche ziert. Unter den Fittigen des preußischen Adlers, der ja freilich auch scharfe Fänge hat, waren sie noch nicht heimisch geworden, und auch Fürst Bismarck hatte damals noch nicht das berühmte Wort gesprochen: Das preußische Wesen ist wie eine wollene Jacke, die man auf dem bloßen Leibe trägt. Sie kratzt, aber sie hält warm und wird bald als eine große Wohlthat empfunden. Da man aber seines Herzens Meinung doch nicht öffentlich aussprechen durfte, so gab die Erklärung des Superintendenten Reichenbach den Ausschlag, daß er die Pflichten seines Amtes als Ephorus des Gymnasiums unmöglich in wirksamer Weise wahrnehmen könne, wenn er dazu jedesmal den Weg von seiner Dienstwohnung bis zum Schlosse zurücklegen solle. So wurden denn die Klassen einstweilen in dazu gemieteten Häusern notdürftig untergebracht und der Neubau in Angriff genommen. Er ist dann noch 54 Jahre lang ein Notbehelf gewesen. Anders freilich lautete das Urteil der Zeitgenossen. Das fertige Gebäude wurde im Jahre 1834 mit einem auf dem Rathause gehaltenen feierlichen Schulakt eingeweiht, und in den dabei gehaltenen Reden wurde nicht nur die Opferwilligkeit eines wohledlen und wohlweisen Rates, sondern auch die Zweckmäßigkeit und Schönheit des neuen Hauses urbi et orbi*) verkündet. Mit Recht aber zürnten die um den Neubau so verdienten Quartaner, daß sie und die jüngeren Schüler von der Teilnahme an dieser Feierlichkeit ausgeschlossen blieben, während die Zöglinge der oberen Klassen nicht bloß dem festlichen Akte beiwohnen durften, sondern auch nachher noch mit Bier und Kuchen bewirtet wurden. Wer heute das Gymnasium conditum MDCCCXXXIV betritt, der vermag es im Innern kaum wiederzuerkennen. Es ist gegen das abgebrochene Organistenhaus in den Besitz der Kirche übergegangen und von dieser in sehr zweckmäßiger Weise ausgebaut worden. Das Erdgeschoß dient zum Unter-

*) Der Stadt und dem Erdkreise.

richte der Konfirmanden und mit einem Teile des ersten Stockwerks zur Amtswohnung des Küsters. Durch die Anlegung eines Treppenhauses ist es möglich geworden, die übrigen Räume zu zwei freundlichen Familienwohnungen umzugestalten. Das Karzer ist wieder zur Speisekammer geworden, und ich wünsche ihm von Herzen, daß es als solche noch für viele frohe Menschen sich so wohlthuend erweisen möge wie für meine Familie und in seiner früheren Bestimmung für den oben erwähnten Stadtrat.

An unserm Gymnasium wirkte während des langen Zeitraums von 1820—1880 eine Reihe von Männern, von denen freilich fast jeder in seiner Art ein Original war, wie sie heute in der Lehrerwelt nicht mehr häufig sind. Was sie aber verband und was ihr Wirken trotz aller Ungunst der äußeren und der finanziellen Verhältnisse doch zu einem gesegneten machte, das war ihre hingebende Berufstreue und die völlige Anspruchslosigkeit in Beziehung auf Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, die wir doch nun auch schon älteren Lehrer nicht leicht entbehren würden. Ich glaube das wohl sagen zu dürfen, weil ich drei dieser ehrwürdigen Herren noch in ihrem Ruhestande gekannt habe. Das Gymnasium umschloß in seiner früheren Verfassung die fünf Klassen von Prima bis Quinta und hatte dem entsprechend fünf Lehrer, den Rektor, Konrektor, Auditor, Signator und Kantor. Der Rektor und der Konrektor hatten wohl vorzugsweise den philologischen Unterricht in den oberen Klassen zu erteilen. Eines besonderen Lehrers für das Deutsche bedurfte man damals ebenso wenig wie für die Geschichte und die Mathematik. Galt doch die Philologie überhaupt bis in den Anfang unsres Jahrhunderts hinein noch nicht für eine selbständige Wissenschaft, sondern für ein Nebenfach der Theologie. Der Signator war der Schreiblehrer, dem wohl auch das Rechnen zufiel, der Kantor, der zugleich an der Kirche wirkte, leitete den Gesangunterricht. Über den Namen Auditor gibt es meines Wissens keine zuverlässige Überlieferung. Ich vermute, daß er die Aufgabe hatte, den Katechismus und den Wissensstoff aus der heiligen Schrift einzuprägen und zu überhören. Das war in den bis in die Reformationszeit zurückreichenden Lateinschulen ein sehr umfassender und mühsamer Teil des Unterrichts. Noch der berühmte Begründer der antiken Kunstgeschichte, Johann Joachim Winckelmann, (1717—1768) hat darunter schwer zu seufzen gehabt, so lange er an der Stadtschule in Seehausen in der Altmark Lehrer war. Zu jenen ältesten Lehranstalten aber gehört auch das Sorauer Gymnasium. Zum Unterrichte in einigen Nebenfächern in den unteren

Klassen, auch in der Naturgeschichte, waren die Diakonen der Stadtkirche verpflichtet. So schien das schwierige Problem der Vereinigung zwischen Naturwissenschaft und Kirchenlehre in Sorau schon vor einem halben Jahrhundert glücklich gelöst zu sein, ob aber zur Befriedigung der geistlichen Herren und zum Vorteil der Jugend wage ich nicht zu entscheiden.

An der Spitze der Schule stand bis zum Jahre 1853 als das geistige Haupt und die belebende Seele der Rektor Adler. Er war wissenschaftlich und pädagogisch gleich bedeutend, denn er erteilte in Prima nicht bloß den philologischen, sondern auch den mathematischen Unterricht. Das dürften ihm heute wenige Gymnasialdirektoren nachmachen. Aber er war doch auch ein wahrhaft humaner Mann. Als es einem hochbegabten Abiturienten bei der Anfertigung der mathematischen Prüfungsarbeiten einmal gelungen war, im Interesse seiner schwächeren Mitschüler den Scharfblick des Adlers zu täuschen, erkannte das der Rektor bei der Korrektur der Arbeiten natürlich sogleich. Aber erst nachdem der Schüler ehrenvoll entlassen war, ließ er ihn noch einmal kommen und sich das Kunststück genau vormachen. Wer die Lokalität unsrer alten Prima kennt, wird es sofort begreifen. Er sagte dem reumütigen Sünder darauf bloß: Auf diese Manier geht es also künftig nicht. Aber ihr seid Mordskerle; von euch kann man immer etwas lernen. Ähnlich handelte einmal der Schulrat von Pommern. Er ließ sich das unter analogen Umständen verübte Manöver ebenfalls vormachen und eröffnete dann dem Malefikanten, daß Seine Excellenz, der Herr Minister Falk, auf das Flehen der bedrängten Mutter Gnade für Recht ergehen lassen und seine Zulassung zur mündlichen Prüfung gestatten wolle, weil er nicht für sich einen Vorteil gesucht, sondern diesen nur einem Mitschüler zugewandt habe, auch seine eigene Reife in der Mathematik unzweifelhaft sei. Freilich kam dabei in Betracht, daß schon drei ältere Söhne der armen Witwe das Abiturientenexamen gut bestanden hatten, deren einer jetzt selbst Gymnasialdirektor ist. Der hatte denn auch das Gnadengesuch für den Bruder verfaßt. Wenn aber einer meiner lieben jungen Freunde, etwa in gleicher Verdammnis, sich auf diesen vereinzelten Fall berufen sollte, dem würde ich antworten, was Schleiermacher in einer Predigt über den Schächer am Kreuze gesagt hat: Es ist uns ein Beispiel gegeben, auf daß keiner verzweifle, aber auch nur eines, auf daß keiner sich in Sicherheit wiege. Für seine Nachfolger hat der Rektor Adler auf das erste Blatt des Aufnahmealbums die Mahnung eingetragen:

Sorannus Rector semper sit fortis ut Hector
Utque Jjob patiens utque Sibylla sciens.*)

Es ist zugleich die Richtschnur für seine eigene reichgesegnete Amtsthätigkeit gewesen.

Eine durch Treue und Herzensreinheit ausgezeichnete Persönlichkeit war der Konrektor Lennius, † 1863. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, einige Schüler durch Privatunterricht, den er ihnen unentgeltlich erteilte, in die Geheimnisse der Ilias einzuführen. Sein Lieblingsgegenstand, stets in freiem Vortrage gegeben, war die Geschichte in Prima. Wenn er da an das Ende der Hohenstaufen kam, setzte er das Käppchen ab, nahm es in beide Hände und sprach mit gehobener Stimme: Ehre dem Andenken der Hohenstaufen! Wie in seinem Amte so war er auch in seinen Lebensgewohnheiten von peinlicher Genauigkeit. Täglich ging er bis an die drei Pappeln an der Rautenkranzallee, keinen Schritt weiter. Nur einmal hat der liebreiche Mann einen Schüler in Verlegenheit gebracht. Der Sohn eines bedeutenden Fabrikanten hatte in einer auswärtigen Stadt ein Mädchen liebgewonnen, die beiden Väter aber waren der Ansicht, daß der junge Mann für den so ernsten Schritt einer Verlobung noch nicht reif sei. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, schickte daher der Vater den Sohn auf eine größere Reise, bis nach Athen und Konstantinopel. Das war damals eine große Seltenheit. Nach seiner Heimkehr ließ daher der Konrektor den Jüngling zu sich kommen und hielt mit ihm ein kleines kunstgeschichtliches und archäologisches Examen ab, das er nicht gerade mit Auszeichnung bestand. Begreiflich genug, denn er hatte den Heimweg über das Städtchen genommen, in dem die Geliebte wohnte. Aber die treue Liebe hat später doch ihren Lohn gefunden. In dem Hinterzimmer des Konrektorats ist der Name Lennius in eine Fensterscheibe eingeritzt; durch die nach ihm genannte Stiftung wird er aber auch im Gymnasium dauernd bewahrt werden.

Als Lennius im Jahre 1861 in den Ruhestand trat, wurde sein Nachfolger Dr. Gustav Robert Paschke. Er war im Jahre 1807 in Luckau geboren und wußte mit dem Ausdruck der größten Treuherzigkeit zu erzählen, daß er den Donner der Schlacht bei Jena schon im Mutterleibe gehört habe. Seine wissenschaftliche Ausbildung hatte er auf der Universität in Leipzig erhalten und war noch in sehr jungen Jahren als Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg

---

*) Hektors Tapferkeit muß der Sorauer Rektor besitzen,
Hiobs stille Geduld und der Sibylle Verstand.

angestellt worden. Auf anstrengender aber fröhlicher Schlittenfahrt war er zum erstenmale im Jahre 1837 nach Sorau gekommen, um den Sohn seines Freundes Klinkmüller aus der Taufe zu heben. Im Jahre 1840 war er hierauf selbst in Sorau angestellt und vom Rektor Adler mit einer lateinischen Rede eingeführt worden, die er alsbald in gleicher Weise erwiderte. Des lateinischen und des deutschen Versbaues kundig, erteilte er in späteren Jahren in Prima neben dem Deutschen das Französische. Viele Jahre lang war er zugleich Ordinarius der Sekunda. Bis in sein höchstes Alter wußte er sich in der geselligen Unterhaltung klar und fließend auszudrücken. Obgleich er sechs Kinder besaß, hat er für seine Söhne doch niemals eine Unterstützung aus den reichen Mitteln des Gymnasiums angenommen. Als der Krieg 1870—71 ausbrach, zogen alle vier Söhne ins Feld, zwei als Berufsoffiziere, der älteste im Dienste der Militärjustiz, der zweite als Reserveoffizier. Sie sind auch alle glücklich heimgekehrt, obgleich der jüngste infolge der erlittenen Strapazen die militärische Laufbahn aufgeben mußte. Der eine von ihnen besitzt in Berlin ein ansehnliches Geschäft mit künstlichen Blumen. Er spendete daher bereitwillig die zierlichen Rosen, die im Sorauer Jungfrauenverein an die seiner Mitglieder verteilt wurden, die sich nach dem strengen Gericht ihrer Gespielen als die sittsamsten und tugendreichsten bewährt hatten. Ob sie dabei nach ihrem herzgewinnenden Vorbilde im Faust zugleich etwas schnippisch sein durften, habe ich nicht erfahren können. Dr. Paschke gehörte gewiß zu den fleißigsten Kirchenbesuchern. Aber die langjährige Gewohnheit der Korrektur deutscher Aufsätze, verbunden mit der dem Philologen eigenen Akribie, würde seine Zuhörerschaft den Geistlichen manchmal unlieb gemacht haben, wenn sie seine Kritik hätten hören können. Eine im guten oder schlechten Sinne charakteristische Einleitung oder Disposition behielt er auf Jahre hinaus im Kopfe. Als ich ihm erzählte, welche Ansprache der Generalsuperintendent Büchsel nach der Revision des Religionsunterrichts an die Schüler gehalten hätte, meinte er mit der Miene des Bedauerns: Es mag sechs oder sieben Jahre her sein, daß ich bei dem gleichen Anlaß ganz dieselbe Ansprache von ihm gehört habe. Ein Gegenstand immer erneuten Ärgers war dem liederkundigen Manne das freilich sehr mittelmäßige Sorauer Gesangbuch, das überdies bei seiner letzten Redaktion in einer auch für mich unbegreiflichen Weise dazu ganz ungeschickten Händen anvertraut worden war. Ich hätte ebenso gut Tanzstunden geben können. Mein würdiger Vorgänger hatte daher das Buch von Anfang bis zu Ende mit roter Tinte durchkorrigiert

und sang nun die ursprünglichen Lesarten auch in der Kirche immer mit besonders lauter Stimme. Sein Lieblingsdichter war Paul Gerhardt. Da ich diese Vorliebe mit ihm teilte, so gaben wir uns einmal Strophen aus Gerhardt eine halbe Stunde lang zu sofortigem Aufsagen auf. Die Fragen: wo kommt Alexander der Große und Krösus vor? wo steht das Gerichtlein Kohl und das Gold Arabia? wo heißt es, daß man sich an dem Erfreuen Christi recht fröhlich ißt? wo begegnet uns das Saitenspiel und der Sprachgesell? wo die Mahnung: Steh, Ephraim, besinne dich, du rennst in dein Verderben?*) — diese und ähnliche Fragen wurden zur beiderseitigen Zufriedenheit beantwortet. Als ich ihn aber fragte: Wo steht die Strophe: (nach der Geschichte vom kananäischen Weibe, Mark. 7, 28 in dem Liede: Herr, ich will gar gerne bleiben der ich bin, dein armer Hund)

Hündisch ist mein Zorn und Eifer,
Hündisch ist mein Neid und Haß,
Hündisch ist mein Zank und Geifer,
Hündisch ist mein Raub und Fraß.
Ja, wenn ich mich recht genau,
Als ich billig soll, beschau,
Halt ich mich in vielen Sachen
Ärger, als die Hund' es machen —

erwiderte er: Das weiß ich nicht, aber Sie sind mir nun als mein Nachfolger doppelt lieb. Es freute mich schon, gelegentlich wahrzunehmen, daß Sie genau dieselbe goldene Repetieruhr haben, die mein Schwiegervater aus Paris mitgebracht hat; mirabili modo utrumque nostrum consentitur astrum.**) Freilich hatten wir beide auch einen Fehler gemeinsam, nämlich den, einer wohlgemeinten Antwort gelegentlich eine doch unnötige Schärfe zu geben. Einmal gestand ihm der in Sorau gerade anwesende Landgerichtsrat Haßlinger aus Guben, er sei der Missethäter gewesen, der ihm vor vielen Jahren die Pfingstfreude verderbt habe. Er sollte nämlich die Klassenhefte in die damals noch in der Oberstraße belegene Wohnung des Lehrers bringen und war dabei durch die auf dem freilich ganz dunklen Flur im Teige dastehenden Festkuchen hindurchgelaufen. Die erbetene Vergebung wurde zwar bereitwillig erteilt, aber doch mit dem Zusatze: Ich wußte gleich, wer der Taugenichts war. Dagegen kam er dem Wunsche des früheren Schülers, mit ihm auf die ungetrübte Fort-

*) Diese Strophe hat sich einmal ein Bräutigam bei Pastor Ahlfeld in Leipzig ausdrücklich zu seiner Trauung bestellt.

**) Unsre beiden Gestirne stimmen in wunderbarer Weise überein.

dauer ihrer langjährigen diplomatischen Beziehungen anzustoßen, alsbald in der freundlichsten Weise nach. Als der treue Arbeiter nach 52 Jahren in den Ruhestand trat, mußte er noch eine besonders schmerzliche Erfahrung machen, die sich alle an kleineren städtischen Anstalten angestellten Lehrer zur Warnung dienen lassen sollten. Die ihm als Pension zustehenden drei Vierteile seines Gehaltes mußte er sich erst erkämpfen, weil die städtischen Behörden sich weigerten, ihm die in Brandenburg verlebten Dienstjahre anzurechnen. Er hatte doch nur in gutem Glauben versäumt, sich das in seiner Bestallung ausdrücklich verbriefen zu lassen. Der Minister erklärte, er könne dieses Verfahren zwar nicht loben, aber nach dem formellen Rechte könne er es auch nicht ändern. Dagegen sei er bereit, den fehlenden Zuschuß aus Staatsmitteln zu gewähren, nur müsse Dr. Paschke nach den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen darum jährlich von neuem einkommen. Das hat er denn auch schweren Herzens thun müssen. Zehn glückliche Ruhejahre sind ihm doch noch beschieden gewesen. Auf seinen Spaziergängen, stets im hohen Cylinderhut, versäumte er niemals, einem ihm im Wege liegenden Stein, ganz wie der Dichter Uhland zu thun pflegte, mit dem Stocke wegzuräumen. Als er am 9. April 1887 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, brachte ihm das gesamte Lehrerkollegium seine ehrerbietigen und herzlichen Glückwünsche dar. Da sagte er unter hervorbrechenden Thränen: Dieser Tag macht vieles, vieles Bittere gut. Erquickend war das Verhältnis, in dem die beiden Ehegatten zu einander standen, die schon am 5. Oktober 1886 ihre goldene Hochzeit gefeiert hatten. Die würdige Dame war noch als Matrone von graziöser Haltung und Bewegung. Schon lange hatten sich beide auf dem Seifersdorfer Friedhofe das gemeinsame Grab bestellt. Dort ist zuerst Dr. Paschke im Mai 1890 zur Ruhe getragen worden. Der von ihm selbst gewählte Begräbnistext paßte auch auf seine treue Lebensgefährtin, die ihm schon nach einem Jahre nachfolgte: Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm. Psalm 92, 14—16.

Paschkes Universitätsfreund Dr. Klinkmüller war Jahrzehnte hindurch Ordinarius der Tertia. Er war ursprünglich Theologe und gehörte darum auch, wie ich selbst, der älteren Witwenkasse an. Ich habe ihn persönlich nur einige Male gesehen, da er, als ich nach Sorau kam, wegen zunehmender Altersschwäche das Haus fast nicht

mehr verließ. Als Meister vom Stuhle in der Freimaurerloge war er auch außerhalb seines Amtes viele Jahre hindurch eine hochgeachtete und einflußreiche Persönlichkeit. Seinen Sarg schmückte ein Lorbeerkranz mit blaugelber Schleife in den Farben der Stadt, deren Ehrenbürger er war.

Zu den Originalen Soraus, die ich nicht mehr persönlich gekannt habe, gehörte Dr. Moritz Moser, nach seinem Namen auch Mo. Mo. genannt. Er ist der Junggeselle, dessen wir schon früher gedachten. Viele Jahre hindurch hat er als Ordinarius der Quarta seine „Männlein“ geleitet und, wie Luther sagen würde, auch „wacker gestrichen“. Berühmt war die Weise, auf die er den Schülern die Geheimnisse des griechischen Alphabets erläuterte: Man backe einen Osterkuchen und setze das Bäckerzeichen hinein, so entsteht das Theta. Auch an sinnigen Verschen war er reich, z. B.:

Der Korn und der Zander, die sprachen miteinander.
Der Korn, der Korn, bald hinten bald vorn.

O Knauert, mich schauert.
Schulze, geliebtester Freund, wie kommt er mir heute so dumm vor!
Hätt ich den Stecken zur Hand, würde er tüchtig gebleut.

Seine Disziplin war originell. Das eine Fenster der Quarta war nicht bloß von innen durch Läden verschließbar, sondern auch von außen halb zugebaut. In den dadurch leicht hergestellten engen und dunklen Zwischenraum wurde nun, so oft es nötig erschien, ein besonders widerspenstiges Männlein eingesperrt. Dort mußte es so lange aushalten, bis es sich entweder fügsam erwies, oder durch Stampfen und Stoßen seine Befreiung erzwang. In diesem Falle aber wurde es unter dem gern gewährten Beistande der Mitschüler über die Bank gelegt und empfing nun ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß. Als wohlhabender Mann nahm Mo. Mo. sein Mittagbrot an der table d’hôte im Stern ein, aber auch auf den Kirchweihen in Reinswalde war er im Hause des trefflichen Kantors Hesse ein um seines Humors wie um seiner Eßfreude willen gern gesehener und regelmäßiger Gast.

Achtundfünfzig Jahre lang endlich ist der würdige Samuel Magdeburg Bewohner des wiederholt erwähnten Kantorates gewesen, das mehr als ein Menschenalter hindurch auch seine zweite Gattin, eine an Geduld und Herzensgüte unvergleichliche Frau, mit ihm geteilt hat. Wie oft, wenn ich still bei der Studierlampe saß, habe ich seinen nicht immer sanftmütigen Ruf: Ida, Ida! gehört. Ebenso aber auch in den Weihnachtstagen, von der Geige begleitet, das Lied Stille Nacht, heilige Nacht. Denn der treue Jünger der Frau Musika blieb bis in sein Greisenalter ein Liebhaber von Gesang

und Saitenspiel. Sein weltliches Lieblingslied war: Als Noah aus dem Kasten war. Das pflegte er darum gern auch an seinem Geburtstage vorzutragen, der durch die Dankbarkeit seiner Schüler regelmäßig mit einer angemessenen Weinspende gefeiert wurde. Als ich ihn kennen lernte, hatte bereits ein Schlaganfall seine Kraft gelähmt, aber seine klaren blauen Augen waren nicht erloschen. Er hat sich von mir, allerdings schon im ersten Jahre unserer Nachbarschaft, noch die Löpersche Ausgabe des Faust geben lassen und sagte mir nachher, er habe sie ganz gut lesen können. Bei einer zahlreichen Familie und sehr bescheidenen Einnahmen mochte er wohl Ursache haben, einmal in einem Programm die Frage zu beantworten, wodurch der Lehrer bei seinem mühevollen Berufe sich die Heiterkeit des Geistes und die Freudigkeit des Wirkens bewahren könne. Viele Jahre lang war es seine Aufgabe gewesen, seine Quintaner für die hohe Schule der Quarta, die ihnen unter Mo. Mo. bevorstand, vorzubereiten. Den Tod seines durch Fleiß und sittliche Führung ausgezeichneten Sohnes Rudolf, den ich kurze Zeit noch in Prima unterrichtet habe, trug er schon mit der Ruhe, die der höchsten Stufe des Lebens auch bei schweren Verlusten eigen ist. Er selbst ist 83 Jahre alt im November 1887 heimgegangen. Die Mutter erfreut sich im Hause des jüngsten Sohnes, eines tüchtigen Arztes, an einem freundlichen Lebensabend, und die Tochter, eine im Sande der Lausitz erblühte Rose, ist schon lange die Zierde ihres rheinischen Pfarrhauses.

Unter dem Rektor Adler sind nun auch die beiden ausgezeichneten Männer Schüler des Sorauer Gymasiums gewesen, zu denen ich erst hier in Weimar in persönliche Beziehungen getreten bin, der Geheime Sanitätsrat Professor Dr. Heinrich Lähr in Zehlendorf und der frühere Generalsuperintendent des Großherzogtums Wirkliche Geheime Rat D. theol. Bernhard Hesse. Eine in ihrer Art gewiß seltene Jugendfreundschaft ist erst gelöst worden, als am 1. Okt. 1898 der ältere von beiden durch den Tod von seinen langen Leiden erlöst wurde. Dr. Lähr, aus Sagan stammend, dessen älterer Bruder ein hochverdienter und beliebter Arzt in Sorau war, erfreut sich noch an einer stillen und gesegneten Wirksamkeit. Er hat es mir auch erlaubt, ihm diese bescheidenen Blätter zu widmen, zu deren Abfassung ich ihm die erste Anregung verdanke. Dem ehrwürdigen geistlichen Oberhirten, dessen Gedächtnis in Sorau noch nicht erloschen ist, habe ich im Wochenblatte vom 31. Dezember 1897 ein bescheidenes Denkmal gesetzt und die kurz vorher erschienenen Erinnerungen aus seinem amtlichen Leben auch in der Weimarischen Zeitung angezeigt. Als

ich ihm auf seine freundliche Einladung im Januar 1898 meinen Besuch machte, war ich überrascht zu sehen, mit welcher Frische und Lebendigkeit sich der Greis alle Jugendeindrücke, namentlich aber die Erinnerungen aus seiner Schulzeit von 1832—37 bewahrt hatte. Er kannte nicht bloß alle Gassen in Sorau, sondern wußte auch die Namen und die Verhältnisse aller ihm damals bekannten Familien, von denen nicht wenige noch fortleben. Bernhard Hesse war am 15. März 1818 als der dritte Sohn des schon genannten Kantors Hesse in Reinswalde geboren. Der Vater hatte nicht bloß ein mühevolles Amt, denn er mußte Jahre lang 250 Schulkinder unterrichten, sondern auch eine starke Familie. Aber er besaß drei köstliche Gaben: ein ungewöhnliches Lehrtalent, eine unermüdliche Arbeitskraft und ein unerschütterliches Gottvertrauen. So gelang es ihm, vier seiner Söhne teils für das Gymnasium, teils für das Seminar vorzubereiten, obgleich er sich die dazu erforderlichen Sprachkenntnisse erst selbst erwerben mußte. Der ältere Sohn war mehrere Jahre lang in Sorau selbst Lehrer und ist der Begründer des Bürgergesangvereins. Ein anderer war Organist am St. Bernhardin in Breslau, während sein Bruder an derselben Kirche Pastor war. Dieser trat im Jahre 1832 in das Sorauer Gymnasium ein, sobald er konfirmiert worden war, und zwar in die Tertia. Er hat auf seine Schulzeit das Wort angewandt: Es ist ein köstlich Ding einem Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage, Klagelieder 3, 27, indem er hinzusetzt: „Gott hat durch das Schwere, was er in frühen Jahren schon über mich verhängte, reichen Segen über mich ausgegossen.“ Einen Teil seines Lebensunterhaltes auf der Schule mußte er sich durch Privatstunden erwerben, deren er manchmal an einem Tage drei gab. Aber der Sohn des ausgezeichneten Lehrers, der von seinem Vater auch die Festigkeit des Willens geerbt hatte, überwand alle Hindernisse. Da der Kursus der Tertia damals noch einjährig war, so konnte er schon nach fünf Jahren das Gymnasium verlassen, nachdem er sich in der Reifeprüfung ein Zeugnis ersten Grades erworben hatte. Wie sehr er dabei in einer doch schwierigen Lage die Freundlichkeit des Rektors Adler erfahren durfte, ist bereits erzählt worden. Namentlich die Versicherung: ihr seid Mordskerle war ihm unvergeßlich geblieben. Das bisher so willig getragene Joch wurde ihm freilich auch auf der Universität noch nicht abgenommen. In Halle, wohin er sich zunächst begeben hatte, vermochte er sich trotz der größten Einschränkungen nicht zu halten, obgleich er bei dem Theologen Tholuck wie bei dem Philosophen Erdmann, die damals beide in der ersten Blüte ihres Wirkens standen,

und von denen der zweite auch eine ausgezeichnete theologische Bildung besaß, freundliche Aufnahme fand. Besser ging es in Breslau, wo der ältere Bruder bereits Hauslehrer war. Der junge Student erwarb sich bald namhafte Zuschüsse durch regelmäßige Arbeiten im Seminar und durch die glückliche Lösung einer Preisaufgabe über eine schwierige Frage aus dem Gebiete der Evangelienkritik. Wichtiger noch wurde für ihn der Einfluß des Professors David Schulz, der die Wärme der religiösen Empfindung mit der Klarheit des wissenschaftlichen Denkens verband. Während er sich dem theologischen Studium ohne tiefere innere Neigung zugewandt hatte, reifte in ihm nun der Entschluß, von ganzem Herzen und mit ganzem Gemüte ein Diener des Amtes zu werden, das die Versöhnung predigt. Auf den Wunsch, das theologische Studium über das vorgeschriebene Triennium hinaus auszudehnen, mußte er freilich verzichten, doch gelang es ihm, während eines sechsjährigen Hauslehrerstandes beide theologische Prüfungen mit gutem Erfolge zum Abschluß zu bringen. Im Jahre 1846 trat er als Diakonus in Hirschberg sein erstes geistliches Amt an, und sein Vater hatte es möglich gemacht, an dem bedeutungsvollen Akte der Einführung teilzunehmen. Allerdings wäre das Schifflein fast noch beim Einlaufen in den ersehnten Hafen gescheitert. Hesse hatte, wie so mancher junge Theologe vor und nach ihm, nicht über die Frage ins Reine zu kommen vermocht, wie die Verpflichtung des Ordinandus auf die symbolischen Bücher aufzufassen sei, ob nach dem Buchstaben, oder nach ihrem evangelischen Wahrheitsgehalt, im reformatorischen Sinne und Geiste. Wer die Entwickelung der protestantischen Theologie seit Lessing, Kant und Schleiermacher kennt, kann freilich nicht im Zweifel darüber sein, daß nur die zweite Auffassung ohne schwere Bedrückung der Gewissen möglich ist, und er selbst hat diesen Grundsatz später immer befolgt, so oft er als erster Geistlicher der Weimarischen Landeskirche den weihevollen Akt der Ordination zu vollziehen hatte. Er wird hier auch heute noch ganz in altfeierlichen Formen abgehalten, bis zu dem lateinischen Segensgruße: „Benedicat tibi Dominus ex alto, ut multum fructum facias et copiosum in vinea Domini per Dominum nostrum Jesum Christum." *) Allein die preußischen Konsistorien haben über diese Frage doch in verschiedenen Zeiten, zum Teil auch unter dem Einflusse der in den oberen Regionen herrschenden politischen Strömung, ver=

---

*) Es segne dich der Herr aus der Höhe, auf daß du in dem Weinberge des Herrn viele und reiche Frucht schaffest durch unsern Herrn Jesum Christum.

schieden gedacht, und namentlich hat das schlesische Konsistorium in der von ihm geübten Praxis immer die strengste Auffassung zur Geltung gebracht. Der junge Kandidat war daher entschlossen, sich lieber dem Berufe des Lehrers zuzuwenden, als eine Verpflichtung auf sich zu nehmen, deren Tragweite er nicht zu übersehen vermochte. Das Konsistorium selbst, ohne von seinen Kämpfen etwas zu wissen, überhob ihn dieser Schwierigkeit, indem es die Ordination in Vertretung des gerade verreisten Generalsuperintendenten Hahn dem städtischen Konsistorialrat Fischer übertrug. Der erledigte sich seines Auftrages, indem er den Ordinandus nur auf die reine Lehre Jesu verpflichtete. Es ist begreiflich, daß diese von der herkömmlichen Form ganz abweichende Fassung der Kirchenbehörde, die doch die von ihr selbst angeordnete Ordination nicht rückgängig machen konnte, ernstliche Beklemmungen verursachte. Das erfuhr der junge Geistliche bereits am Tage seiner Einführung. Kaum hatte er die Kanzel verlassen, als ihm auch schon der Superintendent Roth aus Erdmannsdorf, der diese geleitet hatte, den amtsbrüderlichen Gruß widmete: „Na, das war das erste Mal, wann wird es das letzte Mal sein?“ Er sollte bald mehr darüber hören. Nach längerer Zeit erhielt er durch einen expressen Boten des Superintendenten die Aufforderung, diesem sogleich vier bestimmt bezeichnete Predigtkonzepte zur Einsendung an das Konsistorium zu übergeben. Er hat nicht erfahren können, ob diese geheimen Nachschriften seiner Predigten im Auftrage des Konsistoriums oder von einem Zuhörer aus freiem Antriebe angefertigt worden sind. Wir wollen zur Ehre der hohen Kirchenbehörde den zweiten Fall annehmen. Der junge Geistliche hatte zwei dieser Predigten ausführlich, die andern nur in einer Skizze niedergeschrieben. Infolgedessen wurden ihm die Abschriften der letzteren mit der Frage vorgelegt, ob und inwieweit er anerkenne, dieselben wirklich gehalten zu haben. Er antwortete, er wisse nicht, ob der Denunziant böswillig zu entstellen gesucht habe, oder ob er mit einer zu jammervollen Auffassungsgabe ausgerüstet sei, um als ein zuverlässiger Berichterstatter des Konsistoriums gelten zu können. Dieses begnügte sich denn auch damit, dem jungen Diakonus eine recht sorgfältige Konzeption seiner Predigten zur Pflicht zu machen, damit er gegen Beschuldigungen, wie die erhobene, sich vollständiger zu verteidigen vermöge. Schon in der Hirschberger Zeit treten in Hesses Amtsführung drei Eigenschaften in bemerkenswerter Weise hervor: eine reiche Predigtgabe, Ernst und Treue in der Auffassung und Ausrichtung seiner amtlichen Pflichten und Unerschrockenheit bei eintretenden Konflikten. So wurde er einmal auf

der Diözesankonferenz von dem Superintendenten selbst heftig angegriffen, weil er am Sarge eines Mannes, der längere Zeit Vorsitzender im Kirchenkollegium gewesen war und allgemein für einen frommen Christen galt, dann aber unter dem Einfluß einer schweren Geistesstörung sich das Leben genommen hatte, im Talar ein Gebet gehalten hatte. Die Verteidigung des Angegriffenen war so schlagfertig, daß der Ephorus nun allerdings zur Wahrung seines Ansehens die Entscheidung des Konsistoriums beantragen mußte. Dieses aber erteilte auf die von Hause aus doch sehr unnötige Frage die sehr nötige Antwort, daß eine Rede am Grabe eines Selbstmörders für die Gemeinde recht erbaulich und sittlich anregend wirken könne, die Beurteilung sei der Pastoralweisheit des Redenden zu überlassen, neue Bestimmungen für die Beerdigung von Selbstmördern seien nicht für nötig zu erachten.

Im Jahre 1857 wurde der begabte Geistliche als Diakonus an die evangelische Haupt- und Stadtpfarrkirche zu St. Bernhardin in Breslau berufen, deren Patron der Magistrat war. Allein das Konsistorium versagte auf Grund der von ihm am Sonntage Kantate abgehaltenen Gastpredigt die Bestätigung seiner Wahl. Auf die Beschwerde des Magistrats verfügte nun der Oberkirchenrat, daß das Konsistorium mit dem Bewerber zunächst ein Kolloquium abhalte. So weit ist es aber nicht gekommen, da die Provinzialkirchenbehörde es selbst für richtig erkannte, ihm zu einer ausführlichen schriftlichen Verteidigung Gelegenheit zu bieten. Unter den ihm zu diesem Zwecke vorgelegten vier genau formulierten Fragen bezog sich die letzte auf den Fürsten dieser Welt, den Teufel, seine Persönlichkeit und Wirksamkeit. Diese Frage, wie ich selbst als Gymnasiast in Erfurt erfahren habe, ist auch bei Revisionen des Religionsunterrichts durch den Generalsuperintendenten ein sehr beliebtes Mittel, um den supponierten Unglauben des Lehrers bis zur Evidenz zu erweisen. Hesses Verteidigung, zum Teil gestützt auf die eigenen Schriften des Generalsuperintendenten Hahn, war so eingehend und lichtvoll, daß der Oberkirchenrat ihm die Bestätigung nicht verweigern konnte. Zugleich aber machte er das Konsistorium darauf aufmerksam, daß dem Geistlichen, dem ein Predigtamt in Breslau versagt werden müßte, ein solches doch auch nicht in Hirschberg überlassen bleiben könne. Es ist schwer zu begreifen, weshalb das Konsistorium dies sich nicht selbst gesagt hat. Die Wirksamkeit Hesses in Breslau wurde allmählich so umfassend und so gesegnet, daß er im Jahre 1868 zum Pastor an St. Bernhardin und zum Propst am heiligen Geist berufen

wurde. Wie das schwere Cholerajahr 1866 die höchsten Anforderungen an seine pastorale Thätigkeit stellte, so sind ihm auch ernste persönliche Heimsuchungen nicht erspart geblieben: in elf Monaten verlor er seine treue Gattin, einen blühenden fünfjährigen Knaben und seine greise Mutter. In treuester Pflichterfüllung fand er die erste Aufrichtung in dem bitteren Herzeleid, und in der nächsten Freundin der Verstorbenen auch einen Ersatz für das zerstörte häusliche Glück. So durfte er, noch unter Thränen, doch das dankende Bekenntnis aussprechen: Siehe, um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Jesaja 38, 17. Aus Anlaß seines 25 jährigen Amtsjubiläums erteilte ihm die theologische Fakultät in Gießen am 14. August 1871 die höchste Auszeichnung, indem sie ihn zum Doktor der Theologie promovierte.

Im Jahre 1872 endlich wurde der so vielfach bewährte Geistliche durch den Enkel Herders, Geh. Staatsrat Stichling, als Geheimer Kirchenrat und Oberhofprediger nach Weimar berufen. In dieser Stellung hat er vierundzwanzig Jahre lang an der Spitze unsrer Landeskirche gestanden. Von seiner Breslauer Gemeinde hatte er sich auf Grund des Textes Phil. 1, 6—9 mit dem Bekenntnis verabschiedet: Was soll in den Wechseln unsres Lebens das bleibende sein? 1. Es wechseln die Verbindungen, aber es bleibt die Liebe; 2. Es wechselt das Arbeitsfeld, aber es bleibt die Treue; 3. Es wechselt der Lebensweg, aber es bleibt das Gottvertrauen. In seiner hiesigen Antrittspredigt beantwortete er auf Grund des Textes 1. Kor. 4, 1. 2 die Fragen: 1. Worüber der Diener des göttlichen Worts als Haushalter gesetzt sei; 2. für wen er das ihm anvertraute Gut verwalte; 3. was in dieser Verwaltung von ihm gefordert werde. Gerade als Prediger ist Hesse von außerordentlicher Begabung und Wirksamkeit gewesen. Einer seiner Amtsbrüder sagte mir darüber: Wenn der einmal losging, dann griff er mächtig in die Gemeinde ein. Die von ihm herausgegebenen Predigten und Festreden, bei besonderen Veranlassungen in den Jahren 1873—1888 in Weimar gehalten, sind nicht bloß ein Beitrag für die Geschichte Weimars in dem genannten Zeitabschnitt, sondern bieten auch in homiletischer Beziehung die reichste Belehrung und Anregung. Für die praktischen Aufgaben in der Organisation und Leitung der ihm unterstellten Landeskirche bewies er ungewöhnliches Geschick. So sind namentlich die Reden, die er bei den Synodalberatungen nach Einführung der Civilstandsgesetzgebung gehalten hat, nicht nur glänzende Zeugnisse seiner Beredsamkeit, sondern

fast mehr noch seiner pastoralen Weisheit. Auch der Einrichtung und Pflege der christlichen Liebeswerke, die hier in gesegnetem Wachstum steht, hat er eine unermüdliche Sorgfalt gewidmet. Neun Jahre lang hat er den Unterricht sämtlicher Konfirmanden in Weimar, ihrer immer drei bis vierhundert, allein erteilt. Da muß der Geist des Vaters fürwahr siebenfältig auf dem Sohne geruht haben, wie der Geist des Elias auf dem Elisa. Es ist ihm nicht beschieden gewesen, das fünfzigjährige Amtsjubiläum noch im Dienste zu feiern. Aber sein Landesherr, zugleich in allen Aufgaben seines weitverzweigten Amtes sein treuester Helfer, der Großherzog Karl Alexander, erhob ihn an diesem Tage auch zur höchsten staatlichen Ehre, indem er den Sohn des Reinswalder Kantors zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikate Excellenz ernannte. Diese Auszeichnung ist außer ihm nur noch einem Theologen beschieden gewesen, dem Kirchenhistoriker Karl Hase, einem armen Pfarrerssohn aus dem Altenburgischen, der als akademischer Lehrer und Schriftsteller dreiundfünfzig Jahre lang in der theologischen Wissenschaft ein brennendes und scheinendes Licht und eine Zierde unsrer Landesuniversität gewesen ist. Als der Herr seinen frommen und getreuen Knecht auf ein langes und schweres Krankenlager legte, da hat sein suchender Geist noch in letzter Zeit Ruhe gefunden in seinem Lieblingschoral:

Wollt ihr wissen, was mein Preis?
Wollt ihr wissen, was ich weiß?
Wollt ihr sehn mein Eigentum?
Wollt ihr hören, was mein Ruhm?
Jesus, der Gekreuzigte!

Darum konnte auch für sein Begräbnis kein schönerer Text gefunden werden als das Wort des Propheten: Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich. Daniel 12, 3.

Adlers Nachfolger wurde im Jahre 1853 der jetzige Kurator der Universität Halle, Geheime Oberregierungsrat D. Dr. Wilhelm Schrader. Durch seine Gymnasialpädagogik und noch mehr durch seine erst im Greisenalter verfaßte Geschichte der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, das Werk eines siebenjährigen Fleißes, hat er sich auch als Schriftsteller einen hochgeachteten Namen erworben. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß das Sorauer Gymnasium eine Ehrenpflicht darin erkennen wird, dieses durch den Reichtum seines Inhalts wie durch seine klassische Form gleich ausgezeichnete Werk für

die Lehrerbibliothek anzuschaffen. Ich habe es erst in Weimar kennen lernen. Für den griechischen und lateinischen Unterricht in den oberen Klassen hat Dr. Schrader in Sorau eingehende Lehrpläne ausgearbeitet. Leider blieb er unsrer Schule nur wenige Jahre erhalten, da er schon 1856 zum Schulrat am Provinzial-Schulkollegium in Königsberg ernannt wurde.

Eine dreiundzwanzigjährige Thätigkeit dagegen war von 1856—1879 dem Direktor Dr. Liebaldt beschieden, den wir als Freund des Sorauer Waldes bereits kennen gelernt haben. Von der Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung zeugt schon der Umstand, daß er in Prima den Unterricht in der Religion, im Lateinischen und in der Geschichte erteilte. Er blieb auch als Direktor ein treuer Schüler der Landesschule Pforte. Nach der dort bestehenden Sitte hielt er deshalb vor der Schulkommunion mit den konfirmierten Schülern jedesmal eine hora sacra ab. Nur eines blieb ihm bis in sein hohes Alter anhaften, die auch in Sorau auffallende sächsische Mundart. Bei der Aufnahmeprüfung hatten die Aspiranten der Sexta Mühe, seine deutschen Diktate zu verstehen, und er selbst war ganz verwundert, als einmal ein Abiturient in der Prüfung durchaus nicht zu sagen wußte, was der Dreipunt sei. Der Direktor meinte den Treubund. Bald nach seiner Pensionierung hat der alte Pförtner in Kösen, in der Nähe seiner geliebten alma mater, sein Grab gefunden.

13. Der Neubau des Gymnasiums.

Mit dem Konrektor Dr. Paschke war der letzte der alten Herren aus dem Kollegium geschieden, die mit dem 1834 erbauten Schulhause verwachsen waren. Das Bedürfnis eines Neubaues haben sie wohl kaum gehabt, und wenn es doch der Fall war, sich vielleicht damit getröstet, daß auch Mose das verheißene Land zwar von ferne schauen, aber doch nicht selbst betreten durfte. Wer aber die Seufzer der Sehnsucht zählen könnte, die auch nur seit 1880 um Befreiung aus unserm Elende aufgestiegen sind, der hätte damit eine Vorstellung von dem bekommen, was der Apostel das ängstliche Harren der Kreatur nennt. Röm. 8, 19. Sie ließen sich alle in die eine Bitte zusammenfassen: Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich des erbarmen, denn der Lehrer ist doch auch ein Mensch, so zu sagen. Die Verhältnisse waren allmählich geradezu unleidlich geworden. Schon die Einrichtung der Sexta und die Teilung der Tertia, die im didaktischen Interesse geboten waren, hatten nur dadurch bewerkstelligt werden können, daß die beiden neuen Klassen im Physikatshause untergebracht wurden. Es liegt am Kirchplatze neben dem Glockenturme mit der Rückseite nach der Promenade. Aber man hätte es mit weit größerem Rechte für den Teil eines verödeten Kastells aus dem Mittelalter halten können, als für ein Schulhaus. Später mußte, wohl nach der Teilung der Sekunda, die Quarta, wenn auch nur vorübergehend, in ein Haus der großen Kirchgasse verlegt werden, das bald darauf wegen seiner Baufälligkeit von der Polizeiverwaltung geschlossen wurde. Daß damals wirklich kein großes Unglück geschehen ist, ist mir immer ein deutlicher Beweis dafür gewesen, daß Gottes Engel über die Kinder wachen. Ein Neubau von seiten der Stadt allein konnte bei ihrer finanziellen Bedrängnis kaum verlangt werden. Schon die inzwischen eingetretene

Erhöhung der Lehrergehälter und die Einführung des Wohnungsgeldzuschusses überstiegen das Maß ihrer Leistungsfähigkeit. Aber auch unsere Ritterschaft sollte ein Ende haben. Da der Staat ohnehin einen Anteil am Patronat hatte und schon seit längerer Zeit einen Zuschuß zur Unterhaltung des Gymnasiums gewährte, so wurde im Jahre 1885 ein Vertrag zwischen dem Staate und der Stadt geschlossen, durch den der Bau gesichert wurde, und der ein weitgehendes Entgegenkommen von seiten der königlichen Behörden bewies. Allerdings waren die dazu erforderlichen Verhandlungen langwierig und mühevoll gewesen, und sie haben namentlich dem inzwischen verstorbenen Bürgermeister Rausch manchen sauren Tag gekostet. Dafür hat denn der wegen der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und wegen seines warmen Wohlwollens allgemein geachtete und beliebte Beamte bei der Einweihung des Neubaues den Roten Adlerorden erhalten. Im Spätherbst 1885 wurde der Grundstein gelegt und später auch das Richtfest gefeiert. Es war wirklich ein weihevoller Augenblick, als von dem Giebel herab der wackere Meister Möbius den Zimmerspruch verkündete, dessen eine Strophe lautete:

Stets fließe hier der lautre Quell
Der Gottesfurcht und Tugend,
Die Wissenschaft, sie leuchte hell,
Ein Himmelslicht der Jugend
Und jedem kommenden Geschlecht,
Im Herzen rein, im Wandel echt.

Anfang August 1888 ist die Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes vollzogen worden. Es steht auf der alten Tuchrahmwiese, die jetzt Kaiserplatz heißt, und ist im Stil der profanen Gotik in Ziegelsteinen aufgeführt. Die Ausstattung ist durchaus würdig, namentlich sind die Apparate für den physikalischen Unterricht und die Sammlungen für die Naturgeschichte reich bedacht worden. Was der Staat nicht selbst geben konnte, das ist durch die dankbare Liebe alter Schüler in fast glänzender Weise geschenkt worden. Hier zeigten sich einmal die Vorzüge der Kaufmannsstadt vor der Beamtenstadt in leuchtender Weise. Namentlich der Zeichensaal und die Aula haben sich dadurch zu wahren Prachträumen erhoben. Ein Tag festlicher Freude konnte der Eintritt in das neue Heim für unsre Schule allerdings nicht sein, da er nicht bloß in das Trauerjahr 1888 sondern auch in die eigentliche Trauerzeit um Kaiser Friedrich III. fiel. So mußte die Feier auf das Notwendigste beschränkt werden, und auch der Festzug fand mit umflorten Fahnen und Schärpen statt. Ein Teilnehmer sagte mir:

Es war ein Begräbnis erster Klasse. Ich selbst war abwesend, da ich zum Gebrauche der Karlsbader Kur beurlaubt war. Aber der Neubau hatte noch eine weitere nachhaltige und segensreiche Folge, die Übernahme des Gymnasiums von seiten des Staates. Sie war eine Wohlthat für die Kommune wie für die Lehrer. In absehbarer Zeit wäre die Stadt unfähig gewesen, neben der Verzinsung ihres Anteils am Baukapital auch noch die Kosten für die Unterhaltung der Schule, die ihr doch zum größten Teil oblagen, aufzubringen. Die Lehrer aber wurden von den städtischen Behörden ganz unabhängig. Das ist in kleineren Kommunen wichtiger, als der ferner Stehende denkt; in größeren Stadtgemeinden, obschon aus anderen Gründen, freilich auch. Bei jeder Beförderungs- und Pensionsfrage, bei jeder Anstellung eines neuen Lehrers und bei jeder längeren Beurlaubung, die Anforderungen an den Stadtsäckel stellte, machte sich diese Abhängigkeit mehr oder weniger bemerklich. Ein Lehrer, dem es nicht gelungen war, sich die Liebe seiner Schüler zu erwerben, mochte selbst bei diesem Anlaß die Erfahrung machen, daß die Schüler eine einmal gefaßte Abneigung beharrlich festhalten, auch wenn sie selbst inzwischen Väter und Stadtvertreter geworden sind. Darüber wird sich der Lehrer nicht wundern, der die oft dargebotene Gelegenheit, sie in ihrem Verhalten untereinander zu beobachten, nicht unbenutzt gelassen hat. Sie verstehen es auch recht gut, diese Abneigung durch die triftigsten Gründe, wie es scheint, zu unterstützen und sie mit dem Feigenblatt wohlmeinender Teilnahme und aufrichtigen Bedauerns zu verdecken. Es ist damit in dem Mikrokosmus der Schule nicht anders, als in dem Makrokosmus des Lebens. Ebenso wuchs aber auch, und das war von kaum geringerer Bedeutung, die Selbständigkeit der Lehrer gegenüber dem jeweiligen Direktor. Er allein hatte, sobald es sich um das Aufrücken in eine besser dotierte Stelle und um die Anstellung eines neuen Lehrers handelte, das entscheidende technische Referat, wenn er auch an der Abstimmmung selbst nicht teilnahm. Wohl und Wehe des Lehrers und seiner Familie lagen also in einer sehr wichtigen Hinsicht in seiner Hand, und auch das Aufsichts- und Bestätigungsrecht der höheren Schulbehörde konnte nicht als ein in allen Fällen ausreichender Schutz angesehen werden. Seitdem ist die für die Justiz- wie für die Verwaltungsbeamten längst bestehende Einrichtung auch für die höheren Lehranstalten durchgeführt worden, daß der einzelne Beamte nach einer gesetzlich feststehenden Skala innerhalb gewisser Altersstufen bis zu dem höchsten Betrage seines Gehalts aufsteigt. So allein ist es richtig und würdig. Konnte doch noch vor etwa 25 Jahren einem

höheren Beamten der Schulverwaltung, der mit den Vertretern einer kleinen Kommune über die Erhöhung der Lehrergehälter zu verhandeln hatte, der Einwand gemacht werden, daß der erste Oberlehrer, dessen Gehalt 900 Thaler betrug, alsdann mit 1500 Thalern der reichste Mann im Orte werden würde. Aber mit der früheren Einrichtung waren noch zwei weitere empfindliche Übelstände verbunden, die auch der gerechteste und humanste Direktor nicht zu beseitigen vermochte. Wenn in einem Kollegium, und bei kleineren war das doch recht oft der Fall, kein Mitglied sich fand, das in einem Hauptfache die gerade erforderliche Befähigung zum Unterrichte in den oberen Klassen besaß, so mußte auch über dem sonst tüchtigsten Lehrer ein anderer, der im Besitz dieser Fakultas war, eingeschoben werden. Städtische Patronatsbehörden konnten sogar den Versuch machen, innerhalb desselben kleineren Kollegiums einen Lehrer über den andern wegspringen zu lassen. Es leuchtet ein, wie schwer selbst das kollegialische Verhältnis durch solche Zustände gefährdet werden mußte. Lehrer aber, die überhaupt nur die Befähigung zum Unterrichte für die mittleren Klassen besaßen, mußten vielleicht ihr Leben lang auf einer fast kümmerlichen Gehaltsstufe ausharren, zumal ja früher jedes Aufrücken davon abhing, daß eine besser dotierte Stelle in dem einzelnen Kollegium durch den Tod, die Pensionierung oder die Versetzung ihres Inhabers frei wurde. Es ist doch einfach menschlich, und jeder heute ältere Lehrer hat es selbst erlebt, daß in die Trauer um den Tod eines verdienten Kollegen sich eine Empfindung der stillen Freude oder Hoffnung für die mischte, denen sich dadurch eine Aussicht auf eine Verbesserung ihrer Lage eröffnete. Ein Kollege, der erst nach Eintritt der neuen Gehaltsordnung in den Ruhestand getreten ist, hat das in einem kleinen anmutigen Gedichte so geschildert: Stürbe ich heute, so hinterließe ich fünf lachende Erben. Der erste bekommt als nun älterer Professor das Prädikat Hochwohlgeboren; der zweite die Funktionszulage von 900 Mark; der dritte fällt seiner Frau um den Hals und begrüßt sie als Frau Professor; der vierte, bisher Hilfslehrer, wird definitiv angestellt. Wer aber ist der fünfte Erbe? Die Antwort lautet:

Der fünfte von meinen Erben
Ist eine junge Maid,
Sie spricht: Zu der traurigen Märe
Wars wirklich die höchste Zeit;
Nun ist auch der gehoben,
Der bisher gar nichts war,
Nun können wir uns verloben
Und freien übers Jahr.

Der Entschluß des Dichters aber, gerade deshalb in den Ruhestand zu treten, weil er diese fünf noch bei seinen Lebzeiten froh und heiter sehen wollte, verdient gewiß als ein der treuesten Nacheiferung würdiges Beispiel in die Tafeln der preußischen Schulgeschichte eingegraben zu werden. Wenden wir uns von diesem ehrwürdigen Zeugen höchster kollegialischer Selbstlosigkeit zu den vielgeplagten Lehrern der mittleren Klassen zurück, so müssen diese als die eigentlichen Säulen der Schule angesehen werden. Sie besitzen nicht nur in ihrem engeren Kreise eine oft sehr tüchtige, praktische und pädagogische Erfahrung, sondern sie liefern auch dem Lehrer der Oberstufe das gute Material, das dieser gar nicht entbehren kann, wenn die ihm obliegenden weiteren Aufgaben glücklich gelöst werden sollen. Die Besetzung der Stelle des Direktors, der die Anstalt nach innen zu leiten und nach außen zu vertreten hat, muß natürlich in allen Fällen der Aufsichtsbehörde allein vorbehalten bleiben; sei es in Form der eigenen Wahl, sei es in Form der Bestätigung. Deshalb hat sie auch das Recht, mit dem von einem städtischen Patronat präsentierten Kandidaten ein colloquium pro rectoratu abzuhalten. So wurde denn auch unsre Anstalt königlich, da der Staat doch nicht daran hätte denken können, eine bis in das 16. Jahrhundert zurückreichende Schule aufzulösen, wenn die Kommune zu ihrer Unterhaltung nicht mehr imstande war. Allerdings erfolgte die Übernahme erst dann, nachdem durch eine sehr eingehende Revision der innere gute Bestand der Schule festgestellt war, und nachdem jeder einzelne Lehrer die Erklärung abgegeben hatte, daß er mit seinem Übergange in die Jurisdiktion des Staates einverstanden sei. Ein eigentümliches Nachspiel freilich schloß sich an das so freudige Ereignis an. Das Sorauer Gymnasium besaß ein eigenes Vermögen von 120 000 Mk., die sogenannte Schülersche Stiftung. Dieses Kapital stand unter der Verwaltung eines besonderen Kuratoriums, zu dem auch abwechselnd einer der fünf Lehrer alter Stiftung gehörte, der für diese immer ein Jahr lang dauernde Würde ein Honorar von 120 Mk. erhielt. Es war ein Nebenamt, das von jedem auf das freudigste begrüßt wurde, denn für eine mäßige Anzahl von Unterschriften und die Durchsicht der Jahresrechnung war es doch eine reichlich bemessene Entschädigung. Die Stiftung war auf die Namen der alten fünf Lehrer, die wir bereits kennen gelernt haben, durch ein älteres testamentarisches Vermächtnis begründet worden. Sie hatte den Zweck, die früher fast kläglichen Gehälter der Lehrer zu verbessern und in einzelnen Fällen ihnen auch eine außerordentliche Unterstützung zu gewähren. In einem besonders schweren Falle konnte diese auf

500 Mk. bemessen werden. Die wohlwollende Absicht des Kuratoriums, die Stiftung ein andermal für die Umzugskosten eines Lehrers heranzuziehen, die der Kommune selbst zur Last fielen, scheiterte freilich an dem Widerspruch des das Kollegium vertretenden Lehrers, den die Aufsichtsbehörde als begründet anerkannte. Diese Bezüge waren aber schon lange den Lehrern auf das vom Staate geforderte Gehalt angerechnet worden, nur mußten sie dazu jedesmal eine besondere und mit den stiftungsmäßigen Titeln unterzeichnete Quittung ausstellen. Es war daher natürlich, daß der Staat, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sich mit unsrer alma mater zu vermählen, die ihn vielleicht durch eine Fülle innerer Vorzüge, aber doch gewiß nicht durch den Reiz der Jugend zu fesseln vermochte, die Auslieferung des Heiratsgutes forderte. Jeder Geschäftsmann, der sich entschließt, eine ältere Braut heimzuführen, macht es doch ebenso, ein Offizier kann überhaupt nicht anders verfahren. Ich war gerade das letzte dem Kuratorium angehörende Mitglied des Lehrerkollegiums und hatte deshalb die Ehre, bei der Übergabe des Brautschatzes als Hochzeitsmarschall zu fungieren. Es war doch eine schmerzliche Stunde. Wehmütig schaute namentlich der Bürgermeister zu, wie der damit beauftragte Sekretär des Schulkollegiums die Dokumente eines nach dem andern sorgfältig prüfte, in seine Mappe legte und ohne jede teilnehmende Erregung des Gemütes über den Empfang quittierte. Wenn ich aber selbst später den eisernen Kasten, der unsern Nibelungenhort so lange verwahrt hatte, leer und unbenutzt auf dem Magistratsbüreau stehen sah, fiel mir immer die Stelle aus Uhlands Ballade ein:

Nur eine einzge Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

14. Ernstes und Heiteres aus dem Schulleben.

Man hat den Beruf des Lehrers oft genug undankbar und mühevoll genannt. Undankbar ist er doch nur, wenn der Lehrer selbst seinen Beruf verfehlt hat, oder wenn er den Dank zu früh oder an falscher Stelle sucht. Aber mühevoll ist er gewiß. Daher hat selbst der praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon, ein Büchlein geschrieben de miseriis paedagogorum, über die Elendigkeiten, unter denen die Lehrer zu seufzen haben. Da er zehn Jahre lang in seinem Hause eine Privatschule hielt, so kannte er sie aus eigener Erfahrung nur allzugut: die Mühen des Unterrichts und der sittlichen Überwachung der Zöglinge; die aufreibende Arbeit der Korrekturen; den Kampf mit der Art und Unart der Jugend; den Undank der Eltern. Es gibt begnadigte Naturen, die von diesen Mühseligkeiten nicht oder nur wenig betroffen werden; sie sind in alle Wege sehr selten. Aber auch diese bleiben von der schweren Last der Korrekturen nicht verschont. Die Israeliten brauchten doch nur einmal den gefahrvollen Durchgang durch das rote Meer zurückzulegen, der Lehrer muß ihn alle Tage auf sich nehmen, er mag jung oder alt sein, es mag draußen regnen oder die Sonne scheinen, es mag in seinem Herzen Trauer oder Freude herrschen. Ein Lehrer, der in den Ruhestand tritt, wird daher gewiß das kleine Tintenfaß, das ihm so lange den roten Schreibsaft verwahrt hat, zurückstellen, so daß er von ihm wie Tell von seiner Axt sagen könnte:

> An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
> Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen. V, 2.

Nach dem Zeugnis eines so hervorragenden Gymnasialpädagogen wie Nägelsbach sind aber die Korrekturen der deutschen Aufsätze, namentlich in den oberen Klassen, die schwersten. Sie nehmen nicht

bloß das größte Zeitmaß in Anspruch, sondern sie fordern auch von dem Lehrer eine Vereinigung logischer, rhetorischer, stilistischer und ästhetischer Bildung, die wenigstens nicht allgemein gefordert werden darf, so lange der alte Satz gilt, daß niemand verpflichtet ist, geistreich zu sein. Gleichwohl kann der Lehrer mancherlei thun, um sich selbst diese saure Arbeit zu erleichtern. Zunächst durch die Verlegung der Korrekturen auf die Zeit, wo er selbst am freiesten und frischesten ist, und sodann durch die Art, wie er die Aufsätze im Unterricht vorbereitet. Das erste ist die Wahl des Themas. Es muß in dem Gesichtskreise des Schülers liegen, für ihn anregend sein, und muß ohne zu große Schwierigkeiten den Punkt erkennen lassen, wo er mit seinem Nachdenken einzusetzen hat. Ob er eine glückliche Wahl getroffen hat, das erfährt der Lehrer nicht immer zu seiner Freude, gewiß aber zu seiner Belehrung, so oft die Abiturienten den Probeaufsatz schreiben. Er tritt am Morgen in die Klasse ein und findet die Schüler auf hinlänglich gesonderten Plätzen vor. Die freundliche Mahnung sei gestattet, daß er das übliche kurze Morgengebet auch heute nicht vergessen soll. Ich habe dazu meist die Strophe verwendet, mit der General York an der Spitze seiner Offiziere von Schkeuditz zur Völkerschlacht nach Leipzig aufbrach:

Sprich Ja zu meinen Thaten,
Hilf selbst das Beste raten,
Den Anfang, Mitt' und Ende,
Ach Herr, zum besten wende.

Das machte immer einen ernsten Eindruck. Dann zeigt der Lehrer den Umschlag vor, der die Themata enthält, und der ihm so eben erst von dem Direktor übergeben worden ist. Er trägt das Siegel des Schulkollegiums; seine Unverletztheit wird festgestellt. Nach der Öffnung zeigt ein einfacher Strich mit Rot- oder Blaustift an, welche von den vorgeschlagenen Aufgaben der Königliche Kommissar gewählt hat. Nun beginnt die Arbeit, sobald das Thema zweimal langsam und deutlich vorgelesen ist. Kein Lehrer des Deutschen wird in dieser ersten Inspektionsstunde ohne eine gewisse Spannung bleiben. Aber er merkt sogleich, welchen Eindruck das Thema auf die Schüler gemacht hat. Er unterscheidet auch gar bald den langsamen Arbeiter von dem schnellen, den ernsten von dem flüchtigen. Jedes Thema muß zugleich so gefaßt sein, daß es auch dem begabten Schüler immer noch etwas zu thun übrig läßt, und daß doch zugleich der weniger Befähigte nicht an einer entsprechenden Lösung zu verzagen braucht. Bei der Korrektur ist zunächst die Disposition ins Auge zu fassen. Sie begreift das

Verhältnis des Ganzen zu seinen Teilen, der Teile zu dem Ganzen, der Teile zu einander. Diese einfachsten Gesetze muß der Lehrer den Schülern so lange geben, als sie noch nicht imstande sind, sie selbst aufzufinden, also namentlich in IIb; denn ohne diese Voraussetzung ist ein auch nur erträglicher Aufsatz nicht zu erwarten. Besondere Sorgfalt ist der Einleitung zu widmen, sie wird erfahrungsmäßig den Schülern am schwersten. Das geht aber doch auch der Köchin so, die an ihren Schatz schreibt; dem Studenten, der dem Vater eine schwere Beichte abzulegen hat; dem Beamten, der namentlich in seinen persönlichen Angelegenheiten eine Eingabe an die Dienstbehörde macht. Manchem selbst bei seinem Heiratsantrage. Hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks ist lediglich darauf zu achten, ob er deutlich, im wesentlichen fehlerfrei und dem Gegenstande angemessen ist. Das ist die Hauptsache, und sie ist schwer genug. Darum hat auch die Korrektur sich in erster Linie danach zu richten. Jeder Fehler, soweit er nicht alsbald durch einfache Verbesserung beseitigt werden kann, muß sodann nach seiner Art oder nach seinem Herkommen am Rande scharf und kurz bezeichnet werden. Der Schüler muß durchaus erfahren, nicht bloß daß, sondern auch warum etwas falsch ist. Das kann mit wenigen Worten, auch mit einer Frage geschehen: z. B. falsch gebrauchtes Bild; logischer Zusammenhang? ist das Urteil allgemein gültig? was hat der Verfasser nicht bedacht? Die Schlußcensur muß freilich in ein einfaches Prädikat auslaufen, soll aber doch immer auch begründet sein. Hier mag der Lehrer zeigen, ob er selbst nicht nur klar und verständlich, sondern auch kurz und treffend zu schreiben versteht. Dagegen hat sich der Lehrer selbst bei der Korrektur ernstlich vor zwei Fehlern zu hüten. So sorgfältig auch alles einzelne geprüft werden muß, der Lehrer darf an ihm nicht haften bleiben. Sonst hat er die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band. Für die Beurteilung ist vor allem darauf zu sehen, in welchem Maße der Aufsatz als Ganzes den angeführten logischen und stilistischen Gesetzen entspricht, oder noch hinter ihnen zurückbleibt. Den zweiten und größeren Fehler begeht der Lehrer dann, wenn er vergißt, daß er nicht fertige, sondern werdende Geister vor sich hat, junge Leute, die doch eben erst ausgebildet werden sollen. Eine Schülerarbeit kann in keiner Weise eine Meisterarbeit sein, auch nicht die eines schlichten Handwerksmeisters, geschweige die eines Künstlers. Für die Besprechung in der Klasse sind nur solche Fehler auszuwählen, an die eine für alle Schüler anregende und fruchtbare Besprechung sich anknüpfen läßt. Namentlich aber soll der Lehrer, wo er bei noch schwachen Leistungen

doch redliches Streben findet, dies auch offen anerkennen. Versteht er es namentlich auf diesem Gebiete nicht, die Irrenden zu leiten, die Schwachen zu stärken, die Verzagten aufzurichten, mit einem Worte, vergißt er über dem Gesetz das Evangelium, so darf er sich nicht wundern, wenn ihm selbst die freudige Erfahrung versagt bleibt, daß auch für das Verhältnis des Schülers zu dem Lehrer die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist.

Eine Lehrern und Schülern gemeinsame Last sind ferner die Censuren. Könnten sie abgeschafft werden, um wie vieles glücklicher würden wir sein! Mancher junge Freund sucht schon am Vorabend des verhängnisvollen Tages sein Lager mit dem Seufzer des Dies irae dies illa auf:

Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Alles steht dort eingetragen,
Wes die Welt ist anzuklagen.

Was soll dann ich Armer sagen,
Welchen Anwalt mir erfragen,
Wenn Gerechte selbst verzagen?

Freundlicher und von versöhnendem Abschluß ist die Darstellung dieses Dramas in einem Gedichte von Karl Gerok. Da kommt zuerst das liebe älteste Töchterchen, blauäugig, blondzöpfig, anmutig. Heute darf sie besonders glücklich sein. Betragen musterhaft; Fleiß und Aufmerksamkeit lobenswert; Leistungen gut, zum Teil sehr erfreulich. Platz der dritte in der Klasse. Jetzt tritt der sonst so muntere Fritz herein, ein Knabe von etwa elf Jahren, wie sie der Ordinarius von V besonders lieb hat. Der Dichter hat ihn noch vor kurzem als Meister auf der Eisbahn, als Helden im Straßenkampfe bewundert. Aber heute ergeht es ihm fast wie Herrn Milon, als er, nach seiner Meinung des Sieges und der Ehre bar, nach dem Königsschlosse von Aachen zurücktritt:

Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.

Freilich — das Zeugnis ist auch gar zu fatal. Betragen wiederholt getadelt; Fleiß und Aufmerksamkeit oft vermißt; Leistungen durchweg mangelhaft; Platz der vorletzte in der Klasse. Resultat:

Seht, da steht der kleine Sünder,
Schöngestiefelt an den Beinen,
Aber ein geschlagner Mann.

Ist das nicht wie ein Bild nach dem Leben gezeichnet? Da sich

aber die Censuren als die notwendigen schweren Gewichte in dem Uhrwerke der Schule nicht abschaffen lassen, so will ich den Vätern wenigstens zwei freundliche Winke geben, durch die sie einigen Trost gewinnen mögen unter der Last und Hitze des Censurtages. Es sind sehr einfache Ratschläge. 1. der Vater soll die Censur, wenn er sie gelesen hat, sogleich unterschreiben und dem Sohne zurückgeben. Sonst bringt er sich in Gefahr, von neuem in schwere Erregung zu geraten, wenn das Zeugnis in der Klasse vorgezeigt werden muß. Aber auch der Sohn muß befürchten, daß er die Querschrift mit blauer und roter Tinte, bei der die Haut die Stelle des Papiers vertritt, zweimal zu lesen bekommt. 2. Ist das Unwetter vorüber, so soll doch, namentlich wenn es heftig eingeschlagen hat, alsbald auch der Friedensbogen der Versöhnung als das Zeichen eines neuen Bundes sichtbar werden. Die Eltern dürfen dem Sohne seine Schuld oder Versäumnis nicht nachtragen — auch einer der schwersten Mißgriffe des Lehrers gegenüber den Schülern — sondern sollen ihn mit doppelter Wachsamkeit, Treue und Liebe auf den rechten Weg zurückleiten. Nur so kann die Züchtigung — und das bleibt jedes ungünstige Zeugnis auch für die Eltern — eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit geben denen, die dadurch geübt sind. Hebr. 12, 11.*) Denn eine schlechte Censur soll nicht bloß verwunden, sondern auch heilen, nicht bloß töten, sondern auch lebendig machen. Das Muster hierfür findet der Vater in dem Gleichnis von dem verlorenen Schaf, die Mutter in dem von dem verlorenen Groschen. Luc. 15, 1—10. Aber auch eine gute, besonders eine recht gute Censur soll mit pädagogischer Weisheit behandelt werden. Es ist ein arger Mißgriff, wenn sie alsbald bei allen Gefreundten herumgezeigt wird, womöglich von dem glücklichen Empfänger selbst. Auch an die Reifeprüfung setzen sich in neuerer Zeit solche Fehler an. Daß ein glücklicher Ausfall auch im Hause einen besonders festlichen Nachhall findet, mag erlaubt sein, notwendig ist es nicht, wie ich und viele meiner Altersgenossen aus eigener Erfahrung wissen. Wenn aber ein Abiturient, der es doch eben nur so weit gebracht hat, ein glücklicher Maulesel zu sein, daheim mit Lorbeerkränzen und Champagner empfangen wird, so muß man doch fragen: Was soll geschehen, wenn er einmal aus einem schweren Staatsexamen kommt oder gar aus einem Feldzuge heimkehrt?

---

*) Wenn einer meiner Erfurter Lehrer einen kleinen Knaben über die Bank legte, so sagte er bei jedem Schlage: Du thust mir gar nicht leid, aber dein armer Vater, dein armer Vater! Jedenfalls eine sehr eindringliche und originelle Auslegung des vierten Gebots.

Über das Verhältnis von Schule und Haus ist so viel Schönes, Gutes und Überzeugendes schon geschrieben worden, daß man sich eigentlich wundern möchte, wie daraus doch immer neue Schwierigkeiten erwachsen. Und doch beruht dies auf einem psychologischen Naturgesetz. Es mag als eine harte Rede erscheinen, aber Eltern und Lehrer sind Begriffe, die sich bis auf einen gewissen Grad ausschließen, weshalb denn auch sonst sehr tüchtige Väter nicht immer gute Lehrer für ihre eigenen Kinder sind. Die Eltern sind mit den Kindern durch so enge Bande der Natur verknüpft, daß kein Lehrer sie ganz mit ihnen zu teilen vermag. Sie sind doch Bein von ihren Beinen und Fleisch von ihrem Fleisch. Darum mag es auch für den Vater sehr bitter sein, an den Kindern dieselben Fehler zu beobachten, mit denen er in seiner Jugend zu kämpfen gehabt und die er vielleicht auch jetzt noch nicht ganz überwunden hat. Der Lehrer wiederum vertritt in der Schule eine objektive, für alle gültige Norm. Eben wegen dieser objektiven, entfernteren Stellung nimmt er auch manche Fehler der Kinder eher wahr, als die Eltern, zumal die Schüler täglich Stunden lang der Gegenstand seiner berufsmäßigen und geschulten Beobachtung sind. Es kommt hinzu, daß manche Söhne mit Vorliebe die Ausübung ihrer Unarten in die Schule verlegen. Das hat seinen guten Grund. Sie wissen recht wohl, daß der Lehrer mit der Ausübung seiner Strafmittel an ganz bestimmte Grenzen gebunden ist. Sehen sie sich gleichwohl einmal von einer Störung des körperlichen Wohlbefindens betroffen, so tragen sie auch diese nicht zu schwer, so lange sie ihnen nicht in der Form zugewandt wird, die man in Schwaben gespannte Hösle nennt. Zu Hause dagegen fürchten sie nicht nur das telum subalare*) des Vaters, den Stock, sondern auch die leichte und zierliche Hand der Mutter, die trotz ihrer Weichheit eine überraschende Schwungkraft und Treffsicherheit besitzt. Es ist nun aber doch einleuchtend, daß bei dem hervorgehobenen Gegensatze, den kein Vater und kein Lehrer zu ändern vermag, die Möglichkeit von Konflikten sehr nahe liegt, und daß diese Gefahr um so größer ist, wenn die beiderseitigen Familien in verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen zu einander stehen. Aber auch in anderen Fällen wird die Verständigung zwischen Schule und Haus dadurch nicht leichter, daß die Mutter die Verhandlung mit dem Lehrer in die Hand nimmt. Es wiederholt sich da noch immer, was 1. Kön. 3, 26 geschrieben steht: Ihr mütterlich Herz entbrannte über ihren Sohn. In ihrem tiefen

*) Eine Waffe, die unter dem Arme getragen wird.

Jammer über die Schule, die nach ihrer Ansicht alles andere eher war als eine Herberge der Gerechtigkeit, habe ich eine solche schmerzensreiche Niobe einmal auch nur durch die Erinnerung aufzurichten vermocht, daß doch schon der unsterbliche Schiller gesagt habe: Kinder jammern, Mütter irren. Da lächelte sie unter Thränen, wie Andromache bei dem Anblick des kleinen Astyanax, und die Gefahr war vorüber — auf diesmal. Dagegen deutet das Barometer sofort auf Sturm, sobald in der Verhandlung das schlichte Eigenschaftswort in Frage kommt, das bekanntlich nicht bloß den Mangel an Begabung, sondern auch das Gegenteil persönlicher Hochachtung bezeichnet. Fällt der Ausdruck unter Studenten, was doch recht häufig geschieht, so ist die gewöhnliche Folge ein fröhlicher und frischer Gang auf scharfe Schläger, wenn die frühe Morgensonne auf die grüne Heide scheint. Den Müttern gegenüber aber muß der Lehrer oft seinen ganzen Sprachschatz aufwenden, um den fatalen Begriff zu umschreiben. Als ich diese Kunst einmal einer adeligen Dame in Köslin gegenüber anwandte, unterbrach sie mich mit der verwunderten Frage: Warum geben Sie sich denn so viele Mühe, Herr Doktor? Sie wollen doch nur sagen, mein Junge ist dumm. Nun weiß ich ja gleich, woran ich bin, dann ist er jedenfalls für das Gymnasium nicht geeignet, und ich muß für ihn auf etwas anderes denken. Sein Bruder war noch dümmer und ist doch etwas Tüchtiges geworden. Haben Sie vielen Dank für Ihre freundliche Auskunft. Solche Freudigkeit des Glaubens habe ich freilich nur bei dieser Mutter gefunden. Dagegen war es mir wahrhaft erquickend, als eine schlichte Pfarrfrau, die allerdings in reichem Maße das besitzt, was man eben nur von seiner Frau Mutter erben kann, mir in einer Unterhaltung, die sich gar nicht auf pädagogische Dinge bezog, sagte: Unsere Männer sind auch einmal dumme Jungen gewesen. Aber wir Lehrer dürfen gegen die Mütter auch nicht ungerecht sein. Wir haben selbst die Neigung, die Schüler zuerst nach ihren geistigen Anlagen und wissenschaftlichen Leistungen zu beurteilen und darum auch zu schätzen. Das ist eine Einseitigkeit, denn klug ist der Teufel auch, wie mir einmal der geistvolle Direktor Röder sagte. Aber dieser Fehler liegt zunächst tief in der deutschen Art. In der Theologie waren um die Wende des Jahrhunderts die beiden Hauptparteien, Orthodoxe und Rationalisten, in dem gemeinsamen Irrtum befangen, daß das Christentum eine Summe von Erkenntnissen über Gott und göttliche Dinge sei, nur daß die einen sie aus der übernatürlichen Offenbarung, die andern aus der Vernunft ableiteten. Der Herr selbst hat doch darüber etwas ganz anderes gesagt. Vgl.

Math. 7, 21. 24. Joh. 7, 16. 17. In der Philosophie erreichte diese Überschätzung des Wissens ihren Höhepunkt in Hegel und seiner Schule; sie hat lange nachgewirkt. Uns Lehrern liegt dieser Fehler aber weiter darum so nahe, weil unser ganzes Handwerk ein gelehrtes ist, und weil auch seine Erfolge zuerst nach ihrem wissenschaftlichen Ertrage beurteilt werden. Mit dieser Einseitigkeit ist es aber neuerdings nicht besser, sondern eher schlimmer geworden, und zwar in einer Weise, die den Müttern besonders empfindlich ist. Viele auch von unsern Kaufmannsfrauen haben Hochachtung vor der Arbeit des Gelehrten, sie wissen recht gut, daß sie ein Kapital von ganz eigenartigem Werte ist. Von den „Schwergeprüften" unter den Müttern, den früheren Lehrerinnen und Gouvernanten, versteht sich das von selbst. Nun aber wird jetzt selbst die Versetzung nach Obersekunda von einer besonderen Prüfung abhängig gemacht, deren Bestehen sogar für den Eintritt in die meisten Berufsarten des praktischen Lebens notwendig ist. Die Mütter müssen also die Angst des Examens, auch eine Art von Geburtswehen, jetzt zweimal durchmachen, einmal bei dem erwähnten Anlaß und dann bei der Reifeprüfung. Da ist es doch wahrlich nicht zu verwundern, wenn ihnen etwa die Erklärung des Lehrers, daß es dem Sohne vielleicht nicht leicht fallen werde, auch nur das erste der beiden Ziele zu erreichen, schwer auf die Nerven fällt. Das Verhältnis der Schule zum Hause wird sich aber gewiß überall da befriedigend gestalten, wo es von beiden Seiten mit besonnener Mäßigung und schonender Liebe behandelt wird.

Endlich wird der Lehrer wenigstens zuweilen auch bei der Frage über die Wahl des Berufes für einen Schüler zu Rate gezogen. Erleichtert wird sie, wenn auch der Sohn in einer längeren und bewährten Tradition des Hauses steht. Es gilt für den Bürgerssohn so gut wie für den kleinen Junker:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält und still sich freuend
> Ans Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht!
>
> Iph. I. 3.

In diesem Falle wird es sich daher meist auch nur um die Frage handeln, auf welchem Wege das nächste Ziel am leichtesten und zweckmäßigsten zu erreichen ist. Kommt eine wirkliche Wahl in Frage, so ist diese bei der jetzt vorliegenden Überfüllung fast aller gelehrten und praktischen Fächer ein sorgenvolles Ding. Zwei Punkte müssen dabei

gleichmäßig erwogen werden: die Neigung und Befähigung des Sohnes und die finanzielle Stellung der Familie und ihre gesellschaftlichen Beziehungen. Erleichtert wird die Entscheidung da, wo der Quell des Gebetes noch nicht versiegt ist; erheblich erschwert dagegen, wo Rücksichten äußerlicher Art, etwa die Aussicht auf den zu erwartenden Gewinn an Geld oder Ehre, in die Wagschale gelegt werden. Solche Rücksichten wirken vielmehr in hohem Maße schädlich. Man kann sich weder auf dem Gebiete des praktischen Lebens eine tüchtige Ausbildung aneignen noch im Dienste der Wissenschaft treu und ernsthaft arbeiten lernen, wenn man dabei fortwährend nach den Fleischtöpfen Ägyptens schielt, nur daß diese hier nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft winken.

Wenn uns die bisherigen Erörterungen auf einige schwierige und spezielle Punkte der Gymnasialpädagogik geführt haben, so treten uns kaum geringere Schwierigkeiten entgegen, wenn wir den Beruf des Lehrers im allgemeinen ins Auge fassen. Der auch als Pädagoge ausgezeichnete Professor Paulsen in Berlin hat in einer Abhandlung nachgewiesen, daß die durchschnittliche Dienstzeit eines Lehrers an den höheren Lehranstalten Deutschlands nur 28 Jahre beträgt. Seine Ausführung stützt sich auf ein reiches und wohlgeordnetes statistisches Material. Auch die preußische Unterrichtsverwaltung kennt diesen Stand der Dinge, denn sie hat bei der erst vor kurzem neu erfolgten Ordnung der Gehälter die Altersstufe, mit der ein Lehrer den höchsten Betrag des ihm zustehenden Einkommens erreicht, von 27 Dienstjahren auf 24 herabgesetzt. Aber haben denn die Lehrer nicht zehn Wochen im Jahre Ferien und werden sie darum nicht oft genug scheel angesehen? Nun, die Ferien sind zunächst ein heilsames Gegengewicht gegen den Zwang der gebietenden Stunde, unter dem der Lehrer so gut wie der Sänger steht, nur daß er bei ihm nicht immer befreiend, sondern oft auch drückend wirkt. Es ist auch ganz richtig, daß in der Freiheit von allen Dienstgeschäften auf längere Zeitabschnitte hinaus ein Vorzug des Lehrers liegt, den weder der Arzt noch der Geschäftsmann besitzt. Es gehört aber doch nur ein mäßiger Grad von Einsicht dazu, um zu begreifen, daß uns der Staat ganz gewiß nicht im Unterschiede von allen andern Beamten zehn Wochen lang Ferien gewähren würde, wenn dies nicht absolut notwendig wäre. Zuerst um der Schüler selbst willen. Der jugendliche Geist wäre gar nicht imstande, die geistige Anspannung, die ihm in der Schule zugemutet wird, auch nur ein Jahr lang zu tragen, wenn die Arbeit nicht regelmäßig für längere Zwischenräume unterbrochen würde. Das sollten auch die

Eltern bedenken, die über die Ferien seufzen, weil sie ihnen ein erhöhtes Maß häuslicher Pflichten und Mühen auferlegen, namentlich in den Städten. Vater und Mutter zu sein ist gewiß schön, aber doch eben auch schwer. Dieselbe Rücksicht gilt für den Lehrer. Das ergibt sich einfach aus der Art, in der dieser arbeiten muß. Ein oft nicht beachtetes aber sehr wichtiges Moment ist schon dies. Der Geistliche, der Richter und der Verwaltungsbeamte, die alle ebenso wie der Lehrer öffentlich thätig sind, sind bei jeder Ausübung ihres Berufes, die sie mit dem Publikum in Berührung bringt, mit schützenden Schranken umgeben, deren Durchbrechung harte Strafe zur Folge hat. Das weiß jeder, der auch nur einmal einer Schöffengerichtssitzung beigewohnt hat. Für den Lehrer gibt es Schranken in diesem Sinne nicht, und den erforderlichen Schutz muß er sich selbst schaffen. Gelingt ihm das nicht, und zwar schon in den Anfängen seines Wirkens, so kann ihm kein Direktor und kein Schulrat helfen. Sein Lebensweg wird vielmehr in diesem Falle oft genug ein wahrer Passionsweg, eine via dolorosa, so daß er im Hinblick auf glücklichere Amtsgenossen seufzen mag:

> Der Reichen Gärten seh ich blühn,
> Ich seh die goldne Saat;
> Mein ist der unfruchtbare Weg,
> Den Sorg und Mühe trat.

Wie er es aber anfangen soll, eine gute Disciplin zu halten, das kann er in ausreichendem Maße wiederum aus keinem Buche und auf keiner Universität lernen. Hierin muß er sein eigener Lehrer sein. Denn die Pädagogik ist, wie Fürst Bismarck einmal von der Politik gesagt hat, keine Wissenschaft, sondern wenigstens in ihrer praktischen Ausübung eine Kunst, zu der man wie zu irgend einer natürliche Anlagen mitbringen muß. Und es ist eine schwere Kunst, in der kein Meister auslernt. Denn sie besteht nicht darin, den Schülern in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kenntnissen beizubringen, ein Mißverständnis, das freilich auch durch unser so hoch ausgebildetes Prüfungswesen begünstigt wird. Sondern wir haben bereits gesehen, daß sie die Aufgabe hat, Seelen zu gewinnen und Seelen zu bilden, und daß diese zugleich nicht fertige, sondern werdende sind. Vielmehr sollen sie überhaupt erst geweckt und gebildet werden. In jedem neuen Schuljahre, mit jeder neuen Generation muß man dieses Hauptstück des Katechismus von vorn anfangen. Es scheint sogar manchem ernsten und gewissenhaften Lehrer so, als würde das für ihn trotz der wachsenden Erfahrung nicht leichter, sondern schwerer. Es ist eines

der unergründlichen Worte Luthers: „Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden, wollen wir Kinder ziehen, so müssen wir Kinder werden.“ Da hat denn schon mancher Lehrer in seinem Kämmerlein mit Nikodemus gefragt: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden? Joh. 3, 4. Sodann hat der Lehrer in jeder einzelnen Stunde immer eine doppelte Aufmerksamkeit aufzuwenden, die auf die Sache und die auf die Schüler; die eine darf über der andern niemals vergessen werden. Dabei muß er fortwährend geistig thätig sein, beobachtend, rügend, lehrend. Selbst verfehlte Antworten darf er nicht einfach mit der Bemerkung: das ist falsch, beseitigen, denn gerade ihre Verbesserung bietet oft die fruchtbarsten Anknüpfungspunkte. Man wird zugestehen, daß das recht große Schwierigkeiten sind. Man wird dann aber auch einräumen, daß die Arbeit des Lehrers hohe Anforderungen an ihn selbst stellt, eben weil sie durchaus innerlicher und geistiger Natur ist. Ein hohes Maß wissenschaftlicher Anforderungen muß der Lehrer bereits vor dem Eintritt in seine praktische Beschäftigung nachgewiesen haben. Das philologische Studium ist ebenso wie das der Mathematik und der Geschichte kaum noch unter vier Jahren zu bewältigen, und Nährmütter, wie für die jungen Juristen — sie nennen sich allerdings mit dem wohlklingenderen lateinischen Namen Repetitoren — gibt es nur für diese hochpreisliche Fakultät, eine Einrichtung, die doch gerade von den geistig strebsamen und selbständigen unter ihren Zöglingen am wenigsten benutzt wird. Sodann aber erfordert der Beruf des Lehrers eine unausgesetzte Weiterbildung, so oft das auch von Unkundigen bezweifelt wird. Sie geht bis ins kleinste. Kein Lehrer kann heute auch nur die Anfangsgründe seiner Disciplin so vortragen, wie er es vielleicht vor zwanzig Jahren gethan hat. Er kommt dann nicht bloß strebsamen jüngeren Kollegen gegenüber in die Gefahr, sich Blößen zu geben, sondern er muß fürchten, auch den Schülern gegenüber das zu verlieren, was die erste Bedingung seiner Wirksamkeit ist, ihr Vertrauen in seine wissenschaftliche Tüchtigkeit. Aber der Lehrer muß auch sonst unausgesetzt arbeiten, nämlich an sich selbst. Die schweren Tugenden der Selbstverleugnung und der Selbstbeherrschung kann er keinen Tag entbehren. Ebenso wenig die Liebe, die sich nicht erbittern läßt, die das Böse nicht zurechnet, und das edle Kräutlein der Geduld. Es ist gerade für den eifrigen und lebendigen Lehrer oft am schwersten zu finden. Kennt der Lehrer diese Tugenden nicht oder versäumt er auch nur ihre fortgesetzte Ausübung, so wird er die

Folgen früher oder später und oft recht bitter zu schmecken bekommen, und selbst nicht immer imstande sein, das Versäumte wieder gut zu machen.

Zu diesen allgemeinen Schwierigkeiten, die in der Art unseres Berufes liegen, und die man völlig erst kennen lernt, wenn man mit beiden Beinen darin steht, kommen nun aber noch besondere je nach dem Charakter und der örtlichen Lage der einzelnen Anstalten. Die gewiß erheblichen Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer in einer Großstadt zu kämpfen hat, kenne ich aus eigener Anschauung nicht, wohl aber die in mittleren Städten. Als ich von Pommern nach der Lausitz kam, trat mir gleich ein sehr charakteristischer Unterschied entgegen. Wenn der Pommer eine Antwort nicht oder nicht richtig weiß, so schweigt er in allen ihm bekannten Sprachen und Melodieen, und es ist dann gar nicht leicht, ihn überhaupt zum Reden zu bringen. Ebenso ist der Pommer, wie wir sahen, namentlich gegen den Fremden zurückhaltend, nur langsam gewinnt man sein Vertrauen, um so fester freilich hält es dann auch. In der Schule dauert es lange, ehe der Lehrer die Überzeugung gewinnt, daß ihm die Klasse als Ganzes gern und willig folgt. In der Lausitz ist das anders. Der Fremde, den sein Beruf dorthin führt, wird freundlich und entgegenkommend aufgenommen. Insbesondere von dem verletzenden Selbstbewußtsein, mit dem z. B. die großen Handelsherren der Hansestädte auf den Schulmeister herabblicken, war in unsrer Kaufmannsstadt nichts zu merken. Wenn der Lehrer sich selbst als tüchtig erwies, so hatte er über seine gesellschaftliche Stellung nicht zu klagen. Auch die Schüler waren durchaus willig und zum Antworten bereit. Ob die Antwort richtig oder falsch war, darüber freilich machten sie sich geringen Kummer. Ein weiterer Gegensatz wurde mir beim Unterricht in der vaterländischen Geschichte klar, den ich einige Jahre lang in der Obertertia zu erteilen hatte. In Pommern wußte der einfache Bauernsohn, und ich habe deren mehrere und sehr gute in der Klasse gehabt, so gut wie der Sohn des adligen Rittergutsbesitzers, daß ihre Vorfahren, wie erwähnt, gemeinsam die Schlachten des großen Friedrich mit geschlagen hatten, und daß gerade die Tapferkeit der Pommern nicht bloß in der Schlacht bei Leuthen den Ausschlag gegeben, sondern überhaupt den siegreichen Ausgang des siebenjährigen Krieges mit herbeigeführt hat. Die Sorauer dagegen waren, wie wir sahen, noch lange im Herzen Sachsen geblieben und hatten es wie alle ihre Landsleute besonders schmerzlich empfunden, daß die an Preußen abgetretenen Landesteile nicht vereinigt geblieben, sondern an drei verschiedene Provinzen, Sachsen, Brandenburg und

Schlesien verteilt worden waren. Das sächsische Trauerlied aus dem Jahre 1815:

> O Vaterland, daß du zerrissen bist,
> Wie soll ich leben noch zu dieser Frist? —

hat daher noch lange in ihren Herzen nachgetönt. Aber sie waren inzwischen doch auch ganz gute Preußen geworden, und namentlich unser Füsilierbataillon vom 12. Regiment hat bei dem Sturm auf die Spicherer Höhen mit heldenmütiger Tapferkeit gekämpft. Der erste preußische General, der in dem großen Kriege an jenem blutigen Tage fiel, war trotz seiner französischen Abstammung ein guter Sachse, v. François aus Niemegk. Gleichwohl durfte das Verwachsensein mit den großen Erinnerungen unserer Geschichte, das die Pommern besaßen, in der Lausitz nicht vorausgesetzt werden, und darum war auch das Interesse, das die dortige Jugend dem Unterrichte in der vaterländischen Geschichte entgegenbringt, hier weniger lebhaft entwickelt. Dagegen kam die warme Anhänglichkeit, die jeder Sorauer für seine Vaterstadt hegt, auch in Sexta einmal zum charakteristischen Ausdruck. Ich hatte bei der Erklärung der Pfingstgeschichte, Ap. Gesch. 2., gesagt, der Apostel Petrus sei der erste aller christlichen Pfingstprediger gewesen. Als ich nun bei der Wiederholung fragte: Wer hat die erste Pfingstpredigt gehalten? lautete die glaubensfreudige Antwort: Unser Herr Superintendent Petri. Die Gemüter gerieten darum auch in lebhafte Spannung, als einmal ein Vortrag über das Thema angekündigt wurde: Die vier Kleinodien Soraus. Was konnte damit gemeint sein? Die Vermutung, die ein verwegener Kopf zu äußern wagte, es seien die Geistlichen selbst, fand doch nur bei wenigen eitel gläubigen Herzen Zustimmung. Auch die Annahme, es möchten die vier schönsten Mädchen Soraus sein, erwies sich als nicht haltbar. Denn welcher neue Paris hätte das Wagnis unternehmen sollen, sie auszuwählen, ohne einen vierfachen trojanischen Krieg über unsre gute Stadt heraufzubeschwören? Es waren denn auch die Abendmahlsgeräte der Stadtkirche, die allerdings wegen ihres hohen historischen und kunstgeschichtlichen Wertes einmal eine sachkundige und liebevolle Beschreibung verdienten.

Alle kleineren Städte, und darum auch Sorau stellen nun aber dem Gymnasialunterrichte noch weitere Hemmungen entgegen. Es sind vornehmlich zwei. In den Großstädten nicht bloß sondern auch in mittleren Städten, z. B. in Köslin, ergänzt sich das Gymnasium zum größeren Teil aus Beamtensöhnen. Sie bringen von Hause her

eine gewisse Bildung schon mit, weil ihre Väter, wie wir früher bemerkten, entweder selbst studiert haben oder doch eine entsprechende Hausbibliothek besitzen. In kleineren Städten dagegen bilden die Söhne der Gewerbtreibenden und der Handwerker die Mehrzahl, nur die Söhne der Geistlichen und der Lehrer sind an beiden Arten von Anstalten relativ in gleicher Anzahl vertreten. Der Lehrer an einem Gymnasium der ersten Art darf daher bei den Schülern gar manches als bekannt voraussetzen, was der an einer Schule der zweiten Art ihnen erst selbst vermitteln muß. Viele unsrer kleinen Gewerbtreibenden waren zufrieden, wenn sie ihren Söhnen nur die zum Unterricht unentbehrlichen Bücher anschaffen konnten, weiter durften sie nicht gehen. Und selbst in den Bücherschränken unsrer wohlhabenden Kaufleute waren die gewöhnlichen Ausgaben der Klassiker zwar zu finden, gewiß aber nur ganz vereinzelt Werke wie etwa Treitschkes deutsche Geschichte oder Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Für die unbemittelten Schüler konnte auch die früher sehr kümmerlich ausgestattete Schülerbibliothek keinen Ersatz bieten. Das machte sich nun auch in allgemeinerer Beziehung fühlbar. Bei der Erklärung von Goethes Hermann und Dorothea in Obersekunda stellte es sich einmal heraus, daß kein Schüler — es war zufällig kein musikalisch begabter darunter — Mozart und die Zauberflöte kannte. Ich mußte daher das zum Verständnis der betreffenden Stelle Notwendige selbst sagen und erklärte auch die beiden Namen Tamino und Pamina. Als ich aber bei der Repetition fragte: Wonach also erkundigte sich Hermann und worüber lachten die Kaufmannstöchter? erhielt ich die Antwort: Er fragte nach einem Pianino. Möglich bleibt allerdings, daß dem Gefragten an dem heißen Augustnachmittage der Sandmann in die Augen getreten war, und daß ein Schalk ihm die Antwort zugeflüstert hatte. Ähnlich schwierig war im Religionsunterrichte die Besprechung der christlichen Kunst, für die die Schüler sonst großes Interesse bezeigten. Da die dazu erforderlichen Anschauungsmittel jetzt für den Zeichenunterricht reichlich vorhanden sind, so ist diese Aufgabe wesentlich erleichtert. Sodann kommt dies den Naturwissenschaften, der Geschichte und der Erdkunde zu gute, nicht minder der Erklärung der griechischen Kunst, die gar nicht entbehrt werden kann. Jeder Schlesier oder Lausitzer glaubt nun zwar, Verse machen zu können, wenn nicht gar ein kleiner Martin Opitz zu sein; ich habe aber doch in den fünfzehn Jahren meiner Sorauer Thätigkeit nur einen Schüler gehabt, bei dem sich die Ansätze einer produktiven poetischen Begabung zeigten.

Die andere fast noch größere Schwierigkeit lag ebenso in den

gegebenen Verhältnissen. Man hört es nicht gern, aber jeder Unterrichtete weiß es, daß die Gymnasien in den kleineren Städten, die keine höhere Bürgerschule neben sich haben, schon lange nicht mehr sind, was sie ihrer Bestimmung nach sein sollen: Vorbereitungsanstalten für die Universitätsstudien. Sie sind vielmehr vom Staate genehmigte und beaufsichtigte Anstalten zur Erlangung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Das ist auch der eigentliche Zweck des erwähnten Examens. Nur wenige Städte, wie das uns benachbarte Kottbus, sind in der glücklichen Lage, eine lateinlose höhere Bürgerschule zu gründen, die in kräftigem Aufblühen steht. Da man aber doch die kleineren Gymnasien nicht auflösen oder umwandeln kann, so ist ihnen, zugleich in Anerkennung ihrer langen Vergangenheit und ihres guten Betragens, gestattet, den Aufbau der Obersekunda und der Prima zu haben. Den mag dann die kleinere Anzahl von Schülern besuchen, die immer noch die sonderbare Schwärmerei besitzen, einmal studieren zu wollen, und auch von diesen wird es ein bestimmter Prozentsatz noch immer vorziehen, sich nur einige Jahre „auf deutschen Hochschulen Studierenshalber aufzuhalten", ihnen zur Freude und den Vätern zur Sorge. Ob endlich die Unterrichtsreform von 1892 sich dauernd bewähren wird, das wird erst nach einer längeren Reihe von Jahren einmal mit Sicherheit gesagt werden können. Einzelne und wesentliche Verbesserungen sind ja unzweifelhaft und darum auch von allen Beteiligten mit Dank begrüßt worden. Aber ernste Bedenken bleiben doch bestehen, zunächst die in weitestem Umfange eingeführte Dispensation von der mündlichen Prüfung. Auch ihre frühere Form, in der sie als Auszeichnung galt, hatte gewisse Mängel, weil sie weder in den einzelnen Provinzen noch auch an derselben Schule gleichmäßig gehandhabt wurde, während doch einzelne Staatsverwaltungen, z. B. die Post, nur dispensierte Schüler als Aspiranten zuließen. Jetzt gelten darüber folgende Bestimmungen. Gegen das Betragen darf kein positiver Tadel vorliegen. Aber schon Schleiermacher hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Censur „ohne Tadel" in ihrer Anwendung auf den Charakter entweder ein hohes Lob bezeichne oder selbst schon einen Tadel in sich schließe. Denn wo keine Irrtümer sind, da sind auch keine Ideale, und doch verdanken wir eben der Verbindung dieser beiden Begriffe, schon auf dem Titelblatt, die köstliche Selbstbiographie, durch die Karl Hase in Jena die deutsche Litteratur bereichert hat. Dieselbe Überschrift könnte die geistvolle und fesselnde Erzählung tragen, die Georg Ebers seinen Schülerjahren in Keilhau, Kottbus und Berlin gewidmet hat. Sodann wird die Dispensation von der mündlichen

Prüfung jetzt jedem Schüler zu teil, dessen Leistungen sowohl in der Klasse wie in der Prüfung durchweg das Prädikat Genügend ohne Einschränkung erhalten haben. Damit aber wird gerade die Mittelmäßigkeit nicht bloß als erträglich, sondern auch als berechtigt anerkannt. Ob ein Schüler an der reichen geistigen Speise, die ihm das Gymnasium bietet, sich die Seele gesättigt, ob er auch nur in einem Fache mit Anstrengung, mit Lust und Liebe gearbeitet hat, kommt für die Prüfung fortan nicht in Frage. Es genügt, wenn er als williges, folgsames Haustier täglich das Futter aufgezehrt hat, das ihm in der Schulkrippe vorgeschüttet worden ist. Das aber kann nicht bloß der minder Begabte, sondern auch der geistig Träge leisten. Dagegen entstehen ernste Schwierigkeiten für die Schüler, die das Prädikat Genügend ohne Einschränkung in einem Hauptfache oder eine entsprechende Kompensation nicht erreicht haben, auch wenn gegen sie hinsichtlich der Reife ihres Charakters und ihrer allgemeinen geistigen Bildung gar kein Zweifel obwaltet. Sie laufen Gefahr, in dem dann eintretenden Fachexamen, dessen Leitung der Schulrat in der Regel selbst in die Hand nimmt, bergetief in purpurne Finsternis zu versinken. Daß eine solche Prüfung, bei der der Examinand wie eine Wurst in der Pfanne so lange sorgfältig herumgedreht wird, bis er bräunlich und schön in dem ganzen Glanze seiner Unwissenheit dasteht, auf alle Beteiligten einen höchst peinlichen Eindruck macht, will ich dabei gar nicht in Anschlag bringen. Hinsichtlich der Ziele und Wege aber, die nun für jedes einzelne Fach genau festgestellt sind, fürchten gerade bewährte Lehrer, die von der Griesgrämigkeit des Alters noch weit entfernt sind, daß nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung des Wissens eintreten werde, und erfahrene Universitätslehrer und Gymnasialdirektoren können sich der Besorgnis nicht entschlagen, daß schon in wenigen Jahren eine Verschlechterung der sprachlichen Durchbildung selbst bei den jungen Philologen fühlbar sein werde. Muß man da nicht fragen: Wenn nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Matth. 5, 13. Es bleibt doch ein sehr ernstes Wort Luthers: „So lieb nun, als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten. Sie sind die Scheiden, darinnen das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man das Kleinod trägt; sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßt. Sie sind die Kommode, darinnen diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brote und Fische und Brocken behält. Ja, wo wirs versehen, daß wir (da Gott vor sei) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium

verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können.“ Und kein Geringerer als Emanuel Geibel hat einem Schulmanne die Warnung gewidmet:

Wenn den Damm ihr eingerissen,
Der gewehrt dem halben Wissen,
Wähnt ihr, dann zu aller Frommen
Sei der Tag des Lichts gekommen?
Ach, es wird nur allzufrühe
Euch gereun der eitlen Mühe.

Wenn die Roheit dann entbunden,
Jedes Ideal verschwunden,
Wohl ein Grausen mögt ihr spüren;
Denn ihr halft es selbst vollführen:
Die ein Volk des Geistes waren,
Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Wo aber findet nun der Lehrer den Dank für sein mühevolles Wirken? Zuerst in diesem selbst. Seine Herrlichkeit hat, wie kein anderer, Luther verkündet. Er sagt, wenn er vom Predigtamte lassen könnte, so möchte er nichts lieber denn Knabenlehrer sein, ja er wisse kaum, welches von beiden das Bessere sei. Die Thätigkeit des Lehrers bleibt doch, wie keine andere, ein Wirken des Geistes auf den Geist. Das ist die des Geistlichen freilich auch. Aber zwei Vorzüge hat der Lehrer vor diesem voraus: den stündlichen lebendigen Wechselverkehr mit der Jugend in Frage und Antwort, und das vielleicht langsame, aber doch sichere und sichtbare Aufgehen der von ihm ausgestreuten Aussaat. Und es sind doch immer die unsterblichen Werke des klassischen Altertums und unsres eigenen Volkes, in die wir die Schüler einführen oder für deren späteres Verständnis wir sie wenigstens geschickt machen. Wer hat die Herrlichkeit der griechischen Antigone oder der Goethischen Iphigenie ausgeschöpft? Welcher Lehrer des Deutschen kehrt nicht mit immer neuer Liebe und Begeisterung zu Schillers Wallenstein oder zu Lessings Laokoon zurück? Es ist ein gutes Wort von Strauß: „Die Natur, indem sie ihre Gaben austeilt, kehrt sich an unser doktrinäres Fachwerk nicht. Sie legt Platons philosophischem Geiste ein Stück von einem Poeten zu, und er schreibt seinen Phaedon, sein Gastmahl, Bastarde nach dem System, unvergleichbar herrliche, ganz einzige Produkte für jeden gesunden, unbefangenen Sinn. Sie weiß in Schiller den Dichter durch den Philosophen und Redner zu ergänzen, und er schreibt seine gedankenschweren Gedichte, seine beredten Dramen, an denen die Doktrin mäkeln mag so viel sie will; sie werden

doch die Lebensbrunnen bleiben, aus denen das deutsche Volk, so lange ein solches bestehen wird, sich kräftigt und verjüngt." Das Schönste aber ist, daß etwas von dieser Jugend immer auch auf den Lehrer selbst zurückströmt. Eine weitere Quelle der Freudigkeit liegt in der nachgewiesenen Nötigung des Lehrers, stetig an seiner eigenen Weiterbildung zu arbeiten. Der Philologe nimmt gewiß in den Ferien seinen Lieblingsschriftsteller zur Hand, den er in der Schule vielleicht gar nicht zu erklären hat. Der Theologe aber soll sich immer wieder vertiefen in den Schatz der heiligen Schrift, daraus das Wasser des ewigen Lebens quillt. D. Hase, der drei Lehrbücher der Dogmatik selbst geschrieben hat, sagt einmal: Die Dogmatik ist ein ausgetrocknetes Herbarium, in der heiligen Schrift ist der ganze blühende Frühling. Und mit Beziehung gerade auf das Gesicht des Propheten Hesekiel — Kapitel 27 — von dem segensreichen Wasser, das aus dem Tempel strömt, fragt der Dichter der Palmblätter:

Wem ist der heilge Strom bekannt,
Wer kann ihn mir erraten,
Drin schwimmen muß der Elefant,
Darin das Lamm kann waten?
Ein Knäblein wandelt spielend drin,
Ein Mann versinkt mit Geist und Sinn
In seinen Wundertiefen?

Erfährt der Lehrer von seiten seiner Vorgesetzten eine Beurteilung, die ihm nicht billig erscheint, so soll er darüber denken wie Luther über die Apokryphen: Sie sind gut und nützlich zu lesen, jedoch der heiligen Schrift nicht gleich zu achten. Wird aber ihm selbst die Arbeit sauer, weil eigene Verschuldung oder äußere Hemmnisse ihm die Freudigkeit des Wirkens genommen haben, so soll er sich auch kleiner Erfolge freuen und für jede einzelne ihm geschenkte gute Stunde dankbar sein. Und auch der Dank der Schüler bleibt nicht aus. Er kommt vielleicht spät und in anderer Form, als sichs der Lehrer gedacht hat, aber er kommt gewiß, und oft gerade dann, wenn er ihn am wenigsten erwartet und wenn er ihn am meisten nötig hat. Daß mir selbst diese Erfahrung jetzt immer wieder beschеert wird, das ist eines von den köstlichen Lebensgütern, deren ich mich erfreue, nachdem ich bei ungebrochener Kraft des Geistes extra statum docendi, oder wie ein sinniger Freund sagte, extra statum nocendi gesetzt bin. Bekanntlich hat das der Freiherr vom Stein auch einmal einigen Rationalisten gewünscht. Ich lerne jetzt erst recht verstehen, wie viel

Dank ich nicht bloß Gott dem Herrn und freundlichen Menschen, sondern namentlich auch meinen lieben Schülern schuldig bin.

Aber es gibt auch in dem arbeitsvollen Leben der Schule Zeiten der Erquickung und fröhliche Feste. Die Ferien freilich sind an der ganzen Schule das beste, und das Scheelsehen darüber überlassen wir denen, die es zur Erhaltung ihrer Gesundheit nötig haben. Diese Einsicht gehört zu den Wahrheiten, die den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbaret sind. Zudem besitzt gerade das Sorauer Gymnasium ein Fest, wie es schöner und eigenartiger gewiß nicht viele Schulen haben. Wenn man wissen will, ob einer aus Sorau ist oder ob er dort längere Zeit gelebt hat, so soll man ihn fragen: Weißt du, was ein Schützenmacher und was ein Stuhlbauer ist? Ißt du gerne Käsekäulchen? Hast du den Melderbaum brennen sehen? Denn der Melderbaum ist die Krone des Schülerbergfestes, und das S c h ü l e r b e r g f e s t ist die Krone aller Sorauer Feste. Es ist gestiftet worden als Zeichen des Dankes für die werkthätige Hilfe, die auch die Schüler des damaligen Lyceums bei dem großen Brande geleistet hatten. Im Jahre 1851 ist es erneuert worden und seitdem auch nur zweimal ausgefallen. Wenn es herannaht, einige Wochen nach den großen Ferien, so beginnt ein geheimnisvolles Weben und Regen. Man hört, daß die Schüler der oberen Klassen sich wiederholt im Rautenkranze versammeln. Kundige wissen, daß dort denen, die das Zeugnis der Reife im Tanzen noch nicht besitzen, Gelegenheit geboten wird, die beklagenswerten Lücken ihres Wissens in diesem wichtigsten Lehrgegenstande auszufüllen. Sodann wählen die Primaner aus ihrer Mitte den Festausschuß. Er besteht aus dem Marschall und den beiden Fahnenträgern. Diese bestimmen dann wieder die Führer der einzelnen Sektionen für den Festzug. Nachdem die Liste der einzuladenden Damen von dem Direktor genehmigt ist, werden die Einladungen von dem Festausschuß selbst erlassen. Manche Sorauer Mutter bewahrt sie noch heute unter den Kleinodien ihrer Jugend auf als eine Erinnerung an die schöne Zeit der jungen Liebe. Hinsichtlich der Leistungen in den dem Feste vorangehenden und folgenden Tagen erfreuen sich die Schüler von seiten der Lehrer einer ungewohnten Milde. Die müssen nicht bloß ein Auge zudrücken sondern zuweilen auch beide. An dem Festtage selbst wird der Unterricht mit der vorletzten Stunde des Vormittags geschlossen. Bald nach Tische erscheint dann unter Musikbegleitung vor dem Gymnasium die Sektion zur Abholung der Fahnen. Während des ordnet sich auf dem Eilplatze der Cötus zum Festzuge. Auch die

Primaner tragen an diesem Tage mit Stolz die weiße Mütze; während sie sonst ihren Vorzug vor allem gymnasialen Getier und Gevögel auch darin bekunden, daß sie ohne farbige Mütze gehen. Im Gymnasium hat sich inzwischen das Lehrerkollegium mit seinen Damen versammelt. Der Zug der Schüler bewegt sich wie auf einer via triumphalis durch die Straßen der Stadt, indem aus allen Fenstern sich die Köpfe lieblicher Frauen und Mädchen auf ihn herabneigen, Arbeiter, Dienstmädchen und Schulkinder Spalier bilden. Sobald der Zug vor dem Schulgebäude aufmarschiert ist, hält der Marschall eine kurze Rede. Sie beginnt nach alter Überlieferung mit dem Satze: Sana mens in sano corpore.*) Hierauf wird dem Direktor ein dreifacher, den Lehrern ein einfacher Kranz aus köstlichen Redeblumen aufs Haupt gesetzt; den Schluß bildet ein dreifaches Hoch auf das vortrefflichste aller Lehrerkollegien. Die Musik bläst Tusch, die Fahnen werden gesenkt, und die Lehrer verneigen sich dankend. Nun geht es unter Vorantritt der Stadtkapelle hinaus zum Festplatze im Eichenwäldchen. Der ist mit Guirlanden geschmückt, für Speise und Trank sorgt Herr Kirchgeorg, Bänke und Tische sind aufgeschlagen. Die Kosten des Festes werden durch Beiträge der Schüler und durch freiwillige Gaben aufgebracht. Diese fallen meist so reich aus, daß ein Überschuß dem auf der Sparkasse belegten Fonds zugeführt werden kann. Fröhliche Lieder und Spiele wechseln, das Ganze schließt mit einem Turnreigen. Wer dem Gymnasium treu, hold, gewärtig und unterthänig ist, findet sich gewiß in diesen Stunden im Eichenwäldchen ein. Thäte er es nicht, so würde er sich dem schweren Verdachte aussetzen, daß es ihm an diesen löblichen Eigenschaften fehle. Sobald die Dunkelheit hereinbricht, ordnet sich der Zug zum Einmarsche. Die observanzmäßig von der Firma Büttner bereit gestellten Wachsfackeln werden angezündet, und nun geht es auf eine kleine, in der Nähe des Rautenkranzes befindliche Anhöhe. Dort steht der Melderbaum. Der Ursprung des Namens ist dunkel. Es ist eine hohe bis zur Krone abgeschälte Tanne, die von der königlichen Forstverwaltung geliefert wird. Sie ist hoch hinauf mit brennbaren Stoffen umhäuft. Sobald diese in Brand gesetzt sind, schließt der Cötus einen Kreis und umzieht den Baum, indem jeder dem Nachbar die Hand reicht. Nach dem herkömmlichen Festritual werden dabei die Lieder gesungen: Deutschland, Deutschland über alles; An der Saale hellem Strande; Gaudeamus igitur. Das zweite war das Lieblingslied des Direktors

*) Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper.

Liebaldt, das alte Burschenlied aber wird den Schülern der unteren Klassen vorher übersetzt und in der ihrem Verständnis zugänglichen Weise erläutert. Es hat, von den kleinen Jungen aus Leibeskräften gesungen, auf mich immer einen besonders ergetzlichen Eindruck gemacht. Nach der Rückkehr in die Stadt werden auf einem dazu geeigneten Platze die Fackeln zusammengeworfen. Zwischen 9 und 10 Uhr beginnt sodann der Festball in dem geschmückten Saale von Kirchgeorg. Sein schönster Schmuck sind aber doch die holden Mädchengestalten. Ihre Augen leuchten um so freudiger, da sie gewiß sind, an diesem Abend von dem Schicksal der Mauerblümchen verschont zu bleiben. Tanzberechtigt sind nur die Primaner und Sekundaner, die Tertianer aber haben zum Zuschauen den an herkömmlicher Stelle hergerichteten Tisch. Sie wachen eifrig darüber, daß ihr Burgfriede nicht gestört werde, namentlich aber, daß kein Quartaner sich in den geweihten Bezirk eindränge. Er würde nicht bloß ausgewiesen werden, sondern ohne Zweifel auch noch am nächsten Tage, sich selbst zur wohlverdienten Strafe, andern zum warnenden Exempel, dem Fronvogt verfallen. Da ich des Tanzens unkundig bin, so kann ich über den Verlauf des Balles nichts weiter berichten. Auch darf man junge liebende Herzen wohl belauschen, aber nicht verraten. Nur zwei mit diesem Balle verbundene Erinnerungen darf ich erzählen, weil sie bereits der Geschichte angehören. Vor längeren Jahren hat dort ein Sekundaner das junge Mädchen kennen lernen, das er zu seiner Frau Amtsrichter gemacht hat. Beide haben dann die eine der Schulfahnen gestiftet. Auch ein lieber Schüler von mir, freilich, als er schon praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer war, hat an diesem Abend den Mut gefunden, sich der still Geliebten zu erklären. Es ist begreiflich, daß die lieblichen Mädchenblüten Soraus den beiden folgenden Schülerbergfesten mit aufgeschlossenen Kelchen entgegensahen. Aber es ging ihnen wie der Königstochter im Taucher:

Es bückt sich hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen auf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Das zweite der Sorauer Schulfeste ist die am 9. Dezember stattfindende Justfeier. Sie gilt dem Andenken eines Mannes, der dem Gymnasium ein Legat zu Bücherprämien vermacht und sich ausdrücklich dieses Denkmal selbst gesetzt hat. Für die dabei zu haltende Ansprache und die Abfassung eines Programms erhält der betreffende Lehrer 30 Mk., einen für die aufzuwendende Mühe nicht gerade großen

Zuschuß zu den Weihnachtsausgaben. Erst seit wir die schöne Aula haben, ist die Feier durch musikalische und deklamatorische Vorträge der Schüler in gehaltvollerer Weise ausgestaltet worden.

Weiter werden auch in Sorau schon seit längeren Jahren in jedem Sommer ein- oder zweitägige Turnfahrten gehalten. Unter Führung der Lehrer besuchen dann die Klassen in der Regel in drei Gruppen die schönsten Punkte des Lausitzer- und des Riesengebirges. Diese Wanderungen sind freilich für die Lehrer nicht bloß anstrengend, sondern auch verantwortungsvoll, aber ihr pädagogischer Wert ist doch nicht zu unterschätzen.

Endlich muß ich noch der reichen Mittel gedenken, die durch die Dankbarkeit früherer Schüler der Anstalt für wohlthätige Zwecke zu Gebote stehen. Aus dem Legate des Kursächsischen Obristen v. Strobschütz und seiner Gattin werden seit etwa 1796 jährlich zweimal an 15 Schüler der Prima und Sekunda Geldprämien von je 15—20 Mk. und darüber verteilt. Für ihre Leitung des wohlthätigen Aktes erhalten der Direktor 9 Mk., der Konrektor 6 Mk. Die Vermögenslage der Eltern bleibt bei der Verleihung außer Betracht. An Stipendien aber und zur Unterstützung bedürftiger Schüler sind in dem Schuljahre 1898/99 nicht weniger als 2373 Mk. 07 Pf. verwandt worden. Für seine Mitglieder alter Stiftung besitzt das Kollegium selbst eine eigene Witwenkasse. Ein dankbarer Schüler hat, irre ich nicht im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, 200 Thaler gestiftet, „auf daß einiges von den Wohlthaten so ihm Gottes Güte in Sorau erzeiget, nach seinem Tode dorthin zurückfließen möchte“. Da die Kasse stets den Anteil einer Witwe erhält und wiederholt in längeren Zeiträumen gar keine Witwe zu versorgen gehabt hat, so ist das Kapital ansehnlich gewachsen. Zu der nach denselben Grundsätzen verwalteten früher erwähnten jüngeren Witwenkasse gehören auch die fünf Lehrer alter Stiftung. An diesen Bezügen nehmen auch die Lehrer teil, die in Folge ihrer Pensionierung aus dem Dienste des Gymnasiums ausscheiden, während die unter ihnen, die zugleich Kandidaten der Theologie sind, auch der kleineren älteren Witwenkasse, die den Geistlichen der Ephorie zu gute kommt, beitreten dürfen.

Eine originelle Stiftung ist erst mit dem Übergange des Gymnasiums an den Staat eingegangen. Die mehrfach erwähnten fünf Lehrer erhielten nämlich jedes Jahr nach dem Abschlusse der Ostercensur auf dem Ratskeller eine Spende von fünf Flaschen Wein, nach der Absicht des Stifters „zu mehrerer Ergetzlichkeit“. Durch

die Umwandlung in eine Geldentschädigung hatte indessen die sinnige Ostergabe schon seit längeren Jahren ihren poetischen Reiz verloren.

Wenn man bedenkt, daß unsere Anstalt keine reiche Klosterschule ist, sondern daß alle diese namhaften Stiftungen nur in der dankbaren Liebe früherer Schüler ihren Ursprung haben, so wird man gewiß zugeben, daß gerade der Lehrer des Sorauer Gymnasiums in der Überzeugung bestärkt wird: Mühevoll ist der Beruf des Lehrers, aber undankbar ist er nicht.

15. Der Abschied.

Melanchthon hat in der erwähnten Schrift de miseriis paedagogorum die ars scholastica eine militia genannt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nicht wenige Lehrer nicht mehr felddienstfähig sind, noch ehe sie das sechzigste Lebensjahr erreicht haben. Infolgedessen bin auch ich Michaelis 1895 genötigt gewesen, nach 32 Dienstjahren und nach fünfzehnjähriger Lehrthätigkeit an der Sorauer Schule in den Ruhestand zu treten, nachdem eine einjährige Beurlaubung nicht ausreichend gewesen war, mich in den vorigen Stand körperlicher Dispositionsfähigkeit zurückzuversetzen. Die Dienstentlassung ist mir durch die dankbar empfundene Huld der Aufsichtsbehörden in der ehrenvollsten Form gewährt worden. In dem meiner Vaterstadt Erfurt naheliegenden und durch die großen Erinnerungen unsrer Litteraturgeschichte geweihten freundlichen Weimar habe ich in einem kleinen Kreise lieber Verwandten und Freunde mit den Meinigen eine neue Heimat gefunden, und die vortreffliche Großherzogliche Bibliothek, ein in seiner Art einzig dastehendes Denkmal der goldenen Tage von Weimar, ist mir eine gütige alma mater. Oft, wenn ich auf meinen Morgenspaziergängen durch den schönen Park die kleine Ilm begrüße, muß ich an das Zeugnis denken, das Goethe dem Flüßchen, das auch an seinem Gartenhause sich vorüberschlängelt, in den Mund gelegt hat:

Droben hoch an meiner Quelle
Ist manch sinnig Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeströmt nach allen Landen.

Blicke ich aber auf mein Leben und auf meine Lehrthätigkeit zurück, so kommt mir wohl die ernste Mahnung Rückerts in den Sinn:

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Wohlthat sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen;

ebenso aber sein freudiges Bekenntnis:

Die Freuden blüh'n mir noch, die Leiden sind erblichen,
Und ins Gefühl des Dank's ist alles ausgeglichen.

Und darum sollen auch diese Bilder aus den beiden preußischen Gymnasialstädten, in denen ich habe leben und wirken dürfen, ausklingen in das Wort, mit dem die in den Grundstein des alten und des neuen Sorauer Gymnasiums niedergelegte Urkunde eingeleitet wird:

Soli Deo gloria!

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Hamlet.

Ein neuer Versuch zur ästhetischen Erklärung der Tragödie.

Von

Prof. Dr. A. Döring,

Gymnasialdirektor a. D. und Privatdozenten an der Berliner Universität.

316 Seiten Oktav. 7 M., geb. 8,20 M.

Dr. W. Münch,

Professor an der Universität Berlin, Kgl. Provinzialschulrat a. D.

Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. 2. Aufl. 6 Mk.

Inhalt:

1. Erziehung zur Vaterlandsliebe.
2. Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts.
3. Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule.
4. Vom deutschen Unterricht an Realgymnasien.
5. Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unseren höheren Schulen.
6. Zur Würdigung der Deklamation.
7. Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen.
8. Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand.
9. Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima.
10. Sprachgefühl und Sprachunterricht.
11. Das Verhältnis der alten und der neueren Sprachen im Unterricht.
12. Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts.

Neue pädagogische Beiträge. 3 Mk.

Inhalt: 1. An der Schwelle des Lehramts. (Seminarvorträge.) 2. Soll und Haben der höheren Schulen. 3. Nachlese.

Die Mitarbeit der Schule an den nationalen Aufgaben der Gegenwart. 0,80 Mk.

Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. 0,80 Mk.

Anmerkungen zum Text des Lebens. Zugleich 2. (verdoppelte) Auflage der „Tagebuchblätter" des Verfassers. Eleg. geb. 4,60 Mk.

„Wir haben nur wenig so wahrhaft vornehme Bücher in unserer gegenwärtigen Litteratur wie diese Schrift Münchs . . . eine tiefsinnige und eigenartige Lebensphilosophie . . . Niemand wird dieses Buch **ohne wahrhafte Erbauung** aus der Hand legen."

[Otto Lyon i. d. Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. X 1.]

Geschichte des deutschen Briefes.

Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Von

Dr. Georg Steinhausen,

Universitätsbibliothekar in Jena.

2 Teile. 13,50 Mark.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Hauptbegriffe der Psychologie.

Ein Lesebuch für höhere Schulen

und zur Selbstbelehrung

von

G. Leuchtenberger,

Direktor des Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Posen.

Gebunden 2,40 Mk.

Inhalt:

1. Die Kraft der Sinne.
2. Gedächtnis und Erinnerung.
3. Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert.
4. Talent und Genie.
5. Über Witz und Witze
6. Idee und Ideal.
7. Die Idee der Unsterblichkeit.
8. Gefühl und Gefühle.

Werden und Wandern unserer Wörter.

Etymologische Plaudereien

von

Dr. Franz Harder,

Professor am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin.

2., wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage.

Gebunden 3 Mark.

Das Ich

als Grundlage unserer Weltanschauung.

Von

Gustav Gerber.

VIII u. 430 S. gr. 8°. 8 Mark.

„Die Darstellung . . . verdient die Aufmerksamkeit der philosophierenden Gegenwart in hohem Maße, und ohne Frage wird dies Buch dazu beitragen, dem Bewußtseinssubjekt oder „Ich" die grundlegende Stellung in der wissenschaftlichen Auffassung der Wirklichkeit zu gewinnen, die es thatsächlich im Sein einnimmt."

[Gött. Gelehrte Anzeigen.]

Die Sprache und das Erkennen.

Von

Gustav Gerber.

gr. 8°. 8 Mk.

„Ein hochbedeutsames Werk, welches kein Sprachforscher oder Philosoph wird unbeachtet lassen dürfen."

[Zeitschr. f. d. österr. Gymn.]

Die Sprache als Kunst.

Von

Gustav Gerber.

2. Aufl. 2 Bände. 20 Mk.

„Ein Werk von bleibender Bedeutung."

[Pädagogium.]

„Werke von seltenem Werte und großer Originalität." [Revue critique.]

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Deutschlands höheres Schulwesen
im neunzehnten Jahrhundert.
Geschichtlicher Überblick
im Auftrage des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Von **Prof. Dr. Conrad Rethwisch.**
Mit amtlichen Nachweisungen über den Besuch der höheren Lehranstalten des Deutschen Reiches.
4 Mk., gebunden 5 Mk.

Entwickelung und Stand des **höheren Mädchenschulwesens** in Deutschland.
Im Auftrage des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Von **Helene Lange.**
1,20 Mk., kart. 1,60 Mk.

Seit 1886 erscheinen:

Jahresberichte über **das höhere Schulwesen**
herausgegeben von
Prof. Dr. Conrad Rethwisch,
Direktor des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. O.

Inhaltsübersicht:
I. Schulgeschichte (Gymnasialrektor Dr. **K. Erbe** in Ludwigsburg).
II. Schulverfassung (Professor Dr. **L. Viereck** in Braunschweig).
III. Evangelische Religionslehre (Oberl. **H. Petri** in Pforta).
IV. Katholische Religionslehre (Religionslehrer **J. N. Brunner** in München).
V. Deutsch (Gymnasialdirektor Prof. Dr. **R. Jonas** in Krotoschin).
VI. Latein (Prof. Dr. **H. Ziemer** in Kolberg).
VII. Griechisch (Oberschulrat Dr. **A. von Bamberg** in Gotha).
VIII. und IX. Französisch und Englisch (Prof Dr. **H. Löschhorn** in Berlin).
X. Geschichte (Oberlehrer Dr. **P. Pomtow** in Sorau).
XI. Erdkunde (Oberlehrer Dr. **H. Engelmann** in Berlin).
XII. Mathematik (Oberrealschuldirektor Prof. Dr. **A. Thaer** in Hamburg).
XIII. Naturwissenschaft (Prof. Dr. **E. Loew** in Berlin, Oberlehrer Dr. **K. Matzdorff** in Berlin und Oberlehrer **K. Weise** in Halle a. S.).
XIV. Zeichnen (Zeicheninspektor Prof. **F. Flinzer** in Leipzig).
XV. Gesang (Gesanglehrer **E. Langelütje** in Berlin).
XVI. Turnen und Gesundheitspflege (Schulrat Prof. Dr. **C. Euler** und Schulrat Dr. **J. Küppers** in Berlin).
Anhang: Schriftenverzeichnis.

Erschienen sind: **I.** (1886) 8 Mk. **II.** (1887) 12 Mk. **III.** (1888) 12,60 Mk. **IV.** (1889) 13,90 Mk. **V.** (1890) 14 Mk. **VI.** (1891) 14,80 Mk. **VII.** (1892) 12 Mk. **VIII.** (1893) 14 Mk. **IX.** (1894) 13 Mk. **X.** (1895) 13 Mk. **XI.** (1896) 13 Mk. **XII.** (1897) 14 Mk. **Eingebundene Exemplare** je 2 Mk. mehr.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

Bayerische Staatsbibliothek München

JOHANN MESSERER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinthaler, Paul,

Bilder aus preußischen Gymnasialstädten

Berlin 1899

Biogr. 953 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb12028636-7